DIE AUTOBIOGRAPHIEN VON DEUTSCHEN INDUSTRIEARBEITERN

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE

DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER ALBERT-LUDWIGS-UNIVERSITÄT

ZU FREIBURG I. BR.

VORGELEGT

VON

CECILIA A. TRUNZ

AUS BROOKLYN, NEW YORK, U. S. A.

FREIBURG IM BREISGAU 1934

BUCHDRUCKEREI HERDER & CO.

DIE AUTOBIOGRAPHIEN VON DEUTSCHEN INDUSTRIEARBEITERN

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE

DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER ALBERT-LUDWIGS-UNIVERSITÄT

ZU FREIBURG I. BR.

VORGELEGT

VON

CECILIA A. TRUNZ

AUS BROOKLYN, NEW YORK, U.S.A.

FREIBURG IM BREISGAU 1934

BUCHDRUCKEREI HERDER & CO.

Referent: Prof. Dr. Philipp Witkop
Korreferent: Prof. Dr. Friedrich Brie
Tag der mündlichen Prüfung: 2. August 1933

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

MEINEN ELTERN

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41543109_0014

LEBENSLAUF

Ich, Cecilia A. Trunz, Tochter des Maximilian Trunz und der Amelia geb. Herold, bin in Brooklyn New York, U.S.A., am 14. Februar 1906 geboren.

Zuerst besuchte ich die St. Cecilia Grammar School, sodann St. Agnes Seminary High School. Im Jahre 1923 trat ich in das St. Joseph's College for Women ein. 1927 erwarb ich den Baccalaureus Artium. Von 1928 ab studierte ich an der Columbia University, New York City, und erhielt dort im Jahre 1930 mein Diplom als Magister Artium. 1931 bis 1932 besuchte ich die Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg im Breisgau und promovierte da im August 1933.

INHALT

Seite

EINLEITUNG 1

Seite

Autobiographien des deutschen Bürgerstandes . 2
Burkard Zink 2
Johann Butzbach 6
Thomas Platter 6
Felix Platter 10
Ulrich Krafft 14
Leonhart Rauwolf 15
Bartholomäus Sastrow . . . 16

Autobiographien deutscher Bauern und Handwerker 16
Johann Dietz 16
Ulrich Bräker 17
Carl Scholl 18
Franz Bergg 22
Albert Stötzner 25
Karl Ernst 25
Adolf Buchloh 27

Erstes Kapitel: DER INDUSTRIEARBEITER 31

Autobiographien von Arbeitern 37
Paul Göhre 39
Karl Fischer 45
William Bromme 69
Wenzel Holek 78
Heinrich Holek 119
Adelheid Popp 123
Otto Krille 129

Alfons Petzold 133
Karl Schirmer 148
Eugen May 150
Georg Werner 157
Bruno H. Bürgel 166
Nikolaus Osterroth 173
Heinrich Lersch 176
Ludwig Turek 194
August Winnig 197

Zweites Kapitel: SCHLUSSFOLGEN 211

Bibliographie 219

EINLEITUNG

Die Aufgabe, welche wir uns bei der vorliegenden Arbeit stellen, ist die Darstellung und literarische Wertung der von deutschen Industriearbeitern verfaßten Autobiographien. Dieser Ausschnitt aus der Geschichte der Lebensbeschreibungen stellt eine neue Erscheinung in der Literatur dar und gehört in seiner Eigenart der neuesten Zeit an.

Die Literaturgeschichte zeigt, daß gerade Deutschland für diese Gattung von Schriftwerken ein besonders günstiger Boden war. Im Volke der „Dichter und Denker" standen auch sehr frühe die Männer auf, welche nicht bloß der äußern Welt sich freuten, sondern die auch bald ihr eigenes Leben zum Gegenstand ihrer Forschungen und Darstellungen machten. Alle Stände stellten dazu ihre Vertreter. Theodor Klaiber läßt in seinem Buch „Die deutsche Selbstbiographie" in mitunter drastischer Zeichnung die Selbstbiographien aller Stände, wie sie vielleicht nur in Deutschland in solcher Vollständigkeit vertreten sind, an unserem geistigen Auge vorüberziehen: „In der Tat, die Selbstschilderer und Selbstdarsteller, die im Laufe der deutschen Geschichte ihre eigenen Schicksale und Erlebnisse beschrieben und ein Bild ihres Wesens hinterlassen haben, geben einen stattlichen und seltsam bunten Zug ab. Hier nahen sich die Bettelmönche mit den Spuren wilder Selbstkasteiung im verhärmten Gesicht und abenteuerfrohe Ritter in klirrender Rüstung, dort schreiten ernste Gelehrte in langem Talar, derbe Landjunker und ehrenfeste Bürger. Ihnen schließen sich in gemessenem Abstande fromme Pietisten an mit andächtig gesenktem Haupte, verständig blickende Aufklärer, tränenreiche Jünger der Empfindsamkeit, und unter sie mischen sich rauhe Soldaten, entlaufene Mönche, entgleiste Studenten. Allmählich wird diese bunte Gesellschaft immer zahlreicher und mannigfaltiger und umfaßt nach und nach alle Lebenskreise, Stände und Berufsarten."[1]

Aus dieser Mannigfaltigkeit greifen wir für unsern besondern Zweck nur diejenigen Gruppen heraus, aus welcher im Wandel der Zeiten sich unser Industriearbeiter in direkter Linie entwickelt hat, und das sind die des Bürgers und des Handwerkers. Eine solche Darstellung

[1] Theodor Klaiber, Die deutsche Selbstbiographie — Beschreibungen des eigenen Lebens, Memoiren, Tagebücher (Stuttgart 1921, Metzler) S. 1.

gibt zugleich auch eine Vorgeschichte der Arbeiterliteratur, welche zum besseren Verständnis unseres Hauptthemas wesentlich dient.

Diese Einschränkung des Themas darf uns aber nicht hindern, einen kurzen Blick auf die frühesten Erscheinungen der Selbstbiographien im allgemeinen zu werfen. Die erste Selbstbiographie in der Weltliteratur — Selbstbeichte nennt sie Klaiber[2] — sind die Bekenntnisse („confessiones") des hl. Augustinus. Trotz der Gewalt des Inhaltes und der Sprache fanden sie lange keinen Nachahmer. „So wurde die durch Augustin erweckte Lust zur Seelenschau und Selbstschilderung zunächst hauptsächlich durch mannigfache Röhren und Kanäle weitergeleitet, um dann erst in späteren Jahrhunderten Werke von selbstbiographischem Gepräge hervorzubringen."[3] Der nächste bedeutende Autobiograph ist Heinrich Suso. Er lebte als Dominikaner in Konstanz im Anfange des 14. Jahrhunderts. Diese ersten Autobiographien sind eingegeben und geleitet von religiösen Motiven, haben ein nur dürftiges historisches Gerüst und lassen die äußern irdischen Ereignisse fast kaum vordringen. Aber sie waren die Vorbilder, welche den späteren Zeiten den Antrieb zur Selbstbetrachtung im weitesten Sinne gegeben haben. Auch die Selbstbiographie Kaiser Karls IV., ebenfalls noch dem 14. Jahrhundert angehörig, ist ganz im geistlich-aszetischen Sinne verfaßt.

Bei Suso, Karl und den unbedeutenderen Selbstbiographen des genannten Jahrhunderts war es die geistige Bewegung der Mystik, welche die Menschen zur Einkehr in ihr Innenleben einlud. Die Selbstbeobachtung des eigenen Seelenlebens in allen seinen Regungen war von den Klöstern ausgegangen und durch Predigten und Anleitungen in die andern Bevölkerungsschichten getragen worden.

Die Mystik hat so die Epoche des Individualismus angebahnt, welcher der Boden wurde, auf dem die Selbstbiographie in reicher Entfaltung aufblühte.

Autobiographien des deutschen Bürgerstandes

BURKARD ZINK

Ihr frühester Vertreter ist Burkard[4] Zink aus Memmingen im Bayrischen Allgäu. Die Lebensbeschreibung findet sich in seine Chronik eingesprengt[5].

[2] Klaiber a. a. O. S. 2. [3] Ebd. S. 2.

[4] Werner Mahrholz gebraucht in seinem Büchlein „Das Leben des Burkard Zink" die von uns angenommene Schreibweise des Vornamens. In seinen „Deutschen Selbstbekenntnissen" gibt er ihn merkwürdigerweise mit Burkhard.

[5] Werner Mahrholz, Das Leben des Burkhard Zink nebst Auszügen aus seiner Chronik (Leipzig, Insel-Verlag) S. 86. Vgl. auch Chroniken deutscher Städte Bd. 7 u. Bd. 5.

Zink beginnt die Autobiographie mit dem Tode seiner Mutter, als er vier Jahre alt war. „Item", schreibt er, „meine liebe Mutter starb an einem Kind, da man zahlt nach Christi Unsers lieben Herrn Gepurt 1401 Jahr, Gott Herr erbarm dich über sie. Amen. Do was ich vier Jahr alt." [6] Der Vater war ein Schmied. Bald kam eine Stiefmutter ins Haus, „die was ain junge stolze Frau, die was uns Kinden nit günstig und hett uns hert und tet uns übel" [7]. Unter diesen Verhältnissen ging Burkard von Hause fort und wanderte mit einem fahrenden Schüler bis nach Reifnitz in Krain, wo ein Onkel väterlicherseits Pfarrer war. Burkard war damals elf Jahre alt. In Reifnitz blieb er sieben Jahre und besuchte die Schule. Der Onkel wollte den Knaben zur weiteren Ausbildung nach Wien schicken, er aber wollte nicht, sondern ging wieder heim. Da findet er böse Zustände in der Familie: Mutter und Vater [8] getrennt, die zwei Brüder tot und sein mütterliches Erbgut an seine Schwester gegeben. Er geht zum Onkel zurück, inzwischen ist auch der gestorben und dessen Habe ebenfalls schon an die Kinder vergeben. „Do ich hinein kam, da kam ich gleich als der Schauer an die Hälm" [9], bemerkt er mit bösem Humor. Er geht wieder heim und wollte das Kürschnerhandwerk erlernen, fand aber einen bösen Meister, und „es tet mir im Rucken weh und was ihm niendert recht" [10]. Er wendet sich wiederum dem Studium zu und begibt sich unter die fahrenden Schüler. Er kommt nach Biberach und Ehingen [11]. Eine Bemerkung an dieser Stelle zeigt uns das traurige Los der meisten fahrenden Schüler. „Da waren groß Bachanten, die luffen all in die Stadt nach Prot." Über Balingen und Ulm kommt er wieder nach Hause. In Memmingen will er die Kaufmannschaft lernen, hat aber an Faßnacht das Unglück, einen Knaben zu überreiten, und muß nach Nürnberg fliehen. Dort tritt er bei einem Eisenhändler Cuntz Beham ins Geschäft. Nach drei Jahren geht er weiter nach Bamberg für ein halbes Jahr, dann nach Würzburg und schließlich nach Augsburg, wo er bei einem reichen Manne Jos Kramer Anstellung findet. Die Überschrift des nächsten Kapitels kündet uns an, daß er sich in Augsburg seßhaft machen will. Sie lautet: „Wann ich mein erst Weib genommen." [12] Es ist rührend, wie er den armseligen Anfang seiner Ehe schildert: „Item als ich bei meinem Herrn was, da nahm ich mein Weib, die was ainer armen Frauen, ainer Wittben Tochter, von Möringen, genannt die Störklerin, was ain frumme arme Frau und gab mir nicht mehr dann ain klain Pettlin und ain Kühelin und sunst klain arm Dinglach, als Pfannen etc. was alles nit zehen Pfund dn wert." Zur Armut kam noch der Verlust der Stellungen.

[6] Mahrholz a. a. O. S. 3. [7] Ebd. S. 3.
[8] Bei Mahrholz S. 16 erfahren wir, daß der Vater in diesem Jahre 1418 starb.
[9] Ebd. S. 5. [10] S. 6. [11] Beides Städte in Württemberg.
[12] S. 10.

Seine Frau war nämlich auch bei Kramer im Dienste, und da sie ohne des Herrn Vorwissen und Rat geheiratet hatten, entließ Kramer die beiden. Aber sie nahmen den Kampf ums Leben wacker auf. Die Frau spann, und er fand Verdienst durch Abschreiben. Als der Herr sah, „daß ich mich also wohl anließ und fast schrieb und gnueg gewann, da bestallt er mich wieder“ [13]. 1421 wird dem Ehepaar das erste Kind geboren, ein Knabe. In einer Fehde Augsburgs gegen den Grafen Friedrich von Zollern war Zink „Ausgeber und Schreiber über alles Fußvolk“, blieb zehn Monate im Feld „und erüberiget 30 Guldin“.

Hier ist eine Lücke in der Darstellung des weiteren Lebens Zinks zu spüren, denn plötzlich hören wir, daß er als Sendbote der Stadt zu König Sigmund und zu Herzog Ludwig von Bayern gesandt wurde. Er muß es also in der Zwischenzeit zu bedeutendem Ansehen und zu einer geachteten Stellung in der Stadt gebracht haben. Er hatte Erfolg in seiner Mission. Ein zweites Mal wird er zum König geschickt, „und ich pracht es zu ainem End“ [14]. 1427 wurde Zink auch nach Rom abgeordnet in einem Streite Augsburgs mit den Bischöfen von Nenningen und von Grafenegg.

In Geschäften seines Herrn macht er ebenfalls Reisen bis nach Venedig. Er muß demnach ein tüchtiger Geschäftsmann gewesen sein. 1431 wird er des unruhigen Lebens müde, und es „verdruß mich, so fast umb die Wege zu reiten und gedaucht, ob ich möcht ain Anstall haben hie haim in der Stadt, daß ich nit so sehr bedörft arbaiten“ [15]. Er wird städtischer Waagemeister. Wie er selbst sagt, war er reich geworden und kann sich Häuser kaufen. Den Häuserhandel beschreibt er ziemlich eingehend. Auch die Geburten und Todesfälle in der Familie werden genau registriert. Die Pest hat oft Einkehr in seine Familie gehalten. Es ist eine richtige Familienchronik, welche da sich Seite für Seite entwickelt. Die Hochzeiten (Zink war dreimal verheiratet), die Geburten der fünfzehn Kinder, die Todesfälle, sieben der Kinder starben in jungen Jahren, Taufe und Firmung werden getreulich verzeichnet. Auch sein Zusammenleben mit einer Konkubine, einem „torenden Fräulein“, von der er zwei Kinder hatte, wird nicht verschwiegen.

Zum Schluß wird noch die Gefangenschaft und Loskaufung seines Sohnes Wilhalm, geb. 1434, erzählt. Dieser war als Anhänger eines Edelmannes namens Gardner bei dessen Fehde mit dem Bischof von Trient und Herzog Sigmund von den Leuten des Bischofs gefangen genommen und nach Trient gebracht worden. Neun Jahre hatte der Vater nichts mehr von diesem Sohne gehört gehabt. Er will ihn loskaufen und reist nach Trient. Der Bischof verlangt tausend Gulden, was aber dem Vater zu viel ist, und so „schied ich von dannen und

[13] S. 12. [14] S. 13. [15] S. 14.

ließ mein Suhn im Turn“ [16]. Sechs Wochen später wurde der Gefangene losgegeben um fünfzig Gulden.

Interessant für die geistige Ausbildung Zinks ist der Umfang seiner Reisen, welche uns der Herausgeber der Autobiographie, Mahrholz, in einem besondern Abschnitt darbietet. Sie geben uns auch eine Erklärung für das große Ansehen, dessen sich Zink bei den Behörden der Reichsstadt erfreute, und die wichtigen Sendungen an fremde Höfe, für welche man ihn auswählte. Er kannte nicht nur Bayern und Württemberg, sondern auch Tirol, Ober- und Nieder-Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain hat er in Geschäften bereist. Auch nach Böhmen, nach dem Wendenland und Ungarn führte ihn sein Weg. Nach Ungarn kam er anläßlich seiner Sendung zu König Sigmund. Wir haben oben schon seine Reisen nach Venedig und Rom erwähnt. Auch die Inseln Rhodus und Kreta (Candia) und deren Städte hat er besucht.

Im dritten Teil des „Lebens des Burkard Zink“ gibt uns Mahrholz Proben aus der Chronik Zinks. Zink berichtet darin anschaulich und mit innerer Anteilnahme, welche sich manchmal zu dramatischer Lebhaftigkeit erhebt, von Judenverfolgungen, Kaiser Karls Begräbnis, von kleineren Städtefehden, Hussitenzeit und andern lokalen und Reichs-Ereignissen.

Suchen wir uns ein Urteil über diesen ersten bürgerlichen Autobiographen zu bilden, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß Zink nicht nur zeitlich, sondern auch inhaltlich zu den wirklich bedeutenden Autobiographen zu zählen ist. Er hatte nicht wie seine Vorgänger aus dem geistlichen Stande ein bestimmtes Schema vor sich: Klosterregeln oder aszetische Vorschriften, um welche sich die Betrachtungen und Selbstbeobachtungen gruppieren konnten, sondern er steht als beobachtender Mensch in den Zeiterscheinungen, der Verwandtschaft, der Stadt und des Reiches und seiner Reiseerlebnisse. Diese sucht er darzustellen, wie sie auf ihn wirkten. Das gibt dem Buche eine Mannigfaltigkeit der Szenen und eine Lebendigkeit in der Schilderung. So bildet er einen bemerkenswerten Typus seines Zeitalters, mit deutlich ausgeprägtem Bedürfnis etwas zu gelten und sich bemerkbar zu machen.

Das religiöse Moment macht sich nicht besonders geltend. Wenn ihn Mahrholz [17] einen „tiefreligiösen Menschen“ nennt, so ist das zu

[16] S. 25.

[17] Werner Mahrholz, Deutsche Selbstbekenntnisse — Ein Beitrag zur Geschichte der Selbstbiographie von der Mystik bis zum Pietismus (Berlin 1919, Furche-Verlag) S. 49. Um dem Leser die Möglichkeit zu geben, sich selbst ein Urteil zu bilden, geben wir hier die angezogene Stelle aus dem Leben Burkard Zinks (S. 73/74) wieder. An dieser Stelle spricht Zink von dem Verlust an Leib und Gut während der Kriege und stellt dann folgende Betrachtung an: „Wes ist die Schuld? Allain von unser aller großer Sünd wegen, daß niemand kain

viel gesagt. Die Stelle aus der Chronik, mit welcher Mahrholz seine Behauptung stützen will, ist doch sehr allgemein moralisierender Art. Unser Eindruck ist der, daß Zink ein Mann war, der seine religiösen Pflichten ernst nahm und erfüllte, wie er es auch mit seinen bürgerlichen Pflichten tat. Von einer besondern Verinnerlichung seines religiösen Lebens gibt er keine Beweise.

Hervorstechend ist die politische Einsicht Zinks, daß die tiefste Wurzel allen Elendes der Völker der Eigennutz der Menschen ist, „jedermann suecht sein aigen Nutz, und wenig ist der, die ein gemain Nutz suechent". Man meint hier schon den Grundsatz des neuen Deutschlands zu vernehmen, wonach Gemeinnutz vor Eigennutz geht. Zink durfte hier um so mehr den Mahner spielen, als er selbst geistig und materiell seine Bürgerpflichten aufs peinlichste erfüllte und seiner Stadt sein Bestes gab.

JOHANN BUTZBACH

Aus der gleichen Zeitperiode besitzen wir eine weitere Autobiographie. Es ist das „liebenswürdige Werkchen" des Miltenberger Bürgersohnes Johann Butzbach. Er beschreibt in „lebendiger Anschaulichkeit und munterer Frische"[18] die Gefahren, Mühen und bitteren Erfahrungen des Scholarenlebens und seiner entbehrungsreichen Studienzeit bei dem berühmten Alexander Hegius. Mit seinem Eintritt in das Kloster Laach endet das Büchlein. Es muß bemerkt werden, daß das Werk in lateinischer Sprache abgefaßt ist.

THOMAS PLATTER

Einem Selbstbiographen von sehr bedeutendem Formate begegnen wir in Thomas Platter[19]. Schon der Umstand, daß die Lebensbeschreibung in deutscher Sprache abgefaßt ist, sichert ihm einen größeren Eindruck auf den Leser und eine größere Kraft der Ausdrücke und lebhaftere Beweglichkeit in den Schilderungen[20].

Gottsforcht hat, wir seien hoffärtig, neidig und hässig gen ainander, und Ungerechtigkeit, Falschheit, Untreu, alle Posheit regiert in uns, Geitigkait, Unkeuschhait, Fressigkait ist jetzt gemain, jedermann suecht sein aigen Nutz, und wenig ist der, die ain gemain Nutz suechent umb alle Menschen sind undankbar und danken Gott selten umb das alles, das er von unsernwegen gelitten und getan hatt: und umb solch unser groß Sünd und Undankparkeit so plaget uns Gott und verhängt über uns, daß uns die Pösen strafent. Ach! Herr Gott, bis uns gnädig durch dein grundlosen Barmherzigkeit."

[18] Klaiber a. a. O. S. 16.

[19] Thomas Platter, Geißhirt, Seiler, Professor, Buchdrucker, Rektor. Ein Lebensbild aus dem Jahrhundert der Reformation, herausgegeben von Horst Kohl. 2. Auflage. Voigtländers Quellenbücher Bd. 21 (Leipzig).

[20] Was Mahrholz (Selbstbekenntnisse S. 49) bestimmte zu sagen: „Aber erst Thomas Platter, der ältere, hat in deutscher Sprache den Mut gefunden, von

Was in der Kindheitsgeschichte auffällt und als ein Zeichen starker Persönlichkeit betrachtet werden kann, ist, daß der Mann einen ausgesprochenen Familienstolz in seinen genealogischen Ausführungen an den Tag legt. Er spricht nicht nur von dem „alten Geschlecht derer, die Platter geheißen", sondern so wie der adelige Sprößling von dem Schloß seiner Väter, so redet Platter „von einem Haus, das auf einer breiten Platte gelegen ist"[21], als dem Stammsitz seiner Familie.

Der Vater starb schon früh, und Platter kann sich seiner nicht mehr entsinnen. Mit sechs Jahren schon muß das Kind die Geißen hüten. Zahlreiche Einzelheiten aus dieser frühen Zeit zeigen die scharfe Beobachtungsgabe des jungen Platter. Mit ungefähr neun Jahren wollte ihn eine Base dem Studium zuführen und brachte ihn zu einem verwandten Herrn, wohl einem Geistlichen. Seine Erlebnisse bei diesem waren aber recht übler Art. „Der Herr war gar ein zorniger Mann, ich aber ein ungeschickt Bauern-Büblein. Der schlug mich grausam übel, nahm mich vielmal bei den Ohren und zog mich von der Erde auf, daß ich schrie wie eine Geiß, (so) am Messer steckt."[22] So ging er denn wieder von diesem merkwürdigen Pädagogen weg und schloß sich einem Geschwisterkind namens Paulus Summermatter an. Derselbe war ein fahrender Schüler „und verhieß..., er wollte mich mit sich nehmen und in Deutschland der Schule nachfahren". Meißen war das Ziel der Fahrt. Luzern, Nürnberg, Naumburg, Breslau, Dresden, München, Ulm, Passau, Freising, Konstanz und Zürich bilden den äußern Umfang der Fahrten des jungen Scholaren. Es war eine leidens- und entbehrungsreiche Reise. Alle Roheiten, die sich die Scholaren gegen ihre „Schützen" herausnahmen, mußte er in vollem Maße durchkosten. Schlechte Herbergen, Hunger, Gefahren beim Stehlen der Lebensmittel, das die Scholaren den Schützen befahlen, Zechgelage und blutige Schlägereien, Krankheit und Kämpfe mit Räubern wechseln in bunter Reihenfolge miteinander ab, eine höchst interessante Schilderung der Studenten-Verhältnisse jener Zeit, reizvoll durch die Ursprünglichkeit und drastische Wahrheit.

In Schlettstadt fand er „die erste Schule, da mich deuchte, daß es recht zuging".[23] Da mußte er in seinem 18. Lebensjahre unter die kleinen Kinder sitzen und „war eben wie eine Glucke unter den

---

seiner Geburt und von den Eindrücken seiner Kindheit eingehend zu handeln", ist uns nicht ganz klar. Luthers Schriften hatten die deutsche Sprache als Ausdrucksmittel doch schon gangbar gemacht, und wenn der 75jährige Verfasser seine Jugendzeit so liebevoll behandelt, so folgte er damit doch dem bekannten unwiderstehlichen Hange des Alters, in die Jahre der Kindheit zurückzugehen.

[21] Thomas Platter S. 8.

[22] Ebd. S. 17. [23] Ebd. S. 34.

Hühnlein". Er begann damals erst seinen Donat[24] zu studieren. Da die Zahl der Scholaren in Schlettstadt immer größer wurde — Johannes Sapidus allein hatte einmal 900 Schüler —, kam beim Betteln nicht mehr viel heraus, und er zog nach Solothurn und von da nach Zürich.

Eine Äußerung des „Magister Ulrich" (gemeint ist Zwingli), man sollte die Buben zur Arbeit ziehen, „es gäbe sonst (zu) viel Pfaffen", machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er mit vielen andern Studenten „von den Studien ließ"[25].

Er lernte das Seilerhandwerk, behielt aber „allezeit Lust zu studieren". Neben dem Seildrehen her liest er den Plautus. Ein bekannter Gelehrter namens Oporinus lernte bei dem Seilerlehrling Hebräisch. Sogar ein Höfling der Königin von Navarra war unter seinen Schülern. An der Kirchentüre prangte seine Lektionsstunde: „Am Montag um die vierte Stunde zu St. Leonhard rudimenta linguae hebraicae", angeschlagen von Oporinus. Achtzehn Schüler meldeten sich.

Der erste Kappeler Krieg beendete einstweilen seine Handwerkertätigkeit. Er geht zum Studium zurück, verheiratet sich auch auf Zureden seiner Mutter und seines Gönners Myconius[26].

Eine Häuslichkeit findet er aber noch nicht, sondern muß mit seiner Frau auf die Wanderschaft und fängt in Visp im Wallis wiederum das Seilerhandwerk an. Nebenbei hält er Schule mit 30 Schülern. Hier wurde ihm auch sein Sohn Felix geboren, den wir noch kennen lernen werden. Es gefiel ihm aber auf die Dauer nicht, und nach mühseliger Wanderung kommt er nach Basel. Dort wird er Provisor bei seinem ehemaligen Schüler Oporinus. Es geht ihm leidlich.

Er tritt dann in den Dienst des gewesenen Leibarztes des Herzogs von Bayern, Johannes Epiphanius, der damals in Pruntrut weilte. Bei diesem wollte er neben dem Dienste her Medizin lernen, denn „ich hatte eine besondere Lust zur Medizin". Der Doktor, ein Trunkenbold, starb aber bald an der Pest.

Da brach der zweite Kappeler Krieg aus, 1531. Auch Platter bewaffnete sich mit einer Hellebarde, kommt aber nicht zum Kampfe.

Er geht nach Basel zurück „ad studia", und mit diesem Zeitpunkt beginnt sein Leben in ruhigere, wenn auch nicht sorglose Bahnen zu gehen. Er wird Professor „im Pädagogium" und fängt in Gemeinschaft mit drei andern eine Druckerei an, da er gesehen hatte, „wie

---

[24] Lateinische Grammatik. [25] S. 51.

[26] Ebd. S. 38 Anm. 1: „Oswald Myconius (eigentlich Geishüsler), geb. 1488 zu Luzern, studierte in Bern und Basel, ward Zwinglis Freund, wirkte 1519 für dessen Berufung nach Zürich. 1534 kehrte er, nachdem er zuvor in Luzern und Einsiedeln als Lehrer tätig gewesen war, nach Zürich zurück. Er starb als Professor der Theologie zu Basel am 14. Oktober 1552 an der Pest.

Herwagen und andere Druckerherren eine gute Sache (ein gutes Geschäft) hatten".[27] Also wurde er Bürger und zünftig (Zunftgenosse) zum Bären[28].

Aber die Kompanie löste sich bald auf, und Platter hatte 1400 Gulden Schulden; er zahlte sie nicht nur nach und nach ab, sondern ist noch imstande, ein Haus zu erwerben und darin eine eigene Druckerei zu errichten. Aber das Druckergeschäft ging bei den schlechten Zeiten nicht gut. Als ihm darum die Stelle als Schulmeister „auf Burg" angeboten wird mit der Bedingung, die Druckerei aufzugeben, willigt er gerne ein.

Platter kommt zu Ansehen und zu Hab und Gut. Für seinen Sohn zieht er nachstehendes schöne Facit aus seinen Lebensschicksalen: „Ich bin gar manchmal in großen Gefahren gewesen in Bergen, in Wassern... desgleichen zu Land wie in Poland, Ungarland, Schlesien, Meißen, Schwaben und Bayerland..., daß ich oft gedacht habe: wie ist es möglich, daß ich noch lebe.... Und wie du siehst, wie schlecht (schlicht) mein Anfang, gefährlich mein Leben verlaufen ist, daß ich dennoch zu ziemlichem Glück und Ehren bin gekommen, so daß wir... dennoch dahin sind gekommen, daß ich auf einmal (zu gleicher Zeit) in der löblichen Stadt Basel vier Häuser mit ziemlichem Hausrat... erworben habe..., daß ich in einer so berühmten Stadt Basel jetzt im 31. Jahre in der obersten Schule, ohne die (nächst der) Universität nach meinem Vermögen (nach meinen Kräften) die Schule versehen habe, darin unterwiesen (habe) manchen Ehrenmannes Kinder, deren jetzt viele Doktoren und sonst gelehrte Leute geworden sind, (auch) etliche und nicht wenig vom Adel, die jetzt Land und Leute besitzen und regieren, und andere, die in Gerichten und Räten sitzen."[29]

Er gibt zum Schluß den genauen Zeitpunkt an, an dem er das Buch abgeschlossen hat, nämlich am 12. Februar 1572 im 73. Jahre seines Lebens[30].

Ähnlich wie Zink (Seite 15—23) eine in sich abgeschlossene Haus- und Familienchronik gibt, so schließt sich auch bei Platter eine für sich bestehende Liste der Familienereignisse an und wird mit den Worten eingeführt: (Es) folgt, was sich in der Ehe zwischen mir und meiner andern (zweiten) Frau[31] zugetragen hat.[32] Nach dieser Fa-

---

[27] Thomas Platter S. 86.

[28] Ebd. S. 90. In seiner Druckerei arbeitet „ein gar feiner Künstler in der Druckerei, Peter Schöffer, von dessen Geschlecht die Druckerei zu Mainz erfunden ist".

[29] Ebd. S. 106—107.

[30] Ebd. S. 108. Klaiber a. a. O. S. 16 gibt das Alter Platters an diesem Zeitpunkte mit 75 Jahren an.

[31] Die Abgrenzung ist nicht richtig, denn von 6 Seiten der Chronik sind 3 Seiten der Zeit der ersten Frau gewidmet.

[32] Thomas Platter, Anm. S. 108.

miliengeschichte war Platter zweimal verheiratet. Aus erster Ehe waren vier Kinder entsprossen, drei Töchter, wovon zwei an der Pest starben, die dritte mit 16 Jahren. Das vierte Kind war der spätere Arzt Felix Platter.

1572, am 20. Februar, starb die erste Frau, und schon am 24. April des gleichen Jahres verheiratete er sich wieder mit Hester (Ester) Groß, der Tochter des Prädikanten in Lützelfluh, Nikolaus Megander (gräzisierter Name für Großmann oder Groß). Aus dieser Ehe kamen sechs Kinder, das letzte geboren 1580.

Vom Rate in Basel wurde ihm nahegelegt, wegen hohen Alters sein Amt als Lehrer niederzulegen, was er im März 1578 auch tat, mit einem Ruhegehalt von jährlich 80 Gulden. Am 20. Oktober 1580 starb er[33].

Vergleichen wir Platter mit Zink, so ist in der Hauptsache der breitere Aufbau des Ganzen zu bemerken. Was bei Zink noch skizzenhaft wirkt, ist hier ein volles und lebendiges Bild. Ganz besonders unterscheidend ist der breite Raum, der Platter seiner Jugend widmet. Beobachtungen und Erlebnisse, auch geringfügiger Natur, werden geschickt in die größeren Ereignisse eingefügt und geben der Schilderung eine reizende Frische und Lebendigkeit. Seine Erlebnisse als fahrender Schüler, als Student und als Kustos in Zürich liefern wertvolle Beiträge zur Geschichte der Universitäten und des Studienbetriebes der damaligen Zeit. Daß jeder gelehrte Anstrich vermieden ist und die Bilder ganz so gezeichnet sind, wie sie Platter sah, macht sie um so wahrer und interessanter. Auch die Basler Jahre sind klar und lebendig gezeichnet, fallen aber schon ihres ruhigeren Inhaltes wegen gegenüber den Jugend- und Studienjahren ab. Im großen und ganzen bedeutet Platter einen großen Aufstieg in der Reihe der bürgerlichen Autobiographen. Wenn man die Kulturgeschichte jener Zeit zu schreiben hat, muß man auf sein Werk zurückkommen.

FELIX PLATTER

Nicht so umfassend und nicht so ursprünglich sind die Aufzeichnungen, welche Platters Sohn Felix über sein Leben hinterlassen hat und welche Horst Kohl in „modernisierter Form den Quellenbüchern einverleibt hat".[34]

---

[33] Ebd. S. 113. Sein Sohn Felix Platter, dem wir diese Notiz verdanken, gibt die Todesstunde mit folgender frommen Betrachtung an: „Am Freitag um Mittag, da man zwölfe läutete, und also eben (um) die Zeit, da Christus, unser Seligmacher, seinen Geist aufgegeben. Dem verleihe der allmächtige Gott, daß er auch zu unseres Heilands Jesu Christi Wiederkunft wiederum fröhlich auferstehe. Amen!"

[34] Felix Platter, Tagebuchblätter aus dem Jugendleben eines deutschen Arztes des 16. Jahrhunderts. Vogtländers Quellenbücher Bd. 59 (Leipzig) S. 5. Die Originalhandschrift befindet sich in der Universitätsbibliothek zu Basel.

Das Werk zerfällt in zwei Teile: Jugendzeit und Studienzeit. Mit der Hochzeit des jungen Platter schließt die Autobiographie. Horst schließt aus dem Vorhandensein von Aufzeichnungen, daß Felix Platter anfänglich an eine Fortführung seiner Selbstbiographie gedacht habe. Dies ist sehr wahrscheinlich auch aus dem Grunde, weil in der vorbildlichen Biographie des Vaters ein fertiges Werk vorlag. Soviel wir aus den spärlichen Mitteilungen ersehen können, die uns Horst aus hinterlassenen Fragmenten gibt, hätte die Weiterführung einen höchst interessanten Einblick in das Leben eines vielbeschäftigten Arztes jener Zeit gewährt.

Wie bereits erwähnt, nimmt die Jugendzeit auch in Felix Platters Werk einen sehr großen Platz ein. Wenn man die Zeit der — wie wir es nennen würden — Elementarschule hinzurechnet, so fallen auf diesen Abschnitt 54 unter 195 Druckseiten. Wie beim Vater, so finden wir auch beim Sohne eine Genauigkeit, welche die kleinsten Dinge und Ereignisse beschreibt. Beim älteren Platter wirkt aber diese Kleinmalerei sehr anziehend und ursprünglich, während sie beim jüngeren vielfach kleinlich anmutet und ermüdend ist. Man kann sich oft des Eindruckes nicht erwehren, daß es ein Großtun ist mit einem frühbeobachtenden Geiste und einem vortrefflichen Gedächtnisse. Es ist der spekulative Arzt, der zurückschaut und sich bespiegelt, nicht der Vater, der sich harmlos der farbenreichen Erinnerungen freut. Er schildert auch Erscheinungen in seinem Empfindungsleben, welche auf neurasthenische Veranlagung hindeuten, so, wenn er einen unbezwingbaren Abscheu zeigt vor ringförmigen Gebilden, wie Gurkenstücken und Metallringen. Sogar sein Doktorring erregt diesen abstoßenden Reiz und verursacht ein förmliches Entsetzen in ihm.[35] Menschen mit irgend einer körperlichen Mißgestaltung stießen ihn ab. Eine Wärterin mit einem verstümmelten Finger, die dem Kinde die Nahrung reichte, mußte „abgeschafft" werden, weil es die Annahme verweigerte[36].

Neben vielem Unwichtigen bringen diese Jugendblätter Ereignisse aus der Stadtgeschichte Basels. Pest, Hinrichtungen, Theateraufführungen, Maskeraden, Sitten und Unsitten im Bürgerleben fesseln den Leser. Auffallend ist, daß er über seine Schulerlebnisse so wenig berichtet. Sein Vater war sein erster Lehrer. Große Härte und der Ehrgeiz, seinen Sohn möglichst schnell vorwärts zu bringen, scheinen hervorragende Züge in seiner Pädagogik gewesen zu sein. Auch in der Wahl des Berufes sprach der Vater ein entscheidendes Wort. Das Ziel, das er sich einst gesetzt hatte, ein Mediziner zu werden, wollte er im Sohne verwirklichen. „Unter anderem schrieb mir mein Vater (nach Rötteln, wohin der Junge wegen der in Basel wütenden Pest

[35] Felix Platter S. 177. [36] S. 13.

gebracht worden war), ich sollte mich dazuhalten, ich müßte Medizin studieren....“[37] Durch Kräuterbücher und andere medizinische Werke scheint der junge Platter ebenfalls zu diesem Studium disponiert worden zu sein, aber auch in dieser frühen Zeit tritt der Wille des Vaters bestimmend hervor. Im übrigen sind es Stadtbegebenheiten, welche auch im Kapitel Schule die Zeilen füllen.

„Den 29. September (1551) am St. Michaelis-Tage habe ich deponiert[38]. Ich hörte nur dialecticam im Pädagogium und sonst in secunda classe Coelium oratorem. Mein Vater übte mich daheim in Graecis und fing mit mir an compendium Fuchsii[39] zu lesen und las physicam.“ Auch hörte er bei „professor medicus Johannes Huber“ librum Hippocratis de natura humana. Damit war er in die Vorhalle der medizinischen Wissenschaft eingetreten.

Neben dem Lernen trieb er eifrig Musik, besonders gut lernte er die Laute schlagen. Diese Vorliebe für Musik blieb ihm sein ganzes Leben lang. „Gesang und Lautenspiel mochte er nicht missen, und eine reiche Sammlung von musikalischen Instrumenten jeder Art bewies, wie hoch er den Wert der Kunst der Töne schätzte.“[40]

Montpellier hatte eine von alters her berühmte Arzneischule, und es ergab sich für den Vater Platter die Möglichkeit, seinen Sohn als Austauschstudenten dort studieren zu lassen. Mit der Reise nach dort beginnt der interessanteste und wertvollste Teil der Biographie. In zwanzig Tagen ritt der junge Student über Genf durch das Rhonetal nach Montpellier. Man liest die Reiseschilderung mit vielem Genuß, denn Platter beobachtet und beschreibt sehr gut und anschaulich.

Bedauerlich ist, daß Platter wohl viel von den Studenten und Professoren spricht, aber vom eigentlichen Studienbetrieb und praktischen Übungen nur sporadisch und unvollkommen schreibt. Bemerkenswert ist, wie die Studenten sich die Leichen stahlen zu ihren anatomischen Studien. Hinrichtungen und Ketzerverbrennungen, das arcane Treiben der „Marranen“,[41] Studentenleben, Serenaden, Ausflüge in die Umgebung geben ein belebtes Bild von seinem Leben in Montpellier. Besonderes Interesse empfinden wir, wenn wir von den zahlreichen Deutschen hören, welche an der alten Hochschule studierten und von ihrem festen Zusammenhalt im fremden Lande.

Platter war ein eifriger und gewissenhafter Student. Auch lockenden Verführungen gegenüber zeigt er Charakter und klares Denken.

---

[37] S. 51.

[38] Das heißt, er wurde in die Liste der Studierenden eingetragen.

[39] A. a. O. S. 55 Anm. 2. Wahrscheinlich das „new Kreuterbuch“ des Tübinger Medizinprofessors Leonhard Fuchs.

[40] Vorwort S. 7.

[41] Äußerlich zum Christentum übergetretene Juden. Merkwürdigerweise hielten sie „viel auf die Messe und mehr auf die Jungfrau Maria denn auf Christum“. A. a. O. S. 117.

Alles interessiert ihn, was ihn in seinem künftigen Berufe fördern kann. Nach einem Abschiedsgelage z. B. schreibt er während der Nacht ein Büchlein „De componendis medicamentis" ab, das einem der scheidenden Freunde gehörte.

Den 18. Mai (1556) ward er zum Baccalaureus in der Medizin promoviert. Seinen medizinischen Doktor will er in Basel machen. Durch Frankreich kehrt er über Paris in die Heimat zurück. Etwas umständlich schildert er seine Heimkunft, seine Besuche, Vorbereitung auf das Doktorexamen und dessen Verlauf. Die Veranstaltungen zur Hochzeit, Vermählung und das Hochzeitsessen mit über 150 Gedecken sind anziehende altertümliche Bilder. Dann begannen die Sorgen um eine ausreichende Praxis.

Sollen wir über den jüngeren Platter ein Urteil abgeben, so liegt es nahe, seine Autobiographie mit der seines Vaters zu vergleichen. Wir bemerken da einen großen Unterschied in Sprache, Inhalt und Art der Darstellung. Mahrholz sieht darin nicht nur einen „Unterschied des Temperamentes, sondern ebenso der Zeitstimmung".[42] Er sieht in dem älteren Platter einen Repräsentanten der „Revolution" der Geister, d. h. der Reformationszeit, und in dem jüngeren den Typus einer Zeit der „Entspannung". Er geht so weit, von einem Zeitalter der Heroen und der Epigonen zu sprechen, deren Stimmen in den beiden Biographien zum Ausdruck kämen. Sicherlich ist nicht abzuleugnen, daß das Tempo einer Zeit ihren aufregenden oder beruhigenden Einfluß auf die gleichzeitigen Schriftsteller ausübt. Trotzdem geht die Annahme von Mahrholz zu weit. Der Unterschied zwischen Thomas und Felix Platter liegt zum größten Teile in der Eigenart der Persönlichkeit und des Entwicklungsganges. Dort der robuste, in Bergluft und mühevollem Tagwerk gestählte Junge, der von einer harten Jugend in ein entbehrungsreiches Alter trat, der sich seine Bildung Stück für Stück mühsam erwerben und nebenbei in schwerer Handwerksarbeit sein Brot verdienen mußte. Auf der andern Seite der Sohn, dem die Wege geebnet waren durch die Stellung seines Vaters. Er konnte nach Neigung auf einer berühmten Hochschule studieren, lernte fremde Länder und Leute kennen, ohne sich viel mit Sorgen abkämpfen zu müssen, findet die Frau, die er liebte, und eine Praxis, die er mit Geschick und Tatkraft bald aufbauen konnte. Als er die Biographie schrieb, war er ein wohlbestallter, reicher Arzt[43] und Professor, der weit über die Mauern seiner Heimatstadt hinaus berühmt war. Daß seine Ausführungen „ruhiger und gemessener" sind, seine Darstellung derart, daß niemals vorher „eine ähnlich

[42] Mahrholz, Deutsche Selbstbekenntnisse S. 52.

[43] Vorwort S. 8. Hier schreibt Kohl: „1612 hatte er ein Vermögen von 306 642 Mark, welche Summe in ihrer Kaufkraft einen um mindestens das Sechsfache erhöhten Wert darstellt."

breite, klare und reiche" geschrieben wurde, ist nicht so sehr zurückzuführen auf den Unterschied zweier Generationen, sondern auf die ruhigere, vielleicht schwächlichere Veranlagung[44], die gemächlichen Lebensumstände und schließlich auf den Einfluß seines Berufes und seines Umganges in seiner gehobenen Stellung.

In die Augen springend ist beim jüngeren Platter — mehr als beim Vater — ein stark religiöser Zug, der sich nicht bloß in gewissen unaufdringlichen Äußerungen und Betrachtungen dartut, sondern auch in klaren Reflexionen, besonders während seines Studentenlebens, wo ihm seine Religion einen starken Halt bot.

ULRICH KRAFFT

Aus dem 16. Jahrhundert haben wir neben den eben gesehenen Vertretern des gelehrten Bürgerstandes auch einen Vertreter des Kaufmannsstandes, welcher einen nennenswerten Beitrag zur Geschichte der Autobiographie gestellt hat. Es ist dies der aus der bekannten Ulmer Patrizierfamilie stammende Ulrich Krafft. Schon mit 12 Jahren kam er nach Augsburg, um dort die Kaufmannschaft zu lernen. Zur weiteren Ausbildung ging er sodann nach Lyon und Florenz. Überall wurde er gefesselt durch die Erzählungen der Kaufleute, welche auf ihren Handelsreisen den Orient, seine märchenhafte Schönheit und sein fremdartiges Leben und Treiben gesehen hatten. Das weckte in ihm „eine solche lustige Begierde, wie ich doch mit guter Gelegenheit dermaleins auch möchte in dergleichen orientalische Lande geraten und kommen"[45]. Sein Wunsch sollte sich bald erfüllen, aber nicht so romantisch, wie er geträumt hatte. Das Handelshaus in Augsburg, in dessen Dienste er getreten war, hatte eine eigene Geschäftsfaktorei in Tripolis. Diese hatte Krafft zu besuchen und in Geschäften der Firma auch Cypern, Aleppo und andere Orte im Orient zu bereisen. Auch eine Lustreise auf den Libanon unternahm er, um dessen Zedern zu bewundern. Der Bankerott seines Hauses zog ihm drei Jahre Schuldgefängnis zu und alle Leiden orientalischer Quälerei in Tripolis. Durch kleine Dienste, u. a. durch das Reparieren einer zerbrochenen Uhr, gewinnt er sich die Gunst des Gefängnis-Hauptmanns, und es gelingt dann seinen Freunden, ihn loszukaufen. Von den Nachwirkungen der harten Gefängniszeit genesen, bereist er noch Polen, Ungarn und Schlesien. Die Ergebnisse dieser Reisen, die Orte, die er gesehen, die Erfahrungen, die er gesammelt, die Sitten der verschiedenen Völker, die er beobachtet, beschreibt er genau und anschaulich. „Die Geschichte der Stätten, an

[44] Wir haben schon oben angedeutet, daß unverkennbar neurasthenische Züge in seinem Wesen hervortraten.

[45] Mahrholz, Deutsche Selbstbekenntnisse S. 35.

denen er weilt, wie die gegenwärtige politische und kulturelle Lage der Länder, die er bereist, die Handelsverhältnisse wie die sittlichen Zustände, das Klima und die fremde Religion, die fremde Schrift und die orientalischen Spiele beschreibt er ausführlich und anschaulich."[46] Unverwüstliche Freude am Leben, starke Heimatliebe und Nationalstolz, Humor und tiefe Frömmigkeit zeichnen diesen bedeutenden Vertreter der Blütezeit deutscher Kaufmannschaft aus.

Wenn es auch keine vollständige Biographie ist, die wir hier vor uns haben, nur mehr ein Teilstück aus dem Leben, so werden wir entschädigt durch die Gewalt der Energie, das Beispiel eines Nationalstolzes, der etwas Seltenes und darum Wertvolles ist in jener zerrissenen Zeit.

LEONHART RAUWOLF

Ein ähnliches Bild unternehmender deutscher Kraft und deutschen Forschermutes haben wir in einem Mitglied jener Kaufmannsfamilie Mannlich, in deren Diensten Krafft stand: Rauwolf, Doktor der Medizin aus Augsburg[47]. Er hatte von seinen Schwägern den Auftrag erhalten, die unbekannten Gegenden des Orients zu bereisen und ihre Produkte im Handelsinteresse zu studieren. Eine mehrjährige Reise führte ihn nach Syrien, Judäa, Mesopotamien, Arabien, Babylonien, Assyrien und Armenien. Rauwolf ist ein Beispiel dafür, welch gewaltiger Trieb aus der Enge der heimischen Welt in die Weite bei den Menschen der damaligen Zeit sich regte. Auch er bekennt, ähnlich wie Krafft: „Dringt mich doch die Wahrheit zu bekennen, daß ich Hochgelehrter berühmten Leuten nach zu reysen, frembde Nationes und mores zu besichtigen, und dadurch etwas zu erlehrnen, von Jugendt auff großen begir und lust gehabt."[48]

Sein Hauptinteresse auf diesen Reisen war der Botanik zugewandt, und lange Kapitel sind den Forschungen auf diesem Gebiete gewidmet. Aber auch für die Sitten und Trachten und das Leben der Völker, die er sah, hatte er ein offenes Auge. Auch ihn zog es hinauf auf den Libanon. Man sieht bei ihm wie bei Krafft, die beide in ihrer Art religiöse Männer sind, wie die poesieumgebenen Orte Palästinas einen tieferen Eindruck machen als die, mit denen Christus selbst in Berührung gekommen ist. Denn von diesen hören wir wenig. Darin sind beide ganz Renaissancemenschen.

---

[46] Ebd. S. 37.

[47] Auch Rauwolf hatte wie Felix Platter in Montpellier studiert, hauptsächlich Botanik.

[48] Mahrholz, Deutsche Selbstbekenntnisse S. 39.

BARTHOLOMÄUS SASTROW

Den Höhepunkt bürgerlicher Autobiographie bildet ohne Zweifel Sastrows Buch: „Bartholomäi Sastrowen Herkommen, Geburt und Lauff seines gantzen Lebens, auch was sich in dem Denckwerdiges zugetragen, so er mehrenteils selbst gesehen und gegenwärtig mit angehöret hat, von ihm selbst beschriben". Den Inhalt des Werkes im einzelnen zu skizzieren, ist nicht möglich, da eine Fülle von lokalen und religions- und reichsgeschichtlichen Ereignissen darin aufgehäuft ist. Man ist überrascht, mit welcher Klarheit und plastischen Lebendigkeit Sastrow die Zeitbilder vor dem Leser entwickelt. Die Schilderungen sind durchgeführt und abgerundet. Man spürt hier einen Meister der Darstellungskunst, der seine Vorgänger ohne Ausnahme in den Schatten stellt. Auch liegt so viel Individuelles und Freimütiges im Urteil, daß auch in dieser Beziehung ein Höhepunkt erreicht ist. Das Buch, obwohl anfänglich nur geschrieben „seinen Kindern und Kindeskindern zur Erinnerung und ohne die Absicht, als Geschichtsschreiber seiner Zeit sich zu betätigen"[40] ist eine Chronik von dauerndem Werte.

Autobiographien deutscher Bauern und Handwerker

JOHANN DIETZ

Das zusammenstürzende Bürgertum der Barockzeit vermochte keinen bedeutenden Autobiographen hervorzubringen. Der Despotismus der Fürsten erstickte jegliche Freiheit des Wortes und jede individuelle Regung. Das Volk war die Masse der „Subjekte" geworden, und mit dem Untergang der Persönlichkeit waren auch der Trieb und der Mut zur Selbstschilderung dahingeschwunden. Elias Holl, Bartholomäus Dietwar, Jakob Thomasius und Philipp Münch sind die bedeutenderen Vertreter dieser schwächlichen Literaturperiode.

Eine erfrischende Ausnahme unter diesen verzagten Geistern macht ein Mann, welcher fast zu gleicher Zeit lebte wie Münch. Es ist dies Johann Dietz, dessen Abenteuer dem Leser oft kaum glaubhaft erscheinen. Aber es ist nicht die Mannigfaltigkeit der Erlebnisse, welche Johann Dietz einen Platz in unserer Arbeit anweisen, sondern der Umstand, daß er dem Handwerkerstande angehörte. Er war gelernter Barbier, der sich später zum Chirurgen und zum Feldscher des Großen Kurfürsten und zum Hofbarbier emporarbeitete. Wenn wir den Titel der von Consentius herausgegebenen Selbstbiographie

[40] Bartholomäus Sastrow. Ein deutscher Bürger des 16. Jahrhunderts. Selbstschilderung des Stralsunder Bürgermeisters. Voigtländers Quellenbücher Bd 38 (Leipzig) S. 3.

geben, haben wir für unsern Zweck auch schon den Inhalt seines abenteuerreichen Lebens angegeben. Dieser lautet: „Meister Johann erzählt sein Leben, was er als preußischer Feldscher in Ungarn wider die Türken, als Schiffsarzt mit holländischen Walfischfängern am Nordpol, auf Reisen in deutschen Landen als Barbier und Chirurg mit Räubern und Jungfern, Soldaten und Gespenstern, endlich daheim mit zwei Ehefrauen erfahren, und also auf dieser Welt insgesamt hat leiden müssen.“ [50] Klaiber urteilt über das Büchlein: „Diese Aufzeichnungen eines ungelehrten Mannes, der gleichwohl über eine ausgebreitete Weltkenntnis verfügte, knüpfen in ihrer frischen Ursprünglichkeit wieder an die besten Selbstbiographien des 16. Jahrhunderts an, denen sie an volkstümlich derber Anschaulichkeit nicht nachstehen.“

ULRICH BRÄKER

Mit Philipp Münch, gestorben 1773, sind wir zeitlich schon der Epoche nahe gekommen, wo eine der markantesten Erscheinungen des mittelalterlichen Städtelebens sich ihrem Ende zuneigt, wir meinen die Zünfte. Die ersten Anzeichen der kommenden Industrie und ihres umwälzenden Einflusses zeigen sich schon deutlich. Neue Ideen und Probleme dringen vom Auslande ein nach Deutschland. Noch ist die Literatur nicht von den neuzeitlichen Strömungen erfaßt. Der Streit hat erst in den Kreisen der Theoretiker begonnen. In diesem Zeitabschnitt schrieb ein Mann sein Leben, der nichts von der Mattherzigkeit der Barockbiographen, aber auch noch nichts von der kommenden Periode an sich hat, sondern der gesund und stark ein armes Leben kämpft und es erfüllt mit Gedanken so urwüchsig tief und schön, daß sein Buch zu einem einzigartigen Erlebnis wird. Es ist der Schweizer Bauer Ulrich Bräker (1735—1798).

Der Inhalt seines vielbewegten Lebens ist in seinen Tiefen und auf seinen Höhen in der kurzen, aber erschöpfenden Charakterisierung zusammengefaßt: „Bräker ist bettelarm — als Bruder von sieben Geschwistern — aufgewachsen, bettelarm als Vater von sieben Kindern gestorben. Sein Leben war kein Idyll..., es war Kampf, Leid und Schicksal, es war Hunger, Krankheit und Not. Aber er hat seine Leidens- und Freudentiefen mit Kraft und Liebe ergründet und zum Frieden mit der Natur und Gott emporgeführt.“ [51]

Sein äußeres Leben hat, von einer Ausnahme abgesehen, keine großen Kurven. In seinen Bubenjahren mußte er die Geißen hüten. Als junger Mann fällt er preußischen Werbern in die Hände und erlebt so seine abenteuerreichste Zeit. In der Schlacht bei Lobositz

[50] Klaiber, Deutsche Selbstbiographie S. 61.

[51] Philipp Witkop, Volk und Erde — Alemannische Dichterbildnisse (Karlsruhe 1929, Müller) S. 5.

desertiert er und kommt wieder in die Heimat zurück, wo er heiratet — nicht gerade glücklich —, er probiert es bald mit Salpetersieden bald mit einem kleinen Handel, bleibt aber immer ein armer Mann, der seine zahlreiche Familie kaum zu ernähren imstande ist.

Aber in diesem armen Leben „voll Kindern und Krankheit, Arbeit und Schulden" baut sich eine reiche Innenwelt auf. Während der Tag der Arbeit und den Sorgen und der oft sehr bitteren Not gehörte, bereichert sich sein Geist des Nachts an Büchern, die ihm großen Genuß verschaffen: Geschichtswerke, Mendelssohn, Zimmermann, Pestalozzi, Molière, Goldoni, Holberg, aus dem Kreise des Sturms und Dranges: Justus Möser, Lavater, Jung-Stilling, Goethes „Götz", „Werther", und vor allem Shakespeare, dessen sämtliche Werke in Wielands Übersetzung er fast ununterbrochen von 1776 bis 1792 entliehen hat (er hat sie nie kaufen können)[52]. Wie er seine Lektüre trieb, zeigen die Früchte, die er daraus zog. „Ein ganzes Büchlein ‚Etwas über William Shakespeares Schauspiele von einem armen ungelehrten Weltbürger, der das Glück genoß, denselben zu lesen' (1780), zeugt von der Ursprünglichkeit seines Shakespeare-Erlebnisses."[53]

Wunderbar ist es, wie Bräker seine Ideen von Natur und Mensch, von den Sternen und Blumen, Gott und Ewigkeit in Worte zu fassen verstand. Besonders in seinen Tagebüchern finden sich Betrachtungen, welche vielfach an die Mystiker erinnern.

CARL SCHOLL

Aus der Zeit, da bereits die Industrialisierung Deutschlands eingesetzt hatte und dem Handwerkerstand den Untergang androhte, haben wir die köstliche Selbstbiographie eines Böttchers, schlicht geschrieben und doch voll Spannung und teilweise von einer entzückenden Poesie. Es sind die Lebenserinnerungen eines alten Handwerkers aus Memel, des Böttchers Carl Scholl[54].

Schon das Entstehen dieser Biographie ist von Poesie umwoben. Wir verdanken sie der idealen Freundschaft des alten Meisters mit zwei — wie schon die reizenden Zeichnungen im Buche dartun — kunstbegabten und sinnigen Schwestern Marie und Johanne Rehsener. Ferdinand Gregorovius, der berühmte Historiker, der Kunst- und Literaturhistoriker Hermann Grimm und der Kartograph Richard Andree ermunterten die Schwestern zur Herausgabe des Manuskriptes.

Not der Zeit und Not der Familie trübten die Jugendtage von

[52] Ebd. S. 6. [53] Ebd.

[54] Carl Scholl, Lebenserinnerungen eines alten Handwerkers aus Memel. Herausgegeben und mit Handzeichnungen begleitet von M. und J. Rehsener. Stuttgart-Gotha 1932, Perthes.

Carl Scholl. Geboren im Jahre 1801 in Memel, erlebte er die Demütigung Preußens durch Napoleon, sah er den Königlichen Hof auf der Flucht und mußte die tiefste Armut der eigenen Mutter mitfühlen. Seinen Vater, Unteroffizier beim Füsilierbataillon des ersten ostpreußischen Regiments, hat er nicht gekannt, weil dieser selten zu Hause war. Er fand in der Schlacht bei Eylau (1807) wahrscheinlich bei der Explosion eines Pulverkarrens den Tod.

In der Schule machte der talentierte Knabe die besten Fortschritte. „Doch als ich so im besten Zuge war, mußte mein Schulgehen wieder beschränkt werden. Es trat ein strenger Winter ein, ich hatte keine Schuhe auf den Füßen und auch nichts Warmes anzuziehen.“ [55] Es muß bemerkt werden, daß Carl als Soldatenkind mit zurückgelegtem sechsten Lebensjahre schulpflichtig war. Diese Kinder hatten vor dem Kriege eine eigene Uniform erhalten: dunkelgrüne Jacke mit hellgrünem Kragen und Aufschlägen, rote Weste mit einer Reihe zinnerner Knöpfe, weißwollene Hosen, Kommißschuhe und eine graue Mütze. Die Verarmung des Staates machte diese Aufwendung unmöglich.

Die Mutter spann, aber der Verdienst reichte nicht hin, um den ärgsten Hunger zu stillen. „Wenn wir dann in der Küche die andern Leute kochen hörten und einer von uns sich heimlich hinschlich, kam die Mutter raus, faßte denjenigen beim Arm und schob ihn unsanft in die Stube rein mit den Worten: Ihr seid Soldatenkinder..., ihr müßt euch schon früh an Hunger und Kälte gewöhnen.“ [56]

Während der Hausarbeit lernte der kleine Carl aus den Büchern seines Bruders, so daß ihn der Lehrer im nächsten Frühjahr den andern als Muster hinstellte und ihm einen Platz unter den besten Schülern anwies.

Ein Hungerjahr trat ein, dazu wurde noch die Mutter krank. Durch Sandverkauf suchten die Kinder etwas zu verdienen, Carl außerdem durch Schreibarbeit, da er sehr schön schrieb.

Als er einmal wegen einer Fußverletzung nicht gehen konnte, trug ihn seine Mutter vier Wochen lang täglich zur Schule. Nach seiner Einsegnung wählte er den Böttcherberuf. Er zeigte sich auch hier tüchtig. Schon nach seinem ersten Lehrjahr mußte er die „Arbeitsrechnung“ übernehmen. Mit neunzehn Jahren wurde er Geselle, und vierzehn Tage nachher begab er sich auf die Wanderschaft. Er ließ aber nicht nur seine Mutter als die einzige zurück, welche seinen Abschied schmerzlich empfand, sondern auch eine Jugendfreundin von der Schulzeit her. Wir erwähnen diese an sich geringfügige Tatsache, weil diese Jugendliebe später in tragischer Weise enden sollte. Über schlechte Wege und schlechte Herbergen kam er nach Königsberg, wo ihn eine alte Tante gastlich bewirtete. Von da ging's nach Braunsberg.

---

[55] Scholl a. a. O. S. 15. [56] Ebd. S. 16.

Durch einen Brief seiner Mutter erfuhr er, daß sein ältester Bruder in Berlin in der Königlichen Porzellanfabrik als Beamter angestellt sei. So wanderte er denn nach Berlin. Sein Bruder nahm ihn liebevoll auf und sorgte für Arbeit. Carl fand einen tüchtigen Meister, wo er viel für seinen Beruf lernen konnte.

In dieser Stelle blieb er bis ins Frühjahr. Nur ungern entließ ihn der Meister. An diesem Punkt seiner Biographie angelangt, muß er sich entschuldigen, daß er sich im Folgenden auf sein Gedächtnis verlassen müsse bei der Schilderung seiner Wanderungen, da ihm das Notizbuch von diesem Teil der Reise „bei dem großen Memeler Brande 1854 mitverbrannt sei". Über Brandenburg kam er nach Magdeburg und Preußisch-Münde, von wo er sich „hinüberschmucheln" wollte nach Hannöverisch-Münde. Es gelang ihm aber nicht, über die Grenze zu kommen. Er empörte sich über das „Metternichsche System". „Jeder Duodez-Fürst, deren es eine Menge gab, hatte seinen Schlagbaum und seine Münze. Es ist vorgekommen, daß ich an einem Tage dreimal das Geld habe wechseln müssen, und jedesmal mußte ich dabei verlieren. Kaum hatte man eine Meile gemacht, so war man an einem Schlagbaum, dann hieß es: ‚Wer hat ihm erlaubt, in unser Fürsten- oder Herzogthum zu kommen? Paß her!' Dann wurde etwas in den Paß hineingeschmiert und man nur zu oft zurückgewiesen. Das war eine Misere, und das war auch die Ursache der Demokraten- und Burschenschaften-Verbindungen, die sich damals bildeten." [57]

In Frankfurt kaufte er ein Paar Ohrringe und eine Brustnadel aus „Alfenitgold" für sein Jettchen zu Hause. Er zahlte sieben Mark dafür. In Drossen verliebte sich die Pflegetochter des Meisters in den jungen Gesellen, und er hätte dort eine sichere Zukunft gründen können. Aber der Gedanke an sein Jettchen läßt ihn die Lockung überwinden. Nach einem Abstecher nach Warschau kommt er nach Hause. Als er auf einem Boote über die Memel fuhr, traf er da einen Schulkameraden, der ihm als Neuigkeit von Zuhause sagte, daß sein Bruder Friedrich mit seinem Jettchen verheiratet sei. „Mir wurde ganz beklommen, aber ich schwieg." Auch nachher zeigte er sich als beherrschter Mann. Nachdem er sich auf der Herberge umgezogen hatte — nach Handwerksgebrauch —, ging er zur Mutter. „Sie freute sich über mich. Ich war stärker und männlicher geworden." [58]

Auch sein ungetreuer Bruder begrüßte ihn, entschuldigte sich, daß er ihm die Braut abwendig gemacht hatte, und lud ihn zu sich ein. Auf Zureden der Mutter geht er hin. „Als ich in des Bruders Stube trat, huschte eine weibliche Gestalt in die Kammer. Der Bruder rief ihr zu, aber sie kam nicht. Da ging er in die Kammer und holte sie

[57] S. 101. [58] S. 131.

heraus, indem er sagte: ‚Jettchen, komm doch herein, den Bruder zu begrüßen', und er brachte sie an der Hand in die Stube. Sie trat zu mir, reichte mir die Hand mit abgewandtem Gesicht und hieß mich willkommen. Ich dankte und sagte: ‚O lassen Sie sich das gar nicht gereuen, daß Sie meinen Bruder geheurathet haben! Es ist wohl etwas schnell gegangen, aber er brachte die Mittel mit, sich einen eigenen Herd zu gründen, und ich muß sie erst verdienen.'" [59] Man bewundert die Zartheit, wie er Anklage und Enttäuschung einkleidet. Das Kind, das der Bruder ihm aus der Wiege reicht, küßt er auf die Stirne. Später erfährt er, daß sein Bruder unter Vorspiegelung falscher Tatsachen das Mädchen umgestimmt hatte.

Einen überraschend großen Idealismus zeigt er bei der Wahl seiner Lebensgefährtin. Voraus ging der Versuch seines Bruders, ihn mit einer reichen, aber sehr zweifelhaften ehemaligen Haushälterin eines russischen Grafen zu verheiraten. Bei einer Abendgesellschaft, wozu eine „noble Gesellschaft versammelt" war, sollte die Sache eingefädelt werden. Die „Demoiselle erschien in einem meergrünen Kleide, dicke, goldene Ringe auf den Fingern und Ohrringe und Brosche von feinem Golde: kurz, sie war wirklich eine schöne Theaterfigur". Er tanzte mit ihr, nicht aber mit seiner Schwägerin Jettchen. „Als es zu Tische gehen sollte und ich erfuhr, daß mir der Platz neben der stolzen Dame bestimmt war, da war mein Carlchen verduftet." [60]

Scholl hatte einen Freund, in dessen Haus er gern und oft verkehrte. Eine Schwester führte den Haushalt. Das Mädchen war durch einen gewissenlosen „galanten" Schneider ins Unglück gekommen, und der Verführer hatte sie sitzen lassen mit ihrem Kinde. Trotz ihres Unglückes fühlt sich Carl zu ihr hingezogen. Er fragt um ihre Hand mit den bezeichnenden Worten: „Lottchen, Ihr Schicksal geht mir zu Herzen; das meinige ist dem Ihrigen ähnlich, wir sind beide um das Größte in der Welt, um unsere Liebe, betrogen. Ich habe meiner Liebe mein ganzes Glück geopfert und bin doch betrogen worden; auch werde ich schwerlich mehr so lieben können, wie ich geliebt habe." Ihre Antwort war des Antrages würdig: „Das Opfer, das Sie mir bringen, werde ich Ihnen reichlich vergelten!" — „Sie hat Wort gehalten, die liebe treue Seele", muß er noch im Alter gestehen [61]. Trotz aller Vorwürfe des Bruders und aller Hindernisse, die man ihm in den Weg legen wollte, stand er treu zur Auserkorenen und nahm ihr Kind als eigen an.

Krankheit und Vermögensverlust kehrten bald in die Familie ein. Die Tochter heiratet unglücklich und kommt ins Elternhaus zurück: „Die Kinder abgerissen und meine arme Pflegetochter kaum zu erkennen." [62] Aber Scholl kann trotz allem sein Buch mit dem schönen

[59] S. 132. [60] S. 135. [61] S. 138. [62] S. 147.

eigenen Gedanken schließen: „Jetzt stehe ich am Rande des Grabes und danke Gott, dem Barmherzigen, daß er mir bei all meinen Leiden stets gute, edle Herzen zur Seite gestellt hat, die mich erquickten. Gott, der so gerne das Gebet eines alten Mannes erhört, segne alle meine Wohltäter mit seinem besten Segen."

Es ist ein feiner und sinniger Mensch, der sich uns in dem Buche darstellt. Das Handwerk sicherlich hat viele solche hervorgebracht, die aber leider keine schriftlichen Dokumente ihres Denkens und Fühlens hinterlassen haben. Aber man freut sich, wenigstens von Zeit zu Zeit eine Schilderung zu haben, die uns das Beispiel eines deutschen Handwerkers von dem Ausmaße Scholls — tüchtig und ehrlich im Handwerk und feinsinnig im Denken und Fühlen — von eigener Hand gezeichnet vor Augen führt.

Scholl ist der letzte Handwerker, von dem wir eine Autobiographie überkommen haben. Eine neue Zeit in der Wirtschaft des deutschen Volkes ist vor der Türe und bringt neue Menschen und neue Anschauungen.

FRANZ BERGG

Nach Scholl ist eine lange Pause, bis wir wieder einem Autobiographen von einiger Bedeutung begegnen. Die aufgeregten, kriegerischen Zeitläufte, die politischen Zustände und die Enttäuschungen, welche das Volk erleben mußte, und die schließlich zu Revolutionen führten, wohl auch die Krisis im wirtschaftlichen Leben waren der Selbsteinkehr ins eigene Leben nicht günstig.

Der erste, der uns begegnet — Bergg[63] —, hat schon auf dem Titel seines Buches angekündigt, welch tiefe Kluft zwischen ihm und einem Scholl sich aufgetan hatte. „Ein Proletarierleben" trägt schon im Buchtitel den Kampfgeist, eine neue Weltanschauung. Diese Erinnerungen sind schon erfüllt von dem krankhaften Haß, der Recht und Unrecht nicht mehr zu unterscheiden weiß, sondern nur das Verlangen fühlt, sich an denen zu rächen, welche es besser haben als er, auch wenn er gestehen muß, daß er selbst viel von seinem Schicksal verschuldet hat. Es ist schon der fast krankhaft zu nennende Klassenhaß, dem wir später so oft begegnen.

Geboren 1866 auf dem Gute Mosberg an der Alle, wo sein Vater gräflicher Kutscher war, umgab ihn schon in früher Jugend Armut und Härte des Lebens. In der Schule mußte er die Unterdrückung der armen Kinder erleben, was seine Kinderseele erbitterte. Bei seiner Konfirmation rang er noch um seinen Glauben. Nach der Schulentlassung wurde er zunächst Kellner. Die Üppigkeit und das Laster,

[63] Franz Bergg, Ein Proletarierleben. Bearbeitet und herausgegeben von Nikolaus Welter. Frankfurt a. M. 1913, Neuer Frankfurter Verlag.

das da in den Gasthäusern sich breit machte, bildete einen weiteren Schritt in seiner Verachtung und seinem Haß gegen die „bessere" Gesellschaft. Der Beruf wird ihm verleidet, und er entweicht.

In Hamburg wurde er Zigarrenarbeiter. Sein ebenfalls dort wohnender Bruder ist Sozialdemokrat und beredet ihn, gleichfalls der Partei beizutreten. „Die Zeitung ward über der Arbeit laut vorgelesen. Die Arbeiter lösten sich hinter dem Vorlesestuhl ab. Daneben kamen auch Bücher wissenschaftlichen Inhaltes zu ihrem Recht."[64] Man hat hier schon den typischen Hunger des Arbeiters nach Bildung, nicht als Selbstzweck, sondern um auch auf dem geistigen Gebiete den „oberen Klassen" ebenbürtig zu werden und zur Unterhaltung.

Er begibt sich auf die Wanderschaft, die ihn über Süddeutschland bis Süditalien und von dort wieder zurück nach der Heimat führt. Märchenhafte Erlebnisse, wie besonders die Feste bei seiner Schwester und Sannchen, beide Sängerinnen, sind eingestreut.

Schließlich fand er sich wieder in Hamburg, wo er Arbeit findet. Mit Feuereifer stürzt er sich wieder in die Politik. Da traf ihn das Unglück, an dem sein ganzes Leben zerschellte. Als Kassenführer des sozialdemokratischen Vereins unterschlug er in der Not eine verhältnismäßig geringe Summe mit dem Vorsatz, sie wieder zu erstatten. Anläßlich einer politischen Haussuchung wurde die Veruntreuung entdeckt, und er wurde vor Gericht gestellt. Verzweiflung über die moralischen Folgen seiner Tat erfaßt ihn: „Gestern noch stolz auf der Tribüne ein Vorkämpfer für das Recht, und heute für Veruntreuung von Geldern, die durch den Opfersinn meiner Genossen zusammengebracht wurden, im Zuchthaus! Hätte sich doch die Erde geöffnet und mich mit meiner Schande verschlungen! Nur fort! Fort! Fort!"[65] Es gelingt ihm auch, aus dem Gerichtszimmer zu entfliehen. Er wird wieder eingebracht und zu drei Wochen Gefängnis verurteilt.

Vom Gefängnis kam er in die Kaserne. Hier erwartet ihn als gewesenen Sträfling eine besonders harte Soldatenzeit. Es wird einem schwer, nicht an bewußte Übertreibungen zu glauben, wenn man diese Blätter liest.

Nach der Militärzeit findet er wieder Beschäftigung als Zigarrenarbeiter „und führt ein sehr ordentliches Leben". Auch in der Stenographie sucht er sich auszubilden. Im Unterricht trifft er ein Mädchen aus ehrenwerter Familie. Sie nähern sich einander, und sie wird Mutter, bevor sie seine Frau geworden. Vor der Entbindung wird Bergg wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt eingesperrt. Nach seiner Entlassung will er die Trauung einleiten. Seine Braut besucht eines Tages ihre Eltern und erfährt dort von der Vorstrafe, die er wegen Unterschlagung abgebüßt. Das bedeutete den Bruch mit ihm. Das Kind stirbt, und am Grabe trennen sich die beiden Unglücklichen.

[64] Bergg a. a. O. S. 56. [65] Ebd. S. 105.

Er wendet sich nach Berlin, wo Mutter und Schwester wohnen. Die Sängerin war durch einen reichen Kaufmann verführt und dann verlassen worden. Es ist ein eigentümliches Milieu, das Bergg von dem „Salon" seiner Schwester schildert. Auch sie litt an einer krankhaften Eitelkeit; ein fadenscheiniger äußerer Schimmer genügte, um sie über ihre unhaltbare Lage hinwegzutäuschen.

Bergg verlegt sich auf Vorträge und nimmt nebenbei Sprachunterricht, um sich im Deutschen zu verbessern. Auch hier tritt wieder eine Dame der Gesellschaft auf, verliebt sich in ihn, und wieder macht die Entdeckung seiner Strafe der Märchenzeit ein frühes Ende. Berggs Selbstverherrlichungen wirken manchmal komisch. Die Verzweiflung über den Verlust seiner Baronin treibt ihn in die niedersten Zirkel, um dort Vergessen zu suchen. Seiner Stimmung von damals gibt er folgenden Ausdruck: „Ich erhoffte mein Heil von einer allgemeinen Weltumwälzung, die ich mit verbitterter Seele herbeirief. Voll krankhafter Sucht verschlang ich die Zeitungsnachrichten und Neuigkeiten, im Wahne, endlich einmal den Ausbruch des allgemeinen Brandes zu erfahren." [66]

Er will ein neues Leben beginnen und wendet sich nach Paris, weil ihn da niemand kennt. Beim Besuch des Zaren in Paris läßt er sich in eine sinnlose Demonstration ein und wird des Landes verwiesen.

In Luxemburg führt er wiederum eine ebenso wahnwitzige Szene im Abgeordnetenhause auf und wird zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. In der Gefängniszelle träumt er von einer bedeutenden Zukunft als Agitator: „Ich werde mich meines Deutschlands nicht mehr schämen. Ich werde den reichen deutschen Sprachhort hegen und pflegen. Ich werde aus seinen Edelmetallen Gebilde formen, die mir Verzeihen und Vergessen kaufen für den Leichtsinn meiner Jugend. Vor allem aber werde ich meine neugeborenen Kräfte einsetzen für die Verwirklichung meiner erdumspannenden Zukunftsträume." Es waren Träume eines Todgeweihten. Nach monatelangem Siechtum im Düsseldorfer Bürgerhospital starb er an Knochentuberkulose.

Seinen Werken wollte er den Titel vorgesetzt haben: In Sehnsucht und Schiffbruch....

Das Buch ist keine angenehme Lektüre. Neben dem tragischen Schicksal Berggs, das man mit Schiller bezeichnen könnte: „Verbrecher aus verlorener Ehre", tritt bei ihm fast auf jeder Seite ein krankhaftes Geltungsbedürfnis hervor, dem wir später noch oft begegnen werden und das mit Mitteln befriedigt wird, die jeden gesund denkenden Menschen abstoßen müssen. Bei Bergg treffen wir auch schon auf die abstoßende Art, die geschlechtliche Dinge in unnötiger Breite und Behaglichkeit schildert.

[66] S. 201.

Keine klaren Linien in seiner politischen und Lebensanschauung, alles verzerrt und mit den Augen eines Hasses gesehen, der niemals helfen kann, wohl aber überall und alles niederreißt, auch das eigene Leben.

ALBERT STÖTZNER

Angeregt durch Reiseschilderungen eines Vetters, schreibt auch Stötzner[67] seine Erlebnisse. Stötzner ist Buchdruckergeselle und fühlt in sich „die grenzenlose Sehnsucht, die große, weite Welt ein wenig kennen zu lernen". In den ersten Seiten werden wir eingeführt in die Geheimsprache der „Kunden" und „Speckjäger". Auch die Gebräuche der eigenen Zunft, der Buchdrucker, werden uns vorgeführt. Allem aber fehlt die ursprüngliche Poesie der alten Gesellenzeit. Es ist so viel Manieriertes und Gezwungenes in diesen Seiten, daß ein rechter Genuß und eine rechte Stimmung im Leser nicht aufkommen kann.

Die Wanderschaft geht durch Thüringen nach dem Maintal. Wir erfahren dabei nicht viel; nur wo er konfessionelle Kritik anbringen kann, wird er umständlich und gesprächig. Er geht durch Wertheim am Main, durch Speyer und Schwetzingen. Er sieht nicht die wunderbare Lage Wertheims mit seinem Strom und seiner malerischen Ruine, er steht vor dem Dom in Speyer mit seinen Kaisergräbern und findet keinen Gedanken, wie diese Denkmäler ihn in jedem Deutschen wecken, er ist in Schwetzingen, ohne den berühmten Schloßgarten auch nur zu erwähnen.

In der Schweiz ist es nicht viel besser. In Altdorf, wo das Tellfest gefeiert werden soll, weiß er nur über die geizigen Nonnen zu berichten und so auch an andern Orten, über die man gerne seine Gedanken und Urteile erfahren hätte.

Man sucht in 89 Seiten vergebens eine Stelle, die man als eigenständig in Beobachtung oder Schilderung anführen könnte. Für einen Buchdrucker ist das Werkchen wirklich zu arm und nichtssagend.

KARL ERNST

Das Buch ist keine Selbstbiographie, wie der Verfasser, Karl Ernst[68] im Vorwort zur zweiten Auflage selbst hervorhebt, sondern mehr ein Wanderbuch. Wir erfahren nicht viel Neues, aber was wir lesen, macht einen gefälligen Eindruck, und wir können Hansjakob zu-

[67] Albert Stötzner, Auf der Walze. Aufzeichnungen eines Handwerksburschen. Wandsbeck, Selbstverlag Stötzner. 2. Aufl. (9.—12. Tausend).

[68] Karl Ernst, Aus dem Leben eines Handwerksburschen. Erinnerungen. Mit einem Geleitwort von Heinrich Hansjakob. Kirnach-Villingen 1921, Waisenanstalt der Schulbrüder.

stimmen, daß man das Buch mit Interesse liest. Es ist anziehend, wie Landschaft und Menschen, Handwerk und Gesellschaft sich dem Geiste dieses einfachen, aber wackeren Handwerksgesellen aus dem badischen Schwarzwald darstellen.

Schon der Anfang, der den Grund angibt, warum sich Ernst zum Bäckergewerbe hingezogen fühlt, ist naiv und köstlich. Die Wärme der Backstube, wenn dem Buben die Hände vor Kälte blau geworden waren, „das schmackhafte Frühstück und die netten Brötchen hinterließen einen unauslöschlichen Eindruck“ [69]. Die Lehrstelle in Lichtenthal ist mit ihren Freuden und Leiden ebenfalls so ohne Künstelei geschildert, daß daraus ein kleines Stück Volkskunst wird. Das Kapitel: „Die Gesellenzeit beim Bruder“, der in Gengenbach eine Bäckerei hat, läßt in der Schilderung von Land und Leuten, Wochenmarkt und Waldfest den Einfluß der Hansjakobschen Schwarzwaldbücher unverkennbar hervortreten. Im gleich einfachen, aber anschaulichen Erzählerton geht es weiter nach Karlsruhe, der Residenz Badens, Emmendingen, Waldkirch und Freiburg. Weiter in die Schweiz bis Zürich. Köstlich ist die Schilderung, wie die Schweizer in Luzern die Spöttelei über ihr Militär ahndeten. Bisweilen weiß Ernst sehr dramatisch zu schildern, so in der Wirtshausszene zwischen Wirtin, Polizei und den Gästen in Grießen [70].

Auch in Bayern versuchte Ernst sein Glück. „Kemptener Eigentümlichkeiten“, „Folgen einer Neujahrsnacht“ sind so unschuldige frohe Erlebnisse, daß man sich mit ihm amüsiert. „An der schönen blauen Donau“ leitet die Wanderung nach Wien ein. Auch mit Schurken und Bauernfängern bekommt er zu tun.

Böhmen ist der nächste Schauplatz; die „Zigeunerweisheit“ zeichnet ein hübsches Bild. Durch Sachsen geht es weiter bis Berlin. Von dort nach Hamburg, wo ihm das Meer gewaltig imponiert. In Bremen machten der Roland und der Ratskeller den größten Eindruck auf den badischen Wandergesellen. Durch „das Land der roten Erde“ und das rheinische Industriegebiet kommt er nach Köln und erlebt da den berühmten Karneval. Rheinaufwärts gelangt er in die Pfalz. „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's“, ist das Kapitel vielsagend überschrieben. Endlich ist er wieder in der Heimat.

Was hier nur strichweise angedeutet werden konnte, ist alles so hellen Auges und frohen Gemütes geschrieben, auch das Harte und Ungerechte so fein mit Humor umkleidet, daß man fast jede Seite mit behaglichem Interesse liest.

Biederer, ehrlicher Sinn, echter deutscher Handwerkerstolz sind wohltuende Züge in diesem Buche.

---

[69] Ernst a. a. O. S. 2. [70] Ebd. a. a. O. S. 70.

ADOLF BUCHLOH

Das Vorwort, das Johannes Dose dem Buche Adolf Buchlohs[71] „Auf der Walze bis zum Montblanc und Vesuv" voranstellt, ist geschrieben im Jahre 1916. Es gibt ihm eine sehr warme Empfehlung mit auf den Weg.

Buchloh ist Buchbindergeselle. Schon die ersten Seiten zeigen eine auffallende Fertigkeit im Ausdruck, gute Beobachtungsgabe, Humor sogar in bedenklichen Situationen, so z. B. die Auseinandersetzung mit der Polizei in Heilbronn und die unheimliche Wanderung durch den Wald zwischen Stuttgart und Kirchheim. In Freiburg fand er Arbeit in einer großen Verlagsanstalt (wohl Herder?). Aber es trieb ihn weiter. Über Basel und Luzern durch die französische Schweiz gings nach Genf. Köstliche Szenen mit der Polizei und die Schwierigkeiten mit der französischen Sprache halten in Spannung. Von hier aus machte er den abenteuerlichen Aufstieg auf den Montblanc, der ihn und seine Begleiter beinahe das Leben gekostet hätte. Die Schilderung des Aufstieges und der Strapazen sind überaus anschaulich. Auf dem St. Bernhard begrüßt eine Meute von 30 Bernhardiner-Hunden die Wanderer. Anfangs war ihnen bei solchem Empfang „nicht wohl zumute". Aber die reichliche und gute Bewirtung entschädigte sie für den Schrecken.

In Italien hatten sie es bald wieder mit den „uniformierten Feinden" der Handwerksburschen zu tun. Aosta war die erste italienische Stadt, welche sie betraten. Bei Turin machte er eine trübe Erfahrung. Sein Reisegefährte, den er im Verlauf der Wanderung als seinen Freund betrachtet hatte, verließ ihn, während er schlief, nachdem er ihn seiner ganzen Barschaft beraubt hatte. „Von Geldmitteln entblößt, in einem Lande, dessen Sprache er nicht verstand, war ich gänzlich auf die Gnade und Barmherzigkeit der Mitmenschen angewiesen."[72] Er schmuggelt sich in einen Eisenbahnwagen ein und erreicht, unter steter Angst entdeckt zu werden, Mailand. Dort gibt ihm die Wirtin der Herberge 2 Lire gegen Verpfändung seiner Uhr; mit dem Geld telegraphiert er nach Hause um Hilfe. Am nächsten Morgen traf das telegraphisch angewiesene Geld ein. „Meine Uhr wanderte aus der Schublade wieder in meine Westentasche."

Jetzt ging es ihm besser, und freieren Mutes beschaut er sich den Dom und die andern Sehenswürdigkeiten Mailands.

Über die Insassen der Herberge bringt er interessante Einzelheiten, so z. B. befindet sich unter ihnen ein „leibhaftiger" Graf, der aus

---

[71] Adolf Buchloh, Auf der Walze bis zum Montblanc und Vesuv. Erlebnisse eines wandernden Handwerksburschen, von ihm selbst geschrieben. Elberfeld-Sonnborn, Fr. Burchard. 3. Aufl. (9.—11. Tausend).

[72] Buchloh a. a. O. S. 147.

einem leichtsinnigen Verschwender hier ein ehrenwerter Pferdebahnschaffner geworden ist.

Bald findet er Arbeit und läßt sich in die Zunft aufnehmen. Er führt uns auch ein in die noch bestehenden Handwerks- und Zunftgebräuche Mailands. „Merkwürdig war es mir, daß im Auslande die altehrwürdigen deutschen Zunftgebräuche noch in einem schwachen Abglanze beibehalten wurden.“ [73] Er erlebte in der Herberge noch eine verblüffende Überraschung. Sein treuloser Freund tritt eines Tages ahnungslos in die Stube und wird sofort von Buchloh gefaßt und nicht nur von ihm, sondern auch von den andern Handwerksburschen gebührend abgestraft. „Mochte auch die ganze Gesellschaft selbst aus Spitzbuben bestehen, die kaltblütig stahlen, so war doch das Eigentum ihrer Sippe ihnen heilig und unantastbar“ [74], bemerkt er richtig aus der Psychologie der „Kunden“.

Als der Winter sich näherte, ging auch die Arbeit aus, und er machte sich wieder auf die Füße und wanderte der Heimat zu. In Bregenz fand er wieder Arbeit, und es gefiel ihm bald in dem heiteren Städtchen am Bodensee.

Aber seine tiefe Sehnsucht blieb Italien, und wieder wandert er nach dem Süden. Es war Herbstzeit. In Bozen bleibt er den Winter hindurch. Im Frühjahr geht er über Trient, Modena, Bologna, Florenz Rom zu. In Livorno sieht er im Hafen ein deutsches Schiff ausfahren. Das Heimweh packt ihn. „Ein Stückchen des deutschen Bodens durchfurchte die Fluten des Mittelmeeres, ein Stückchen Heimatland zog rauschend an mir vorüber. ‚Glück auf den Weg, du deutscher Dampfer, erreiche glücklich den Hafen! Lösche die Lasten, die deinen Leib füllen! Zeige, was deutscher Fleiß, deutsche Arbeit, deutscher Geist und deutsche Willenskraft vermögen!‘ [75] Solches sind die Gefühle des deutschen Wandergesellen, als er im fremden Lande die deutsche Flagge sieht. Es erinnert an das Wort, daß Deutschlands ärmster Sohn auch sein treuester ist.

In Livorno erkrankt er und macht die seelischen Qualen durch, im fremden Lande verlassen und krank zu liegen. Der Hausknecht ist menschlicher als der Wirt und bringt ihn eingewickelt „wie eine ägyptische Mumie“ zu einem Privatquartier. Vierzehn Tage geht es, bis er wieder aufstehen kann. Trotz der Schwäche verdingt er sich gegen die Hälfte der Überfahrtskosten auf ein Schiff nach Civitavecchia, dem Hafen von Rom.

Zu Fuß wandert er nach Rom, wo er in der Anima als Mitglied des Gesellenvereins drei Tage lang auf unentgeltliches Unterkommen Anspruch hat. Zuerst sichert er sich Arbeit, die er auch bald in einem deutschen Geschäft findet. Mit viel Interesse besucht er dann

---

[73] Ebd. S. 167. [74] S. 172. [75] S. 248.

die Sehenswürdigkeiten der Ewigen Stadt. Nach drei Monaten geht die Arbeit aus, und er benützt den Urlaub, um Süditalien aufzusuchen. Monte Cassino, Neapel und Pompeji und der Vesuv wurden besichtigt. Dringende Briefe des Vaters mahnten zur Heimkehr.

Als Kohlenschipper kommt er auf dem Umwege an Spaniens und Frankreichs Küsten vorbei nach Genua und von da in die Heimat zurück. „Fünf lange Jahre hatte mich die Wanderlust in der Fremde gehalten, eine lange Zeit, und das deutsche Herz, das mit allen Fasern an seiner Heimat klebt, wollte auch bei mir zu seinem wohlverdienten Rechte kommen.“ [76]

Aus dem wanderlustigen jungen Burschen sollte ein ernster Mann werden. Das Ränzel und der Knotenstock prangten als Erinnerungszeichen in der Stube.

Diese Schlußbetrachtungen des Buches kennzeichnen den Geist, der den Verfasser beseelte, und so wie diese Worte ist der ganze Charakter des Buches selbst. Frohe Wanderlust, ein gesunder Geist, der das Schädliche von selbst von sich abstößt, offenes Auge und ungetrübtes klares Urteil zeichnen das Buch aus. Noch einmal ein tüchtiger deutscher Handwerksgeselle, dem man gerne auf seinen interessanten und abwechslungsreichen Wanderungen folgt und dessen bunte Erinnerungen zugleich in eine ansprechende Form gekleidet sind. Frisch und flott ist auch der Stil. Ein klarer, ziemlich selbständiger Kopf hat die Feder geführt. Hat bei Ernst das Behagliche, Breite des Süddeutschen angezogen, so folgen wir auch gerne dem knapperen, aber immer anschaulichen Erzähler aus dem Norden Deutschlands.

Der hier abschließende Teil unserer Arbeit hatte den Zweck, uns über die Entstehung und die Entwicklung der Autobiographie im allgemeinen zu unterrichten. Er sollte uns einen Begriff geben von den psychologischen Voraussetzungen, der geistigen Disposition, welche zu den „Selbstschilderungen“ den innern Antrieb gaben. Wie wir sagten, hat es in der Geschichte Zeiten gegeben, welche uns keine Autobiographien hinterließen, in denen das Individuum noch nicht die Kraft des Eigenbewußtseins besaß, sich aus der Gesamtmasse der Gemeinschaft abheben zu wollen, sich in einen gewissen Gegensatz zur Umwelt zu stellen und sich als Einzelpersönlichkeit darzustellen. Dazu gehörte eine seelische Überwindung des Massenbewußtseins.

Wie eine bestimmte Zeitspanne nötig war, um den Künstler aus der starren ägyptischen Kunstform mit ihren profilierten Gesichtern und den starren, nur auf Maß und Zahl fundierten Plastiken zu der bewegten und belebten Kunst Griechenlands weiterzuführen, so ungefähr haben wir uns den Weg vom antiken Menschen zu dem indivi-

[76] S. 341.

dualistischen Menschen des späten Mittelalters zu denken. Der antike Mensch konnte sich selbst nur denken als Glied des Staatswesens, und sein innerer Wert wurde von ihm bemessen nach seiner Stellung und seiner Funktion im Gesamtorganismus. Er war noch nicht imstande, sich als Eigenwert zu fühlen im Gegensatz zur Masse.

Erst die Mystik führte den Menschen dazu, Beobachter seines innern Wesens und seines Wertes zu werden. Aus diesem Nachdenken über sich selbst und sein Verhältnis zum göttlichen Wesen ergab sich von selbst die Erkenntnis seines Eigenwertes und damit eine höhere selbständige Einschätzung seines Handelns und seiner Erlebnisse. Diese Steigerung des Ichgefühls flößte ihm den Mut ein, seine Persönlichkeit und sein inneres Erleben für andere darzustellen zu deren Nutzen oder Erbauung! So entstanden zuerst in den geistlichen und klösterlichen Kreisen die Selbstschilderungen innerer Erlebnisse, Freude und Schmerz, Kämpfe und Siege.

Aus der religiösen Sphäre kam die Selbstbewertung auch in die andern Kreise, und auch das äußere Leben wurde der Schilderung für würdig erachtet. Ritter und Geistliche begannen ihren Lebensgang niederzuschreiben und schließlich nahm auch der Bürgerstand Anteil an dieser Bewegung des Individualismus in der Literatur, der das Individuum in den Vordergrund stellte und das Gemeinschaftsgefühl mehr in den Hintergrund rückte.

Diese Entwicklung ging, wie alles Wachstum, in Etappen vor sich. Noch sehen wir in den Anfängen das Streben nach Eigenheit, gemildert durch das noch immer starke Bewußtsein der Macht und der Berechtigung der Gemeinschaft. Man wirkte als Einzelwesen immer noch mit an allgemeinen Interessen, berücksichtigte noch immer das allgemeine Fühlen der bestehenden Gesellschaftsordnung, die in religiösen Anschauungen begründet war. Es spricht in diesen ersten Autobiographien noch das rein Menschliche und Volkstümliche zu uns. Sie sind noch konstruktiv aufbauend und konservativ.

Je mehr wir vorwärts schreiten, desto mehr machen wir die Beobachtung, wie die Überschätzung der Einzelpersönlichkeit hervortritt, wie sich diese Überschätzung in Gegensatz stellt zur Gemeinschaft und sich auswächst bis zum krassen Utilitarismus und Egoismus. Ein solcher Standpunkt mußte folgerichtig auflösend und zerstörend auf die menschliche Gesellschaftsordnung wirken. Wir haben bereits ein Beispiel dieser Literaturgattung in Bergg vor uns gehabt. Das nachfolgende Kapitel wird uns noch viele Beispiele dieser Art bringen und zugleich den Beweis ihrer unheilvollen Einwirkung auf die Volksseele und das Volksleben. Damit treten wir in unsere eigentliche Aufgabe ein.

ERSTES KAPITEL

DER INDUSTRIEARBEITER

Hier treten wir in den Hauptteil unserer Arbeit ein, in die Darstellung und die literarische Beurteilung der Autobiographien, welche von deutschen Industriearbeitern verfaßt sind.

Bevor wir mit der Besprechung dieser Werke beginnen, müssen wir zuerst gewisse Begriffe begrenzen und deutlich herausstellen.

Die erste Frage muß sein: Was haben wir unter Industriearbeiter zu verstehen?

Wir können die Frage auf Umwegen beantworten, indem wir zuerst sagen, was nicht unter den Begriff Industriearbeiter fällt, also der Landarbeiter, der Büroangestellte, der Kellner usw. Dagegen rechnen wir zur Kategorie der Industriearbeiter auch den Bergmann, den Elektrizitätsarbeiter, Arbeiter in Großbetrieben von Brauereien, Schlächtereien usw., weil diese Betriebe Maschinen verlangen.

Die Maschine ist es, die dem Industriearbeiter sein besonderes Merkmal gibt. Wie den Landmann mit Sense oder Hacke, so muß man den Arbeiter mit seiner Maschine abbilden. Der Begriff Industriearbeiter verlangt aber zu seiner Vervollständigung, daß die Maschine der Hauptfaktor bei der Produktion ist und der Arbeiter nur die die Maschine bedienende, kontrollierende und regulierende Person. Denn auch der Handwerker und der Landmann haben Maschinen. Aber diese tun ihm nur Leistungen untergeordneter Art. Er selbst ist noch der Schöpfer seiner Produktion.

Zu diesem äußern Merkmal kommen nun aber noch ökonomische und psychologische Momente, um den Begriff Industriearbeiter zu vervollständigen.

Der Mann bei seiner Maschine sagt uns noch wenig. Der Industriearbeiter, wie die Welt und Literatur ihn kennen, erhält sein intensivstes Gepräge nach seiner ökonomischen und geistigen Seite hin. Nach der wirtschaftlichen Seite hin ist er der Mann ohne Haus und Scholle, der Besitzlose. Er hat nur die Kraft seines Körpers, die der Kapitalismus ihm abkauft. Geistig sind ihm viele Vorzüge der Bildung und des Lebensgenusses verschlossen. Aus all dem hat man den Begriff abgeleitet, der Arbeiter sei ein entwurzelter erniedrigter Mensch.

Nach den Begriffen, welche ich aus den Vereinigten Staaten mitbrachte, schließen obige ökonomischen und geistigen Differenzierungen den bitteren Begriff Entwurzelung nicht folgerichtig ein. Der Handwerker z. B. und der Landwirt partizipieren auch an jenen Entbehrungen ökonomischer und geistiger Art und stehen trotzdem gleichberechtigt und gleichgeachtet neben den andren Bürgerklassen. Und so kann und tut es drüben auch der Industriearbeiter.

In Deutschland nahm aber dieser Prozeß einen andern Weg, den wir hier in kurzen Zügen darzulegen haben, um unserem Thema den Weg zu bereiten.

Wenn wir an den Industriearbeiter denken, so schließen wir unwillkürlich den Begriff Kapitalismus mit ein. In der Tat entstand und entwickelte sich der Industriearbeiter mit dem Beginn und der Entwicklung des kapitalistischen Unternehmers.

Wir setzen die Entwicklung der Industrie, wie sie sich in England mit der Erfindung und Verbesserung der Maschine entwickelte, als bekannt voraus und beschränken uns darauf, zu zeigen, wie sie auf Deutschlands Boden versetzt wurde und da heranwuchs.

Das erste Opfer, das hier die Maschine forderte, war der Handwerkerstand. „Billiger und schneller" war die Losung; daß die Ware nicht besser wurde, blieb übersehen. Der Handwerker wurde brotlos und ging als Arbeiter zum Zerstörer über. Die Hungerjahre 1816 und 1817 vertrieben viele junge Bauern aus der Landwirtschaft, die sie nicht mehr zu ernähren vermochte; sie gingen ebenfalls als billige Arbeitskräfte in die Fabrik. Der Fabrikbetrieb war noch in der Entwicklung und trug noch viel Handwerksmäßiges an sich, daher die damalige Bezeichnung Manufaktur. Die Arbeiter selbst waren noch zum großen Teil Heimarbeiter, die zu Hause für den Unternehmer arbeiteten.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Manufaktur der damaligen Menschheit viel Gutes gebracht hat. Viele fanden ein reichlicheres Auskommen, als es die Landwirtschaft in den Notjahren und später ihnen geben konnte. Noch mehr. Auch in normalen Jahren schloß Landwirtschaft und Handwerk durch das Erbrecht und die Zunftsatzung Tausende von der Möglichkeit aus, sich selbständig zu machen.

Aber ebensowenig kann geleugnet werden, daß Geldgier und ungesunder Wettbewerb durch Drückung der Löhne die Ware verbilligte. So nahm das Arbeiterelend auch bei uns üble Formen an.

Bezeichnenderweise war es damals ein Frauenauge, das die Not der Arbeiter schärfer sah als ein Goethe[1]. Während dieser in der

[1] Goethe, Sämtliche Werke in 10 Bänden, herausgegeben von Karl Goedeke (Stuttgart 1885), Bd. 5, S. 175.

Heimarbeit noch die Idylle sah, zeigte Bettina von Arnim in ihrem Werke „Dies Buch gehört dem König" starkes soziales Empfinden für die armen Arbeiter. Mit wackerem Mut wollte sie die Sache der Notleidenden zur Kenntnis des Landesvaters gebracht haben.

Der Liberalismus auf wirtschaftlichem Gebiete setzte sich immer mehr durch und kannte schließlich keine Hemmung mehr, als die Aktiengesellschaften[2] neue Wege der Geldbeschaffung eröffneten. Ein „Erwerbsparoxismus", wie Sombart den fieberhaften Hunger nach Geld bezeichnete[3], ergriff das ganze Volk. Daß darunter der Industriearbeiter in erster Linie zu leiden hatte, ist leicht einzusehen. Die erdrückende Konkurrenz wurde unterboten auf Kosten des Arbeiters. Kinder- und Frauenarbeit mußten den Lohnausfall in der Familie auffüllen[4]. Um die Ausgaben zu reduzieren, wurden menschenunwürdige gesundheitsschädliche Räume verwendet, von sanitären oder hygienischen Vorrichtungen ganz zu schweigen[5]. So sah sich der Arbeiter aller Willkür ausgesetzt. Die versuchten Streiks konnten nicht durchgreifend helfen, oft fielen sie bald in sich selbst zusammen und die Lage der Streikenden war nachher schlimmer als vorher, weil der Hunger sie unterwürfig gemacht hatte. Große Massen waren leiblicher und geistiger Verelendung preisgegeben worden und mit Empörung und Haß erfüllt. Nur der Führer fehlte noch.

Man kann den christlichen Konfessionen den Vorwurf nicht ersparen, daß sie vielfach die Rolle des Priesters und Leviten im Evangelium vom barmherzigen Samariter spielten. Sie sahen den elenden Mitbruder und gingen vorüber oder begnügten sich mit einer Philanthropie, die stellenweise für einen kurzen Augenblick Hilfe brachte, die aber das Übel weiter wuchern ließ. Ihre Führerschaft und geistige Hilfe wäre den Armen so nötig gewesen wie das Brot. Das Eintreten

[2] Das Prinzip der Aktiengesellschaften beruht auf der Zusammenfügung kleinerer Geldbeträge zu größeren Vermögen in der Weise, daß die Besitzer der einzelnen Anteile lediglich in der Höhe ihres eingeschossenen Betrages an der Unternehmung beteiligt, also auch für etwaige Verpflichtungen haftbar sind" (Werner Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert und am Anfang des 20. Jahrhunderts). — Es dürfte zur Illustrierung der Zeitlage von Wert sein, einige Zahlen über das Wachstum der neuen Gesellschaften zur Zeit ihres Entstehens hier zu geben. Im Königreich Bayern wurden in dem Jahrzehnt von 1837 bis 1848 insgesamt 6 Aktiengesellschaften mit einem Kapital von nicht ganz 4 (3,99) Millionen Mark gegründet; im folgenden Jahrzehnt 1848 bis 1858 dagegen deren 44 mit einem Kapital von mehr als 145 Millionen Mark. Im Bergbau und Hüttenbetrieb des Königreiches Preußen betrug die Zahl der gegründeten Aktiengesellschaften in den achtzehn Jahren von 1834 bis 1851 14, ihr Kapital 23,29 Millionen Taler; dagegen in den sechs Jahren von 1852 bis 1857 die Zahl 59, das Kapital 70,69 Millionen Taler. Im Jahre 1856 allein wurden in Preußen für etwa 150 Millionen Taler neue Gesellschaften gegründet (Sombart a. a. O. S. 84—85).

[3] Ebd. S. 65.

[4] Vgl. Heinrich Herkner, Die Arbeiterfrage Bd. I, S. 42.

[5] Vgl. Herkner a. a. O. S. 24 f.

des „sozialen Bischofs“ Ketteler kam reichlich spät, denn andere hatten bereits die Führung an sich gerissen.

Marx, Engels und Lassalle sind die drei Namen, welche jene besondere Art der deutschen Arbeiterbewegung heraufführten, die den Arbeiter vom Volksverband loslöste und ihn zu einem Staat im Staate zu machen drohte.

Um aber dieses Ziel zu erreichen, mußte zuerst die geistige Struktur der Arbeiter umgewandelt werden.

Anstatt dem Arbeiter den Ehrgeiz einzuflößen, ein gleichberechtigter und sozial gleichgeachteter Stand im Volksganzen zu werden, hat man ihn mit der Idee des Unterdrücktseins, des Ausgestoßenseins und der Entbehrung erfüllt und ihm Haß und Feindschaft nicht allein gegen den tatsächlichen Ausbeuter, sondern gegen das ganze übrige Volk und dessen Bestand eingeflößt. Proletarier war der Sammelname, den Engels dem Arbeiter eingehämmert hatte, bis er ihn als Kriegsnamen im scharfen Gegensatz zur „Bourgeoisie“ mit Stolz trug.

Der erniedrigende Ausdruck Proletarier[6] hat in dieser Verallgemeinerung etwas Unwahres und Theatralisches an sich, das besonders dann zur offenen Lüge wurde, als der Lebensstandard des Arbeiters sich vielfach über den des Bourgeois erhob.

Wir haben in unserer Sammlung von Autobiographien in Karl Fischer ein Zeugnis für die Tatsache, daß der Industriearbeiter der Anfangszeit die ganze Schwere des Berufs, der Lohndrückung und Ungerechtigkeit zu tragen hatte, schlimmer als die Arbeiter der späteren Entwicklungsperiode. Wohl empört auch Fischer sich gegen Unterdrückung und ungerechte Lohnverkürzung und flammt auf in Zorn gegen Ungerechtigkeit, die ihm angetan wird.

Aber deshalb Front zu machen gegen ein Volk oder einen Klassenunterschied zu fühlen mit dem Volke, aus dem er entwachsen war, fällt ihm nicht ein. Er fühlt sich trotz äußerster Armut mit seinen Mitbürgern innerlich verbunden. Das Bewußtsein der Klasse wurde nach unserer Ansicht durch Lassalle wirkungsvoller in den Arbeiter hineingetragen, als durch Marx' Buch „Das Kapital“, das die allerwenigsten Arbeiter verstanden oder überhaupt lasen.

Wir wollen aber nicht in Abrede stellen, daß die Bürgerschaft an dieser Entfremdung einen großen Teil Schuld trägt. Die Mißachtung und Verachtung, welche von diesen Kreisen dem „Fabrikler“ gezeigt wurde, hat diesen oft viel tiefer verletzt und aufgebracht als die materielle Not und Armut. Dieses kalte Nichtverstehen hat den sozia-

[6] Theodor Brauer sagt in seinem Buche „Der moderne deutsche Sozialismus“ (S. 12) richtig: „Das am meisten Charakteristische für den modernen Sozialismus und ihn in typischer Weise kennzeichnend ist dabei, wie Engels diese Menschen durchaus auf den Proletariertypus herabziehen wollte, den er für den Sozialismus benötigte.“

listischen Führern mehr Material zum Klassenhaß geliefert als die spitzfindigen Deduktionen der Marxschen Theorien. Es war lange Zeit unbestreitbare Tatsache, daß die Fabrikarbeit schändete. Was Wunder, wenn der Arbeiter in den Augen der besseren Bürger die Bestätigung der Behauptungen seiner Agitatoren las, daß er der „Helot", der „Paria" sei.

Vielleicht haben auch die Regierungen ihre Pflicht versäumt, mit geeigneten Mitteln und Maßnahmen der moralischen Degradierung des Industriearbeiters entgegenzuwirken.

So war es ein leichtes, die Massen in eine geistige Hürde zusammenzudrängen und einseitig ihr Denken und ihre Weltanschauung zu beeinflussen. Es kam „zur Überfremdung der deutschen Arbeiterbewegung"[7].

Anstatt daß Männer, aus dem Arbeiterstand hervorgegangen, wie Weitling[8], sich zu Führern aufschwangen, war es der rein Intellektuelle, der aus politischem Ehrgeiz und nicht aus gefühlter Not und innerer Kenntnis der Verhältnisse heraus mit Philosophie und Statistik ein geistreiches System konstruierte, das, anstatt praktischer Wegweiser zu sein, den Arbeiter in eine Ideenwelt einführte, die ihm wesensfremd war.

In dieser fingierten Welt stand der Arbeiter für sich und auf sich allein. Das übrige Volk verachtete ihn, wie ihm eingeredet wurde und wie er glaubte. Das Minderwertigkeitsgefühl erfaßt ihn und all der geheime Groll und die Rachsucht, die dem Minderwertigen innewohnt. Jetzt, da er sich als Masse fühlt und als eigene Klasse, wird der bisher durch Furcht niedergehaltene Zorn zum Masseninstinkt, und als solcher fühlt er sich stark und sprungbereit zum Umsturz. Diese aufgespeicherte Massenerregung lenkten die Führer nach ihrem jeweiligen politischen Bedürfnisse.

Den Beweis haben wir an den konfessionellen Arbeiterverbänden, den sogenannten christlichen Gewerkschaften. In diesen Arbeitern lebte die gleiche Entrüstung über Ungerechtigkeit und Ausbeutung, auch sie fühlten den geringschätzigen Blick auf sich ruhen, auch sie hatten durch Not und Hunger zu gehen. Aber ihre Führer suchten auf dem Wege folgerichtiger Entwicklung und Belehrung den Arbeiter hochzuziehen, zu bilden, mit der Macht der staatlichen und gesetzlichen Mittel die Lage der Arbeiter zu heben, zu verbessern und dieselben in die gleiche Reihe mit den übrigen Ständen zu bringen.

Mit diesen Ausführungen dürfte die Arbeiterbewegung so weit skizziert sein, als wir es brauchen zur Einführung in die geistige Atmosphäre, welche die Autobiographien erfüllt. Einzelheiten und

---

[7] August Winnig, Vom Proletariat zum Arbeitertum S. 58.

[8] Vergleiche hierzu Winnig a. a. O. S. 49—72.

spezielle Daten der geschichtlichen Entwicklung und Kämpfe dürften sich für unser Thema erübrigen.

Jede Volksbewegung, wenn sie stark und selbstbewußt wird, drängt zum Wort, zur Aussprache, zum Schrifttum und zur Propaganda. Sie schafft sich eine Literatur. So auch die Arbeiterbewegung.

Solange der Arbeiter noch vereinzelt stand und litt, waren es Nichtarbeiter, die, von Mitgefühl erfüllt, gelegentlich auf die darbenden Mitbrüder hingewiesen haben.

In andere Materien eingeflochten wurde in Reisebeschreibungen, Volksbüchern die Not geschildert, in der da oder dort die Bergarbeiter oder Heimarbeiter schmachteten.

Im Roman und im Gedicht gab die Armut des Arbeiters meistens den dunklen Hintergrund ab, aus dem die Güte und Barmherzigkeit eines edlen Menschen um so heller zum Aufleuchten gebracht wurde. Aber zu dem Wagestück, die Hand auf die schmerzende Wunde zu legen und diejenigen anzuklagen, welche die Schuld daran trugen, dazu gaben sich wenige her. Es war nicht standesgemäß, sich mit dem Arbeiter abzugeben, der schmutzig und zerrissen einherkam und dessen Sprache oft gemein und mit Fluchworten untermischt war.

Es ist eine leicht begreifliche Erscheinung, daß eine Bewegung wie die der Arbeiter erst dann eine laute Sprache findet, wenn die Mitglieder sich als Masse, als Klasse geeint fühlen, geeint durch eine gemeinsame große Idee.

Überblicken wir die Dichtungen und Romane, welche zeitlich die ersten Äußerungen des Arbeiterlebens sind, so finden wir in diesen die gleichen geistigen Strömungen und Eigentümlichkeiten und fremden Bestandteile widergespiegelt, welche wir oben festzustellen vermocht haben. Die echtesten Dichtungen im Ton und in der Leidenschaft sind natürlich die wenigen, die von Arbeitern selbst geschrieben sind. Ihnen gegenüber stehen die Vielen, welche die Feder für die Arbeiter ergriffen, als es Mode wurde, sich sozialistisch zu gebärden. Ihre Schilderungen sind zwar in einzelnen Beobachtungen echt, aber in andern erfunden und übertrieben. Nehmen wir z. B. die meisterhaft gezeichneten Bilder des Bergarbeiterelendes in Zolas „Germinal“, so können wir an uns selbst bemerken, daß wir über dem Künstlerischen das Reale vergessen; Zola braucht die düsteren Farben, um den beabsichtigten Effekt zu erzielen.

Eine dritte kleine Gruppe stellt die echtesten Schriften des Arbeitertums dar, weil sie nur nach Wahrheit, nicht nach künstlerischer Wirkung strebt. Dieses sind die Autobiographien des Arbeitertums. Nach der Zeit ihres Erscheinens kommen sie nach den Dichtern und Romanschriftstellern. Sie mußten erst durch Überredung ans Tageslicht gebracht werden. Aber im Zeitraum, den sie umfassen, führt die erste, die Autobiographie Karl Fischers, bis in die Tage der ersten

Arbeiterbewegung zurück. Ihm folgen Arbeitervertreter aus fast allen Schattierungen der Arbeiterbewegung, vom blinden Parteigänger der Sozialdemokratie (Bromme), über den Revisionisten (den älteren Holek), bis herauf zum nationalsozialistischen Vertreter (August Winnig).

Auch alle Arten des Elends, der Versunkenheit in geistige und moralische Not des Arbeiters, seine Freuden, seine Hoffnungen, bei einigen das heiße Streben nach Bildung und die Energie, sich durch fast unüberwindliche Schwierigkeiten hindurchzukämpfen bis zum ersehnten Ziel finden wir darin vor bei Wenzel Holek, Bürgel, Petzold und andern. Es ist ein tiefer Blick in Menschenleben und -leid, der durch diese Bücher vermittelt wird. Ihr äußeres Gewand ist vielfach rauh, in der Sprachform und in den Gedanken, aber darunter liegt eine Tragik, ein tiefes Weh, das uns erschüttert.

Schon von diesem Gesichtspunkte aus wäre es ein Unrecht, wenn die Literaturgeschichte an diesen Anfängen des Arbeiter-Schrifttums vorübergehen wollte. Wir haben aber noch einen weiteren Grund zu ihrer Beachtung.

Jeder Klage und jedem Schmerz wohnt eine natürliche Poesie inne, und in jedem Kampfe gegen brutale Unterdrückung, in jeder stummen Ergebung unter die Übermacht des Schicksals liegt etwas Heldenhaftes und Tragisches, wenn sie auch nicht zur bewußten Poesie durchdringen. Aus diesen Gründen gilt unsern Autobiographien das Wort von H. L. Lenzen:[9] „Der Kampf ist das biographisch-dichterische Erlebnis, das alle Volksschichten angeht, auch und gerade dann, wenn es unverständlich und unerquicklich ist, auch wenn es nicht erfreut und nicht erhebt". Doch gehen wir nach diesem Einführungsgedanken über zur Darstellung der Biographien selbst.

Um dem Leser das Werturteil über den literarischen Inhalt der Biographien nicht aufzuzwingen, werden wir jeweils an inhaltlich oder sprachlich charakteristischen Stellen den Autor in seinen eigenen Ausdrücken reden lassen, zumal da viele der Autobiographien nicht mehr erreichbar sind.

Autobiographien von Arbeitern

Die Arbeiterautobiographien bilden für sich eine kleine Gruppe in der Arbeiterliteratur. Es ist bedauerlich, daß wir deren so wenige besitzen, aber es ist begreiflich. Mangel an Vorbildung, Zeit und Lust sind die Hauptursachen. Nur wenige, auch unter den geistig Befähigten, bringen die Energie und den Ehrgeiz auf, nach schwer durcharbeiteten Tagen und Nächten, unter der Sorge um Existenz und täg-

[9] Literarischer Handweiser, 65. Jahrg. (1928/29) Sp. 561.

liches Brot, den ermüdeten und niedergedrückten Geist aufzurütteln und ihn zu nötigen, in sein oft so unglückliches Leben hineinzuschauen, es inmitten der täglichen Lasten aufs Papier zu bringen, den Schmerz noch einmal zu erneuern und durchzukosten.

Und doch sind gerade diese Denkmäler aus dem Arbeiterschicksal außerordentlich wichtig. Wir möchten behaupten, die Autobiographien sind literarisch wichtiger und anziehender als die späteren Arbeiterromane.

In den Autobiographien spricht die Not unmittelbar. So wurden sie empfunden von dem Schriftsteller, der sie selbst fühlen mußte. Ihre einfache, rauhe Sprache ist wuchtiger und eindringlicher als die Dialoge, welche die Not im Roman hält. Wir möchten es figürlich so ausdrücken: Die Biographie ist noch mit der schwieligen Hand geschrieben, der Roman schon mit der weichen gepflegten Hand des in besseren äußern Umständen lebenden Romanschreibers.

Darum überzeugt die Biographie mehr als der Roman und fesselt auch mehr, weil das Leben selbst erzählt. Hier sind die Quellen, aus denen der Sozialismus seine Gedanken und seine Agitation schöpft. Aber diese Quellen sind vielfach noch ohne das Gift der gehässigen Tendenz.

In den ältesten Autobiographien empfindet und sieht der Arbeiter seine Not, die Ungerechtigkeit, die ihm geschieht, aber er hat noch nicht die Parteibrille auf, die ihn nur Bourgeosie, Ausbeuter, Unterdrücker sehen läßt, sondern er sieht sein Los noch zum großen Teil als etwas vom Schicksal, durch die Verkettung von unglücklichen äußern Umständen Gegebenes, auch wohl durch eigene Schuld Verdientes an. Ein gutes Beispiel hierfür ist Fischer und in einem gewissen Sinne der ältere Holek.

Wenn wir die uns vorliegenden Autobiographien überschauen, so werden wir finden, daß über all diesen Erinnerungen etwas wie Tragik liegt, wie ein dunkles Fatum. Alle erzählen fast auf jeder Seite von Mühsal, geistig und leiblich. Auf all ihren Wanderungen umschwebt sie Sorge und Angst und Entbehrung. Eine Odyssee hat man das Leben des älteren Holek genannt, und das trifft auf Fischer im gleichen Maße zu und in mehr oder minder wahrem Sinne auf die andern alle. Und jeder von ihnen ist sein eigener Homer.

Bevor wir mit der Beurteilung der eigentlichen Arbeiterautobiographien beginnen, müssen wir eines Mannes gedenken, dem wir den Anfang dieser Art von Biographien verdanken, und das ist der evangelische Pfarrer Paul Göhre. Aus reinem Mitgefühl hat er sich unter die Arbeiter begeben, hat mit ihnen gelebt und gearbeitet, um ihre Gedanken und ihre Not am eigenen Leibe zu erfahren. Darüber hat er ein Buch geschrieben: „Drei Monate Fabrikarbeiter“ [1], das wir in

[1] Paul Göhre, Drei Monate Fabrikarbeiter. Leipzig 1913, Grunow. 21. Aufl.

Kürze hier besprechen wollen, obwohl es streng genommen nicht zu der literarischen Gruppe von Arbeiterautobiographien gehört. Aber die Schrift zeigt uns den Geist des Mannes, der andere so stark beeinflußt hat und dem wir so vieles verdanken, das ohne ihn ungeschrieben geblieben wäre.

PAUL GÖHRE

Wie uns das Vorwort sagt, beschränkt sich der Inhalt des Buches „Drei Monate Fabrikarbeiter" auf den sächsischen Industriebezirk.

Die erste Auflage erschien im Juni 1891 in Berlin und blieb in all den 21 Auflagen, die das Buch erlebte, bis auf den letzten Buchstaben unverändert. Es ist, wie der Verfasser im Vorwort sagt: „Der Spiegel einer interessanten Zeit", einer Zeit, wo das Interesse an dem sozialen, dem Arbeiterproblem allgemein ward. Das Buch darf sich rühmen, das Interesse miterweckt und gefördert zu haben, und zwar dadurch, daß es objektiv die Wahrheit über die Verhältnisse der Arbeiterklasse einer bestimmten Landschaft zu erforschen und darzulegen sich bemüht. Die „bestimmte Landschaft" ist Chemnitz in Sachsen. Das erste Kapitel beginnt mit der sehr plastischen Schilderung: „Anfang Juni des vorigen Jahres (1890)", erzählt Göhre, „hängte ich meinen Kandidatenrock an den Nagel und wurde Fabrikarbeiter. Ein abgelegter Rock, ein ebensolches Beinkleid, Kommißstiefel aus der Militärzeit, ein alter Hut und ein derber Stock bildeten meinen abenteuerlichen Anzug. Eine vielgereiste Umhängetasche fand sich dazu, die nötigste Wäsche aufzunehmen, und gab, ein Paar Schuhe und die vorschriftsmäßige Bürste oben aufgeschnallt, einen prächtigen ‚Berliner' ab. So zog ich eines frühen Morgens im struppigen Haar und Bart als richtiger Handwerksbursche mit klopfendem Herzen von daheim aus und bald darauf zu Fuß in das mir unbekannte Chemnitz ein."[2] Gleich der erste Abend brachte dem sozialen Forscher den großen Unterschied zum Bewußtsein zwischen dem, was er verlassen, und dem, was er als Feld seiner Tätigkeit gewählt hatte. Er kam in die Zentralherberge, um dort Arbeitsgelegenheit abzuwarten. „Über acht Tage lang habe ich mich (da) herumgetrieben, meist auch die Nächte hier zugebracht, für mich fürchterliche Nächte in dem gemeinsamen Schlafraume mit schmutzigen, stinkenden Betten, Stickluft und vielem Ungeziefer."[3]

Göhre hatte hier Gelegenheit, die verschiedenen Typen der Insassen zu beobachten. Er teilt dieselben in drei Klassen ein. „Die erste, wohl zahlreichste, sind die jungen, siebzehn- bis achtzehnjährigen Gesellen, die eben ausgelernt haben und sich gewöhnlich auf ihrer ersten Wan-

[2] Göhre a. a. O. S. 1. [3] Ebd. S. 8.

derschaft befinden. Sie sind mit Kleidung gut ausgestattet, meist auch mit Geld hinreichend versehen, kommen erst am Spätnachmittag in kleinen Trupps an, halten sich still und schüchtern von den übrigen zurück und bringen mit wenigen Ausnahmen immer nur einen Abend und eine Nacht auf der Herberge zu.

„Die zweite Kategorie setzt sich aus den eigentlichen ‚Kunden', den Bummlern von Profession, zusammen. Sie sind im Durchschnitt nicht unter dreißig und oft über fünfzig Jahre alt, Säufer und vielfach Stammgäste einer oder mehrerer Chemnitzer Herbergen. Sie haben ganz bestimmte Reviere, die sie ‚abklopfen' und dabei besonders die immer wieder freigebigen Geistlichen und Lehrer auf dem Lande mitnehmen, über deren Gutmütigkeit sie sich dann in der Herberge lustig machen. Mitunter arbeiten sie auch einmal halbe und ganze Tage: laden Steine ab, spülen Flaschen, tragen Kohlen ein usw. ‚Ich arbeite höchstens zwei Tage in der Woche', sagte einmal einer in einer der verrufenen Maurerherbergen, ‚das ist genug und langt zum Leben. Die andern Tage lasse ich andere arbeiten.' Ein Teil von ihnen stand bei dem Vorsteher der Herberge, dem ‚Vater', sichtlich gut."

„Zwischen diese beiden ausgeprägten Klassen schiebt sich die dritte. Sie rekrutiert sich meist aus zwanzig- bis dreißigjährigen, kraftvollen Gestalten, die schon weit in der Welt herumgekommen sind, vielfach etwas Ordentliches gelernt haben und augenblicklich freiwillig oder unfreiwillig arbeitslos sind. Dehnt sich diese Arbeitslosigkeit lange aus, so stehen sie in der größten Gefahr, zu gewohnheitsmäßigen Bummlern hinabzusinken, und sind dann der Gesellschaft meist für immer verloren. Ein besonders hervortretender Charakterzug an ihnen, wenigstens an denen, die mir begegneten, ist eine unerschütterliche Ruhe und Sicherheit und große Erfahrung."[4]

In einer Maschinenfabrik findet Göhre eine Anstellung als Handarbeiter mit einem Stundenlohn von 20 Pfennigen, dem gewöhnlichen Anfangslohn. Dieser wird auf Bitten, namentlich Verheirateter, bald um ein bis zwei Pfennige erhöht.

So verdiente Göhre täglich 2.13 Mark, ausgenommen die Montage und Samstage, wo eine Stunde weniger gearbeitet wurde, und wo er nur 1.93 Mark Taglohn hatte. Für die Woche betrug es 12.98 Mark, wovon aber fast zwei Mark abgingen für Krankenkassenbeitrag, Strafgelder für Zuspätkommen und Arbeitsversäumnis (auch das Rauchen oder Schnapstrinken während der Arbeitszeit wurde mit Abzug am Lohn geahndet), so daß faktisch ein Wochenlohn selten mehr als 11 Mark betrug. Zahltag war alle vierzehn Tage.

Die tägliche Arbeitszeit war von sechs bis zwölf und von eins bis

[4] S. 7.

sechs Uhr. Montags begann die Arbeit erst um sieben Uhr und endete am Samstag um fünf Uhr. Die übrigen Handarbeiter (gemeint sind wohl die, die länger in der Fabrik arbeiteten und geübter waren), verdienten 12—15 Mark die Woche, die Schlosser 15—19 Mark, die Bohrer ebensoviel.

Bedeutend höhere Löhne wurden an die Akkordarbeiter bezahlt. Hobler erhielten durchschnittlich 25 Mark, Dreher 20—30 Mark, Stoßer und Bohrer 20—30, ja bis 35 Mark, und einzelne sogar 40 Mark die Woche. Der Maschinist an der großen Dampfmaschine hatte 24 Mark die Woche. Bei den Monteuren und einzelnen Meistern kamen zum Lohne noch die bedeutenden Zuschläge, Prozente genannt, für die fertiggestellten Maschinen hinzu. Wie Göhre gesagt wurde, stellten sich diese Arbeiter im Durchschnitt auf 800—2000 Mark das Jahr. „Unter den starken Verdienern sind viele junge Leute mit einem angeblichen Mindestverdienst von 100 Mark im Monat. Ein Teil dieser Angaben kann eher noch zu niedrig als zu hoch gegriffen sein.... Aus alledem geht hervor, daß von Not unter dieser Arbeitsklasse nicht die Rede sein kann.“[5] Göhre ist sogar der Ansicht, daß die Arbeiter fast alle über ihre Verhältnisse hinaus gut gekleidet gehen.

Ein sehr gutes Zeugnis stellt Göhre dem Verhalten der Leute bei der Arbeit und in ihrem Verkehr mit Kollegen und mit ihren Vorgesetzten aus.

Ein eigenes Kapitel: „Der Metallarbeiter in der Maschinenfabrik“, zeigt uns die verschiedenen Grade von Arbeitern und ihre Verrichtungen an dem Bau einer Maschine von den roh aus der Gießerei kommenden Einzelheiten bis zur fertigen Maschine. Interessant ist für uns die Feststellung, „wie diese Art der Fabrikarbeit keinesweges den Menschen zum ‚Sklaven der Maschine‘ machte, wie Marx verallgemeinernd urteilt, sondern auch dem Geiste des Arbeiters eine bedeutende Arbeit zuweist. So z. B. ‚Der Anweiser‘, einer der wichtigsten und angesehensten Arbeiter in unserer Fabrik durch seinen Beruf sowohl als auch durch seine Persönlichkeit. Der Mann hatte eine verantwortungsvolle Aufgabe. Er hatte nach den ihm vorliegenden, oft verwickelten Zeichnungen an den großen und kleinen Gußstücken mit Reißnadel und Grobzirkel alle Bohrungen, alle Hobelflächen, alle abzustoßenden Kanten und Ecken genau zu berechnen und zu bezeichnen.“[6] Wieder anders lag die Arbeit der Stoßer und Dreher. Beide Arbeitsarten, so verschieden sie im einzelnen auch voneinander sind, sind darin gleich, daß sie dem Manne, der an der Drehbank oder Stoßmaschine steht, wieder größere Selbständigkeit und Selbsttätigkeit ermöglichen.

Auf der andern Seite gibt es auch monotone Arbeit, aber auch diese

[5] S. 13. [6] S. 61.

wird in der Maschinenfabrik von Zeit zu Zeit durch eine Tätigkeit unterbrochen, die „ein wenig geistiges Nachdenken und Aufmerksamkeit erfordert“ [7]. Bedauernswert erschienen ihm nur die, „die tagaus, tagein, von morgens sechs bis abends sechs Uhr nichts anderes zu tun hatten, als die von den Maschinen rohgebohrten Löcher fein, sauber, glatt nachzubohren — alles mit der Hand, im ewigen Einerlei“ [8].

Im vierten Kapitel: „Die Agitation der Sozialdemokratie“, ist für uns die Feststellung bemerkenswert, daß in Chemnitz, der Hochburg der Sozialdemokratie nicht bloß Sachsens, sondern des ganzen Deutschland, wohl eine äußerst lebhafte Agitation in Schrift und Wort getrieben wurde, daß aber in der Fabrik selbst während der Arbeit von einer offenen ostentativ-politischen Agitation der ausgesprochenen Sozialdemokratie so gut wie nichts zu beobachten war“ [9]. Diese Selbstzucht der Arbeiter ist um so mehr anzuerkennen, als „die gesamte Arbeiterschaft von Chemnitz und Umgegend, mit nur geringen Ausnahmen, heute mit der sozialdemokratischen Partei irgendwie verknüpft ist, daß sie mehr oder weniger in der Luft ihrer Ideen lebt“ [10]. Noch mehr ist diese Anerkennung begründet, wenn wir Göhre hören: „Der Arbeiter, mit dem ich Umgang gehabt habe, ist — bewußt oder instinktiv — durchdrungen von dem Gefühl des feindlichen Gegensatzes seiner und der Unternehmer Interessen. Er ist erfüllt von dem Drange nach einer geschlossenen tatkräftigen Organisation der Massen, zu denen er gehört, von dem Sehnen nach einem großen Fortschritt, nach einem Aufschwung des ganzen vierten Standes, den diese Massen bilden.“ [11] Im nächsten Kapitel finden wir eine gut beobachtete Abstufung in Bezug auf die innere Zugehörigkeit zur Partei. „Nach alledem darf man sich die Arbeiterschaft, unter der ich lebte, nicht als eine uniforme, gleichmäßige und gleichwertige Masse vorstellen, sondern vielmehr — in einem Bilde — als einen gewaltigen pyramidalen Bau, zu dem sie durch den Mörtel der sozialdemokratischen Agitation fest und wuchtig genug zusammengefügt ist. Ihre Spitzen bilden die — Elite-Sozialdemokraten, aber von diesen, den Führern und der kleinen Schar ihrer Getreuen, geht es allmählich in immer breiteren Absätzen bis zu der chaotischen Masse aller derer hinab, die nur deshalb Sozialdemokraten sind, weil sie ... bei den Wahlen einem von ‚ihresgleichen‘, einem Arbeiterkandidaten, einem Sozialdemokraten, ihre Stimme geben.“ [12]

Im Anfange des sechsten Kapitels untersucht Göhre zunächst die Komponenten, aus denen sich die mit ihm zusammenarbeitende Menge zusammensetzte. Er findet dreierlei Art des Herkommens der Arbeiter. Einmal diejenigen, welche vorher in der Landwirtschaft beschäftigt waren als Knechte, Taglöhner oder Häusler. Sie taten zum größten

---

[7] S. 63. [8] S. 63. [9] S. 106. [10] S. 108. [11] S. 108. [12] S. 142.

Teil Handarbeit oder bedienten die Bohr-, Hobel- und Stoppmaschinen. Als zweite Kategorie nennt er die Gruppe, welche sich aus „eigentlichen großstädtischen Industriearbeitern" rekrutiert. Diese sind schon „von Kindesbeinen an" für diesen Beruf erzogen. Die Eltern, oft schon die Großeltern waren in der Fabrik beschäftigt.

Schließlich die dritte und numerisch die kleinste Gruppe, die Arbeiter, welche Angehörige kleiner Handwerker- und Beamtenfamilien sind. Diese kommen meistens aus kleinen oder mittleren Provinzstädten, weniger aus einer Großstadt, fast durchweg gelernte Leute, meist Schlosser, auch Schneider und Zimmerleute, noch im jugendlichen Alter, zwischen achtzehn und dreiundzwanzig Jahren. Der Kandidat der Theologie Göhre war durch seine Studien hervorragend geeignet, die geistige Seite des Fabrikarbeiters zu erforschen. Sein Resultat ist ein ziemlich trübes. Die Agitation durch Wort und Schrift, die sogenannten populär-wissenschaftlichen Bücher aus allen Teilen der Wissenschaft, besonders der Natur, hatten es fertig gebracht, die ganze alte Bildung und Kultur, Christentum und Bibel aus Herz und Köpfen der Massen hinauszufegen. Dem Arbeiter waren Kultur und Glaube als Überbleibsel einer Zeit, die ihn anfeindete und mißachtete, verdächtig, wenn nicht verhaßt. Besonders die Religion erschien ihm als ein Mittel der oberen Klassen, ihn unten zu halten und seine Energie zu lähmen.

Für das Verlorene fand er keinen Ersatz, weil auch seine materialistische Bildung und Weltanschauung nicht tief begründet ist. Göhre zeigt die erschütternden Folgen dieser Halbbildung und des Materialismus in der Weltanschauung: „So lebt eine große Mehrzahl ihr armes leeres Leben hin, ohne Freude, ohne Hoffnung, ohne Hilfe." [13] Der Ton ist der der vollendeten Hoffnungslosigkeit, der Verzweiflung an einem Wert, einem Inhalt, einem Zweck des Daseins. „Einen Schritt weiter — und er kann in die Wut umschlagen, die alles zerstört, weil sie nichts für lebenswert findet, die an allem verzweifelt, weil sie an sich selbst verzweifeln mußte." [14]

Interessant und dieses besonders heute ist, wie sich Göhre eine mögliche Revolution denkt. Damals war er der Ansicht, daß nach dem Stand der Dinge keine Revolution drohe. „Aber sie wird in dem Augenblick da sein, wo zu der religiösen Verwahrlosung der Industriearbeitermassen, die heute im ganzen vollendet ist, die sittliche hinzutritt: wo aus jener die letzte Konsequenz für dieses gezogen wird. Hier also und nicht in der politischen und wirtschaftlichen Organisierung der Massen liegt der verhängnisvollste Einfluß der sozialdemokratischen Agitation, und hier in der Vernichtung des überlieferten Christentums hat sie ihren bisher größten Erfolg gehabt." [15]

---

[13] S. 143. [14] S. 157. [15] S. 157.

Göhre gibt den Teil der Schuld, welchen die Kirche an diesem Zustande hat, offen zu: „Von der eigenen Kirche ohne Hilfe, ohne Aufklärung, ohne Führung und Stärkung gelassen und von der Atmosphäre sozialistischer Ideen unentrinnbar umgeben, sterben sie alle einen langsamen, oft qualvollen geistigen Tod.“ [16]

Auffallend ist eine Beobachtung, welche Göhre gerade in Bezug auf die Religion bei seiner Arbeiterumgebung machte: „Ein einziges nur ist allen geblieben: Die Achtung und Ehrfurcht vor Jesus Christus. Auch der ausgesprochenste Sozialdemokrat und Glaubenshasser hat sie, ja gerade er mehr als mancher sozialdemokratisch Nichtverpfändete. Wohl macht man sich ein ganz anderes Bild von diesem Jesus von Nazareth als bisher; es fehlt ihm in ihren Augen der Glorienschein, den die Kirche ihm um die hohe Stirn gewoben hat, man lächelt über seine ihm von den Theologen ‚zugemutete‘ Göttlichkeit, für sie ist er meist nur noch der große soziale Reformator.... Aber sie alle halten doch sinnend still vor seiner großen Persönlichkeit.“ [17]

Im siebten Kapitel bespricht der Verfasser die sittlichen Zustände unter seinen zeitweiligen Arbeitsgenossen. Ein großes Übel ist der reichliche Alkoholgenuß. Unter den unständigen Arbeitern „ist der Schnapsgenuß geradezu eine Pest; die seßhaften Arbeiter am Orte aber, soweit ich sie kennen lernte, trinken viel mehr Bier als Schnaps, trinken viel Bier, aber sind selten eigentliche Säufer“.

Mit den übrigen Schichten des Volkes, meint Göhre, ist dem Arbeiter der materialistische Zug der Zeit eigen, aber, stellt Göhre fest, „nach meiner festen Überzeugung (stehen die Arbeiter) verhältnismäßig nicht tiefer als die übrigen Schichten unseres Volkes“ [18]. Die guten Seiten, welche die Arbeiter haben, „sind jedoch zusehends immer weniger ethisch-religiös, immer mehr wirtschaftlich und ständisch bestimmt. Der Idealismus, der sie erfüllt, ist der Idealismus nicht um des Guten, sondern um des Nützlichen willen. In notwendiger Folge davon zeigt sich der so sich gestaltende sittliche Charakter immer weniger fest und widerstandsfähig, verliert also zusehends gerade die Tugenden, die bisher seine Kraft und sein Bestes ausmachten.“ Das ist nach Göhre die Folge und zugleich die große Schuld der sozialdemokratischen Agitation. Hier hat sie „ihre verderbliche Wirkung geübt, ihren größten Erfolg errungen und die eigentliche Gefahr für die Zukunft heraufbeschworen“ [19].

Aus dieser Erfahrung ergibt sich ganz selbstverständlich die unumstößliche Tatsache, daß die Arbeiterfrage nicht bloß eine „Magen- und Lohnfrage“ ist, sondern ein eminent geistiges Problem. Die Stellung zur und die Teilnahme des Arbeiters am Bildungsreichtum

---

[16] S. 190. [17] S. 190. [18] S. 211. [19] S. 212.

des deutschen Volkes und an seiner religiösen Entwicklung ist ebenso bedeutungsvoll für seine Zukunft wie die Frage nach der Höhe des Lohnes. Diese darf von den Führern der Bewegung wie auch von der Regierung nicht aus dem Auge verloren werden, sonst geht die Arbeiterbewegung auf eine für den Arbeiter wie auch für den Staat verhängnisvolle Bahn.

Diese Skizze von Göhres Buch zeigt uns schon, daß wir mit ihrer Aufnahme in unsere Arbeit nichts Unnötiges getan haben. Er gibt uns gewisse Hinweise und Richtlinien, gerade für die Beurteilung der geistigen und religiösen Einstellung des Arbeiters und damit für unsern Versuch.

Wir beginnen nunmehr mit dem ältesten Arbeiterautobiographen Karl Fischer.

KARL FISCHER

Es ist ein wirklich wertvolles Buch, die „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters“ [1], das Göhre nicht bloß der Geschichte der Arbeiterbewegung, sondern vielleicht noch mehr für den Zweig der Literaturgeschichte vermittelt hat, den wir Arbeiterliteratur nennen. Fischer ist der treue Typus eines Arbeiters, der noch ganz am Anfange der Arbeiterbewegung steht, der die Jahre mitgemacht hat, wo der Arbeiter noch ohne Schutz war. Harte Arbeit und kargen Verdienst, Armut und schlechte Behandlung ist sein Los. Aber trotzdem differenziert er sich nicht von der bürgerlichen Bevölkerungsschicht, sondern fühlt sich noch als Mitglied derselben, allerdings als eines der geringeren. Um ihn regt sich die Bewegung, aber sie ergreift ihn noch nicht, obwohl er sich ihres Daseins und ihres Wachsens bewußt ist. Er ist Christ und Monarchist, obgleich ihm viel Unrecht geschieht. Seine Familiengeschichte ist ihm bis in die Zeit der Großeltern von Vater- und Mutterseite mit vielen Anekdoten und andern Einzelheiten vertraut, und gerne weilt er in seinen Erzählungen dabei. Er bleibt der Bewegung ferne, weil er sich stark fühlt in seiner Überzeugung und weil ihm die Fundamente des Staates etwas bedeuten, das durch revolutionäre Machenschaften nicht erschüttert werden darf. Er wuchs aus dem Respekt vor der Autorität des oft ungerechten und überharten Vaters hinein in die Achtung vor der Staatsautorität.

Mehr noch als sozial-historischer Typ ist Fischer ausgezeichnet als Arbeiterschriftsteller. Einfach und schlicht, aber so anschaulich und lebend bewegen sich Menschen und Handlungen, daß es, vor allem im ersten Bande, ein Genuß ist, diesem Plauderer zu lauschen, wenn

[1] Karl Fischer, Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters. Herausgegeben von Paul Göhre. Jena und Leipzig 1905, Diederichs. 7. Tausend.

er uns erzählt aus „alten Tagen“. Man hat den Stil als den der Lutherbibel bezeichnet, und es ist sicher, daß die Bibel ihn beeinflußte. Denn wie wir sehen werden, ist er in der Jugend innig vertraut mit der Heiligen Schrift geworden. Aber soweit ich aus meinen Erfahrungen im Elternhaus urteilen kann, ist es auch die Sprache, wie sie von den Großeltern und Leuten aus jenen Zeiten gesprochen wurde. Es ist das gemütliche, breite Erzählen, wo der Erzähler selbst sich noch erfreut an der Mitteilung altvergangener Erlebnisse. Daß Göhre die Orthographie Fischers belassen hat, vertieft diesen Eindruck.

In eine freudenarme Jugend weiß er viel elegische Poesie und auch Schelmenstreiche hineinzuflechten. Sein lauterer Sinn geht durch die Arbeitsjahre, und dabei bleibt er der biedere, ehrliche und bescheidene Mensch. Keiner unter den übrigen Arbeitern, welche wir zu behandeln haben, erregt so viel Sympathie wie er, wenn auch bei manchem mehr Kunst und Flüssigkeit im Ausdruck vorzufinden sein mag. Wir werden dies an Beispielen aus dem Buch selbst darzustellen versuchen. Man ist oft in Verlegenheit, wie man sich in den Zitaten beschränken soll, so reich an poetischen volkstümlichen Stellen ist dieses Buch. Göhre — im Vorwort, Seite IV — und nach ihm Waldemar Mühlner[2] beklagen: „Was hätte wohl aus ihm werden können, wäre diese seine Kunst geweckt und gepflegt worden“. Aber wir bezweifeln, ob wir dann dieses einzigartige Buch bekommen hätten.

Fischers Großvater väterlicherseits war ein Bergzimmermann und hatte die Wasserkunst gelernt. Gemeint ist die Fertigkeit, die Wassergefahren im Bergbau zu vermindern. Später siedelte er nach Eisleben über. Da kam eines Tages ein Reiter und bestellt ihm, er solle eiligst auf den Gutshof kommen, „denn es war etwas kaputt gegangen am Wasserwerke, und sie konnten kein Wasser kriegen. Da hat sich mein Großvater schnell die Wasserstiefeln angezogen und sich fertig gemacht und hat sich aufs Pferd gesetzt und hat gemacht, daß er ist fortgekommen. ... Aber mein Großvater ist doch ein sonderbarer Mann gewesen. Wenn er eilig gewesen ist wie an diesem Morgen, dann hat er sich freilich aufs Pferd gesetzt und ist im schlanken Trabe rausgeritten; aber wenn er merkte, daß sie ihm das Pferd bloß deswegen geschickt hatten, daß er nicht sollte so weit zu Fuße gehen, dann ließ er den Reitknecht wieder aufsitzen und ging selber neben her. Aber die Knechte wollten das auch immer nicht tun, dann sind sie beide den ganzen Weg neben dem Pferde hergegangen und haben sich was erzählt. Aber wenn er hat müssen in der Kutsche fahren, da ist er allemal ärgerlich geworden, und wenn er hinausging zum Einsteigen, da hat er die Haustüre hinter sich zugeworfen und hat kein

[2] Waldemar Mühlner, Mitteldeutsche Lebensbilder, herausgegeben von der historischen Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt, III. Bd.: Lebensbilder des 18. und 19. Jahrhunderts (Magdeburg 1928) S. 542.

Kind dürfen mit rauskommen. Aber wenn sie haben einen Leiterwagen geschickt, der gar keinen Sitz gehabt hat, weder für ihn, noch für den Knecht, dann ist er freundlich gewesen, dann haben die Kinder dürfen mit rauskommen, und hat ihnen die Hand gereicht und hat Adje gesagt, wenn er hat auf dem Wagen gestanden und die Pferde sind losgegangen, dann hat er ihnen noch zugelacht.“ [3]

Vom Großvater mütterlicherseits weiß er ebenfalls zu berichten. „Das Früheste, was ich von meinem Großvater weiß, ist, daß er Soldat war; er hatte bei den Dragonern gestanden, und hatte auch den Unglückstag bei Jena 1806 mitgemacht. Er hat sich auch als Dragoner abmalen lassen, das Bild ist noch da, ganz klein, aber niedlich, mit einem blauen Dragonerrock, auch etwas Gelbes dran, und hinten hat er einen Zopf.“ [4]

Der Vater Karls war Bäcker und hatte ein blühendes Geschäft in Grünberg i. S. Hier wurde Karl geboren am 6. Juni 1841. Was wir vom Vater hören, drängt die Überzeugung auf, daß er von einer unglücklichen Geistesveranlagung gewesen sein muß. Bei der „geringsten Kleinigkeit“ fing er an „zu spektakeln, als ob meine Mutter das allerverworfenste Frauenzimmer auf Gottes Erdboden sei“. Wenn dann seine Frau, die „sicher mehr als geschult für meinen Vater war“, eine Antwort gab — dann langte mein Vater, was er zuerst kriegen konnte — und dann schlug er damit auf die Mutter los, und hielt in solcher Weise das Jüngste Gericht ab ... darnach war allemal Ruhe; wir hörten unsere Mutter noch ein Weilchen leise weinen, und wenn das auch vorbei war, dann war es bei uns im Hause totenstill... das konnte manchmal wochenlang dauern, so lange, bis das meinem Vater auch nicht mehr paßte, dann fing das Stück wieder von vorn an.“ [5]

Es mutet einen an, als wollte Fischer seiner Mutter Genugtuung verschaffen für das Erniedrigende, das sie zu erdulden hatte, da er gleich anfügt, was er von seiner Mutter Ehrendes erfuhr. „Freilich, meine Schwester, die kann meine Mutter ganz anders beschreiben wie ich, die hat aber mit Frauen sich unterhalten, die waren mit meiner Mutter zusammen in die Schule gegangen, und die haben ihr erzählt, daß meine Mutter eine wirkliche Musterschülerin gewesen wäre, nicht bloß in Hochachtung, Liebe und Verehrung zu ihren Eltern, sondern auch zu ihrem alten Lehrer, und dem Superintendenten, der sie eingesegnet hat. Sie ist in der Schule die oberste gewesen, und als einmal eine einzige Prämie ist vergeben worden (sie bestand in einem schönen, großen, neuen Lesebuch, das ein Rektor in Lüneburg 1834 geschrieben hat), die hat meine Mutter bekommen, und die andern Mädchen hätten das schon vorher ge-

[3] Fischer a. a. O. Bd. I, S. 3—4. [4] Ebd. S. 9. [5] S. 14—15.

wußt, und hätten das in der Ordnung gefunden. Denn sie hätten alle meine Mutter gut leiden mögen, und wiewohl meine Großeltern damals schon ganz verarmt waren, so wären doch die reichsten und vornehmsten Mädchen in der Schule stolz darauf gewesen, wenn sie auf dem Nachhausewege aus der Schule neben meiner Mutter hergehen konnten, und hätten dann zu Hause glücklich und voller Stolz ihren eigenen Eltern und Geschwistern erzählt, daß sie mit ihr gesprochen hätten.“ [6]

Allerdings auch sein Vater war in seiner Jugend so angesehen gewesen, „daß er bei den angesehensten Bürgern hätte anklopfen können, da hätte ihm keiner seine Tochter versagt“ [7].

Das gutgehende Geschäft gab der Vater nach zwei Jahren auf „zum Leidwesen aller, die dabei interessiert waren, hauptsächlich aber meiner Mutter“ [8]. Er hatte „Kompanie“ mit einem Kaufmann gemacht und all sein Geld verloren, während jener „nun auf festen Füßen stand“ [9].

Die Eltern verzogen nach Rothenburg a. d. Oder. Der Kleine war damals fünf Jahre alt. In einem kleinen Häuschen eröffnete der Vater wieder ein Geschäft. Die Leute in Rothenburg waren aber arm und aßen wenig Brötchen, und das Brot buken sie meistens selbst. So war der Tisch bei Fischers sehr schmal bestellt. Morgens Mehlsuppe, mittags Kartoffeln und abends Kartoffeln, „denn das Getreide war dazumal gar teuer“ [10].

„Indessen war die Zeit gekommen, wo ich zur Schule mußte.“ [11] Die Schuljahre nehmen einen verhältnismäßig großen Raum in den Erinnerungen ein (Seite 25—61), eine Erscheinung, die wir bei allen älteren Autobiographen machen. Es ist dies ein Zeichen, welchen Eindruck damals noch die Schulzeit auf das jugendliche Gemüt machte und wie die Lehrer es verstanden, diese Zeit zu einer ereignisvollen zu machen.

Die Leiden und Freuden dieses Lebensabschnittes erzählt Fischer mit großer Anschaulichkeit. Seine Angst und Schlauheit beim ersten Buchstabieren, wo er zwar vor Angst die Buchstaben nicht sah, aber wacker weiterbuchstabierte, da er das Gedicht von der Grille bereits auswendig kannte.

Kirchlich gehörte die Familie Fischer zur „freien Gemeinde“. Da gab es eines Tages in der Gemeinde einen großen Aufruhr. „Der Pastor Schön hatte etwas am Glaubensbekenntnis geändert; und statt wie es heißt: Auferstehung des Fleisches, hatte er gesetzt: Auferstehung der Todten, und von dieser Reformation kam wohl eigentlich der ganze Krach her. Einen andern Pastor hatten sie schon geschickt, aber wie dem des Nachts ein paarmal waren die Fenster

[6] S. 16. [7] S. 17. [8] S. 17. [9] S. 18. [10] S. 23. [11] S. 23.

eingeworfen, und im Pfarrgarten alles ruiniert und gestohlen war, da schickten sie auch einen andern Bürgermeister hin, und auch einen Gendarm; und einige Leute, die bei der alten Kirche geblieben waren, die taten sich zusammen, freiwillig, und bewachten des Nachts das Pfarrhaus und den Garten, und das taten sie reihum.“ [12]

Diese Aufregung teilte sich auch der Schule mit, wo eines Tages ein Schüler sich dieser Häresie schuldig machte und betete: Auferstehung der Toten und ein ewiges Leben. Amen! „Da setzte sich der Junge wieder nieder, und da entstand eine Totenstille, und Alle sahen nach dem Kantor. Der stand neben dem Katheder, und hatte einen feuerrothen Kopf gekriegt, seine Haare waren ohnehin röthlich, in der einen Hand hielt er den Stock, und mit der andern Hand hielt er sich am Katheder fest, und sah aus, als ob er ersticken wollte, gar nicht schön, so sah er nach dem Jungen hin.“ [13] Der Bürgermeister wurde gerufen, und als dieser von dem Vorfall hörte, mußte auch noch der Polizei- und Ratsdiener Kringel herbei. Der packte den Jungen am Kragen „und zog ihn aus der Bank heraus, und duckte ihn nieder, daß er auf Händen und Knieen lag, und dann haute er darauf los. Dabei schrie der Junge ganz fürchterlich. Der Bürgermeister stand halb mit dem Rücken dagegen und sah ruhig vor sich hin. Nach einer Weile wandte er den Kopf zur Seite und sah sich den Prozeß ein Weilchen mit an, aber dann wandte er sich wieder um und sah wieder ruhig vor sich hin. Dann nach einiger Zeit drehte er sich aber wieder um, und da sagte er ganz ruhig: ‚Es ist gut.‘ Da ließ Kringel den Jungen los, der aber ließ Mütze und Bücher im Stiche und war wie der Blitz zur Tür naus.“ [14] „Sonst war unser Kantor aber grade kein Unmensch“, meint Fischer, „und wer regelmäßig zur Schule kam und paßte gut auf, der konnte da auch viel lernen, wie er zur Not brauchte.“ [15]

Die Eltern sorgten in ihrer etwas rauhen Art gut für den Kleinen, wie er rühmend anerkennt. „Mein Vater hatte mich ganz lieb, und meine Mutter auch, aber beide auf ihre Art. Mit Streicheln, Küssen oder Spielen oder in den Armnehmen freilich nicht, denn da ist mir auch nicht das Allergeringste davon bewußt; aber doch kann ich mich noch erinnern, daß mein Vater mich früher, als ich noch leicht war, wohl in oder unter den Arm nahm; aber wenn er dazu Anstalt machte, da war mir niemals wohl dabei, denn dann hatte ich ein schlechtes Gewissen, und mein Vater hatte sich von Birkenreis eine Rute gemacht, und damit kriegt ich denn Haue, und es war dann meinem Vater wahrscheinlich bequemer, wenn er mich dabei im Arm hatte. Aber wenn mein Vater ab und an Zeit dazu hatte, dann ging er mit mir raus nach dem Nettker See zum Baden, oder er nahm mich

[12] S. 36—37. [13] S. 37. [14] S. 39—40. [15] S. 42.

mit durchs Feld oder in die Heide oder in den Oderwald, oder wenn meine Mutter mir etwa zuweilen einen alten Salzkuchen oder eine altbackene Semmel, extra, außerhalb der Essenszeit, gab, dann konnte ich die Liebe wohl merken, und wie gut sie mich kannten.“ [16]

Vom Vater weiß er noch etwas zu erzählen, was bei dem sonst so rauhen Manne besonders für ihn einnimmt. Wenn das Kind krank war, kam sein Vater gewöhnlich nach drei Uhr und setzte sich auf einen Stuhl neben sein Bett, und dann las er vor, langsam und deutlich, solange wie er sehen konnte; dann gab er dem Kleinen die Bibel und zeigte die Stelle, wie weit er gelesen hatte, und verlangte, daß er darüber nachdenken sollte bis zum nächsten Tage, bis er wieder kam.

Auch von Friedrich dem Großen las der kleine Karl in einem Buch, „da stand seine ganze Geschichte und seine Begebenheiten und alle seine Kriege und Schlachten, und alles war darinne beschrieben, und er war immer mitten zwischen“ [17]. Wenn er dann z. B. las: „Mit so schwerem Herzen, wie dieses Jahr, hatte Friedrich noch keinen Feldzug angefangen“, „dann hielt ich erst wieder an und stellte mir das vor, und dann hätte ich ihm gerne geholfen, wenn ich bloß gekonnt hätte“ [18].

Auch die „Stunden der Andacht“ aus der Bibliothek der Mutter las er in seiner Krankheit.

Der Konfirmandenunterricht, in den er jetzt gehen mußte, brachte ihm viel schwere Stunden. Dabei war er voll heiligen Eifers, wie wir noch Fischer im hohen Alter erzählen hören. „Wenn ich denn so da saß, und der Pastor begann seinen Vortrag, dann hörte ich andächtig und aufmerksam zu; aber je mehr ich das tat, um so mehr vergaß ich alles andere um mich herum und auch mich selber, und so verlor ich nach und nach meine Haltung, kam mit der Brust gegen den Tisch und sackte zusammen, wobei ich dann womöglich auch etwas frostig ausgesehen habe.“ [19] Gerade diese Haltung war es, die den Pastor so aufbrachte gegen Karl und warum er ihn rauh anfuhr und ausschimpfte.

Die beiden Geistlichen von Rothenburg haben ihm einen „höllischen Respekt“ eingeflößt. Das war auch der Grund, warum „ich immer und überall in meinem Leben aller Geistlichkeit weit aus dem Wege gegangen bin, und habe auch niemals in meinem Leben mit einem gesprochen oder einen gegrüßt oder umgekehrt“ [20].

Zeit zum Spielen wie andere Kinder hatte Karl nicht. „Überaus gerne lief ich mit den andern Jungens umher, aber ich gewann mir dadurch jedesmal so viel Schläge vom Vater, daß ich das ließ; wenn ich aber fragte, dann bekam ich keine Erlaubnis.“ [21]

---

[16] S. 30. [17] S. 33. [18] S. 33—34. [19] S. 49.
[20] S. 53. [21] S. 54.

„Mein erster Beruf“ nennt sich das folgende Kapitel und beginnt mit der Erzählung: „Ungefähr nach meinem zehnten Jahre kaufte mir mein Vater einen Brezelkorb, groß genug, länglich; an jeder Längsseite war mit seinen beiden Enden ein schönes blaues Band befestigt, das streifte ich dann über den Kopf und konnte solcherweise den Korb schön vor mich her tragen.“ [22] In diesen Korb zählte ihm die Mutter an Sonntagvormittagen Semmeln, Salzkuchen und Brezeln, die er in den Wirtshäusern verkaufen mußte. Aber „ich war ein schlechter Kaufmann, und die Leute zum Kaufen zu reizen, das verstand ich nicht“ [23]. Als ihn einmal ein Schneider, ein Duzfreund des Vaters, im Spaß um drei Pfennig betrügt und es dem Vater erzählt, da wird ihm dieser Mann und seine Tat ein Problem, über das der alte Fischer noch sieben Seiten füllt. — Das Geschäft ging nicht gut, und so entschloß sich der Vater nach Eisleben, seiner Heimat, zu ziehen und dort sein Glück zu versuchen. Das war am 1. Oktober 1854. Der Kleine sieht zum ersten Mal eine Eisenbahn und wundert sich, wie der „Mann da vorne auf dem Zug so laut und so lange pfeifen konnte, bis ich endlich in Jüterbog zu sehen kriegte, daß er das gar nicht mit dem Mund tat“ [24].

In Eisleben hatten die Eltern eine große Enttäuschung. Ihr neues Geschäft war ein leeres Häuschen, das erst notdürftig möbliert werden mußte.

Zuerst besuchten Vater und Sohn den alten Pastor, der den Vater noch getauft und konfirmiert hatte. Zu diesem kam auch der Sohn in den Konfirmandenunterricht, der ihm sehr gefiel. Auch waren der Pastor und dessen Frau recht gut zu ihm.

Anders war es beim Kantor. „Er war nicht Tag für Tag so egal ernsthaft wie der in Rothenburg, aber er schlug einen ganz andern Stock und piesackte die Jungens manchmal ganz niederträchtig und am meisten wohl seinen eigenen Sohn.“ [25] Dieser Kantor hatte eine eigene Pädagogik. „Die meisten Schläge bekamen arme Jungens, dahingegen Jungens, deren Eltern wohlhabend waren, die behelligte er wenig, wenn sie etwas vergessen hatten; denn er meinte, die armen Jungens hätten die Kenntnisse am nötigsten, aber die reichen strafte er mehr mit Redensarten.“ [26] Als an Ostern die Schlußprüfungen kamen, da trat er am letzten Tage vor die Klasse und sagte: „Und morgen ist Prüfung, da erwarte ich, daß ihr euch keine Schande macht, und daß sich jeder ordentlich zusammennimmt, ich hoffe, daß jeder proper erscheint und daß ich morgen nicht einen in ungeputzten Stiefeln sehe“; bei den letzten Worten hatte er drohend den Stock erhoben. Das war die ganze Vorbereitung.“ [27] Es ging aber gut. Nur

[22] S. 60. [23] S. 61. [24] S. 83. [25] S. 89—90.
[26] S. 90. [27] S. 92.

hatte der Kleine seiner Mutter zu klagen, daß er der einzige gewesen sei, der einen alten Rock anhatte. Da sagte sie: „Nein, mein Sohn, da war noch einer, Bürstenbinder Stabs Junge, der hatte auch einen alten an." „Da war ich zufrieden, daß ich nicht der einzige gewesen war."[28]

Nun kam die Berufswahl. Der kleine Karl wäre gerne Gärtner geworden, nur nicht Bäcker. Aber das Geld fehlte, und so mußte er doch in die Backstube. „Mein Vater war ohne Zweifel einer der tüchtigsten Bäcker, das habe ich von allen Seiten bestätigen hören, aber er war auch einer der untüchtigsten Lehrmeister, und das kann ich ganz allein bestätigen."[29] Er schreibt nichts Näheres über die Lehrmethode des Vaters, aber das Resultat war jedenfalls nicht zufriedenstellend. Nach „anderthalb Jahren" kam er aus dem Hause, zu einem Onkel in Dederstedt, „einem Dorfe, etwa zwei Stunden von Eisleben, wo er (der Onkel) sich in Kompagnie mit ein paar Bauern, die das Geld dazu hergegeben hatten, eine Wagenfettfabrik gebaut hatte"[30].

Der Werkführer des Onkels plagte den Jungen, wo er nur konnte. „Seine Hauptforsche war, mir irgend einen Auftrag verkehrt zu geben, natürlich machte ich das dann verkehrt; dann erzählt er das heimlich meinem Onkel wieder, daß ich alles verkehrt machte und dumm, faul und unbrauchbar wäre."[31] Auch vor Lügen schreckte der Werkführer nicht zurück und brachte das Kind in eine schiefe Lage vor seinem Vater. Verleumdung, Schurkenstreiche, alles wird dem armen Jungen angetan. Der Onkel schreibt nach Hause einen Klagebrief. Da kommt eines Tages die Mutter unerwartet. Sie durchschaut bald, wie die Dinge liegen, aber helfen kann sie nicht.... Beim Abschied begleitet er sie ein Stück Weges, und „da ging ich wieder nach Hause und war allein und freute mich sehr, daß jemand an mich gedacht hatte, und noch dazu meine Mutter."[32]

Aber nachher bekommt er doch einen Wutanfall über die Schlechtigkeit der Menschen. „Wie gerne hätte ich den Brief einmal gelesen, in welchem ich so schlecht wegkam, aber leider hatte mir die Mutter außer der Stiefelgeschichte nicht das geringste davon gesagt; aber daß mir der gute Mann, der Böttcher, das Quartier gekündigt hatte, das wird wohl auch darin gestanden haben, denn das konnte ich aus der Frage meiner Mutter vermuten. Aber schließlich kochte die helle Wut bei mir auf. Freilich, auf meinen Kameraden ließ ich nichts kommen, aber der übrige Janhagel da in der Fabrik, vom ersten bis zum letzten, vom obersten bis zum untersten, die waren ja alle zusammen keine Schachtel voll Wichse wert, viel weniger das Putzen, da schmeiße ich noch viel lieber meinen ganzen Putzkasten hinterdrein, wenn ich bloß keinen mehr davon brauchte wiederzusehen.

---

[28] S. 94. [29] S. 95. [30] S. 96. [31] S. 99. [32] S. 112.

Diese Nacht hätten meinetwegen können zehn Fässer Öl auslaufen, ich hätte das nicht bedauert, und hätte keinen Hahn zugedreht.“ [33]

Da der Lohn ein minimaler ist, nimmt ihn der Vater wieder nach Hause. Er muß wieder in die Bäckerei, und wenn diese ihm manchmal leidig werden will, so tröstet er sich mit Dederstedt. Endlich macht er sein Gesellenstück und die Prüfung. Beides ging besser, als er vorher gefürchtet hatte.

Bei der militärischen Musterung wird er als untauglich „verworfen“, was ihn tief schmerzte. „Alle meine Onkels waren Soldaten gewesen, einer hatte bei den Gardejägern gedient, zwei bei den Pionieren, einer bei den schwarzen Husaren..., und ich war ausgeschlossen, da kam mir mein ganzes Elend recht zum Bewußtsein und mochte kein Mittagessen..., legte mich in eine Schlackenhöhle, da habe ich geheult, bis die Sonne unterging.“ [34]

„Bei den Erdarbeitern“, beginnt der nächste und größte Abschnitt. Nur mit tiefem Mitgefühl liest man, wie hart das Leben mit dem Manne verfuhr: Schwere Erdarbeit bei Regen und Kälte, Wanderungen von einem Orte zum andern, manchmal mit ein wenig Barschaft vom letzten Arbeitsplatz versehen, allermeist aber auf Bettel angewiesen, krank und mit Krätze behaftet, einmal dem Tode nahe, nie ein ordentliches Nachtlager, an Essen nur, was ihm von barmherziger Hand gereicht wird.

Auch seine Poesie des Elends hat köstliche Schilderungen des Vagabundenlebens, elegische Stimmungsbilder aus dem Jammertale menschlichen Lebensganges, aber der Stil ist nicht mehr von dem gleichen Schwunge und ermangelt auch der Gemütstiefe, die wir im vorangehenden Abschnitt gefunden haben. Die Materie bedingt beides, den Vorzug der ersteren und die Härte des zweiten. Auch das Zerrissene im Leben, der häufige Wechsel bedingt unzusammenhängende Bilder, in die kein einheitlicher Zug gebracht werden kann. Jugend, Eltern und Schule lassen sich immerhin zu einem wohl trüben, aber unter sich geistig verbundenen Gesamtbild vereinigen.

Fischer kam zuerst nach Hüneburg, wo ein Berg abgetragen werden mußte, um eine Bahn hindurchzuführen. Es war eine beschwerliche Arbeit. Mit leeren Karren, an die zwei Mann gespannt waren, „zotteln“ [35] sie den Berg hinauf, und mit vollen sausten sie den Berg herunter. „Spaß war das freilich nicht, wenn der beladene Wagen den Berg heruntersauste, da mußte man mit, da lernt man ‚beinig‘ werden.“ [36] Noch im Alter spürt Fischer jene Tage: „O Hüneburg, o Hüneburg, wie brummten meine Knochen!“ [37]

---

[33] S. 113. [34] S. 123.

[35] Zottel wurde das Karrenband genannt, das man über die Schulter nahm, um den Karren wagrecht zu halten. Von diesem Tragband wurde das Ziehen selbst „zotteln“ genannt. [36] S. 126. [37] S. 134.

Als die Erdarbeiten in Hüneburg fertig waren, wandert Fischer nach Trarbach und findet Arbeit beim Chausseebau für 12 Silbergroschen Taglohn. Der geringe Lohn bei ziemlich teurem Essen und Wohnung gefiel ihm nicht, und er beschloß, die Arbeit zu verlassen. Aber er hatte Schulden beim Wirt. Regentage und Feiertage hatten die Wochenlöhne immer geringer gemacht, während Logis und Essen weiter liefen. Eines Abends packt er deshalb im Dunkeln seinen „Berliner", und am andern Morgen, ehe die Wirtsleute „auf den Beinen waren", ging er davon. Er apostrophiert den betrogenen Wirt noch in seinen alten Tagen: „Na mein lieber Straß in Starkenburg, lebst du noch, oder bist du schon abgeschieden aus diesem Kampfe ums Dasein? Geld habe ich immer noch nicht, aber vergessen habe ich dich nicht, und daß ich dazumal habe bei dir Unterkommen gefunden. Ich habe immer noch das alte Notizbuch, was ich bei dir hatte, wo ich alles anschrieb, da kann ich es immer noch sehn, was ich verzehrt habe, und am Ende steht der Rest 4 Tl. und 4 Sg., dazu 7 Tl. 26 Sg. 3 Pf., macht zusammen 12 Tl. 3 Pf. Schuld. Das war eine schlechte Tour für dich, aber ich konnte selber nichts dafür." [38]

In Hinsbek verunglückt er durch einen Erdrutsch und kommt ins Spital nach Kempen. Der Arzt konstatiert ein „paar eingedrückte Rippen und Brustentzündung". Er spürte den Schmerz noch nach Jahren. Sonst hatte er es gut im Spital, besonders mit dem Essen. An die tüchtigen Portionen und gehörigen Butterbrote [39] erinnert er sich noch gerne.

Nach seiner Heilung ging er wieder zurück zur Arbeit. Er schildert seine verschiedenen Arbeitsgenossen aus aller Herren Ländern. Er beobachtet sie still und genau und hat die Schwächen und Eigentümlichkeiten des einen und andern bald herausgefunden [40].

Eines Abends bekam er eine Flasche Schnaps geschenkt und „bekam großen Appetit darnach, und nahm bald ein paar gehörige Schluck.... Mir war bald behaglich zu Mute und ging und sah nach den Buden hin, die alle leer standen und gedachte an die Brüder, die darin gehaust hatten, und wo sie heute wohl alle wären und wie es ihnen zu Weihnachten gehen möchte und kehrte wieder zu meiner Flasche und trank ... und es schmeckte, je länger je besser und die Flasche war bald dreiviertel leer und ich nahm sie mit und setzte mich in die Bude und war noch immer gut im Stande und dachte an die Brüder und an die Vergänglichkeit.... Aber ich hatte den Schnaps zu schnell getrunken, das wäre für den ganzen Tag gewesen ... wollte die Hacke holen und kam die Böschung schnell genug hinunter ... machte nutzlose Versuche ... die Böschung wieder hinaufzukommen und wollte über das Gleis ... da blieb ich mit der

[38] S. 142. [39] S. 149. [40] S. 176—177.

Brust auf der ersten Schiene liegen und kam nicht weiter und war machtlos mich zu regen, und merkte, daß ich einschlafen wollte, und hatte nichts dagegen ... da fühlte ich einen argen Schmerz auf der Brust, da drückte mich die Schiene gerade auf die Stelle, wo ich im Frühjahr auf den Keil gefallen, da kam ich noch einmal zur Besinnung ... und erschrack und zog mich zurück bis ich die Böschung spürte und schlief ein. Da wachte ich auf und hörte von weitem den Zug rollen."[41] Man liest nicht ohne Spannung, wie Fischer hier Grad für Grad die Steigerung der Gefahr schildert.

Er überwintert mit einer verstauchten Hand im Spital und geht dann über Neuß nach Vohwinkel, wo er wieder Arbeit findet. Er mußte Rollwagen schieben und mußte „den ganzen Tag werfen wie verrückt, daß man immer den Wagen voll kriegte"[42]. Sein Aufseher kommt ihm vor wie der „ägyptischen Fronvögte einer".

Abermals muß er ins Spital bis in den Sommer. Dann geht er wieder nach Vohwinkel zur alten Arbeit. Aber es gefiel ihm nicht mehr im alten Quartier, da sie zu dritt in einem Bett schlafen mußten in der schwülen Sommerhitze. Er geht weiter und will „nach der Eifel zu machen"[43].

In Ardey hilft er Kiesbänke in der Ruhr ausschachten. Durch Hochwasser wird die Arbeit abgebrochen, und er wandert nach Neheim. Auf der dortigen Herberge waren noch mehr im Quartier, die auf verschiedenen Stellen arbeiteten, „und war alle Abend mehr oder weniger los, am meisten aber des Sonntags und nach der Zahlung, da konnte man manchmal keinen Platz finden. Da fanden sich auch die Spieler zusammen und spielten hoch und lange...."[44] In einer Herberge hatte er sich mit der Krätze angesteckt und will nun in ein Spital. Aber da er die Eintrittstaxe mit fünf Taler nicht bezahlen konnte, wird er abgewiesen vom Bürgermeister. In Wetzlar kommt er dann ins Spital und wird geheilt.

Er geht nunmehr Hanau zu. Unterwegs, es war nachmittags, „da führte die Straße über einen Berg, da kam wieder eine große schwarzblaue Wolke heran, die sah ich früh genug, aber ich konnte nicht entrinnen und war weder Wald noch Baum in der Nähe, und an der Straße waren junge Apfelbäume angepflanzt, und ich hatte gar keine Deckung. Da ging bald ein heftiger eiskalter Regen hernieder, der etwa zehn Minuten anhielt, da war ich durch und durch naß und hatte keinen trocknen Faden mehr an mir. Da stürmten gleich nach dem Regen schneidende, eiskalte Windstöße daher, je länger, je heftiger, und war mir nicht möglich, mich wieder warm zu laufen."[45] Fischer war zudem sehr leicht angezogen und ohne Überzieher. In der Herberge fror er in den nassen Kleidern. Ein Strohhaufen neben dem

[41] S. 185. [42] S. 185. [43] S. 197. [44] S. 220. [45] S. 227.

Ofen war sein Bett. Als er morgens weiterging, waren die Glieder so schwer, „ich hob die Füße nicht hoch genug und wollte immer stolpern“[46]. Endlich kam er nach Hanau. Zwei Pfennige waren seine ganze Barschaft. Da holte er sich zuerst das „Bäckergeschenk“, welches in 2½ Silbergroschen bestand. Am andern Morgen fühlte er sich krank und wollte ins Spital. Aber es machte Schwierigkeiten. Man riet ihm, sich an den Medizinalrat zu wenden, und zeigte ihm dessen Wohnung. Die Treppe mußte er auf allen Vieren hinaufsteigen, so schwach war er. Trotzdem verweigerte der Arzt die Aufnahme, weil alles besetzt sei. Da kroch er rückwärts die Treppe wieder hinunter und ging weg. Todkrank beschließt er, nach Frankfurt weiter zu wandern, „wiewohl ich wußte, daß ich ebensogut in den Mond als nach Frankfurt wandern könnte“[47]. Auf der Landstraße begegnet ihm ein „Schandarm“, der ihn schon einmal in Arrest gebracht hatte. „Der fehlte mir gerade noch zu meiner Stimmung.“ Und doch sollte dieser vermeintliche Widersacher seine Rettung werden. Als er ihm auf Befragen seine vergeblichen Versuche, ins Spital zu kommen, gesagt hatte, meinte der Gendarm nach einigem Nachdenken: „Na, wenn ich Sie aber hier etwa beim Betteln erwischen sollte, da kommen Sie gleich ins Spital.“[48] „Ei, du lieber Himmel“, freut sich Fischer bei diesem geheimen Winke, „was war ich doch dumm! Da waren nun schon beinahe zehn Jahre verflossen, seitdem ich war in die Fremde gegangen, und stand da todkrank und wußte noch nicht einmal, wie ich sollte in das Krankenhaus kommen, und mußte mir das erst von diesem Schandarm sagen lassen.“[49] Er focht nun gleich die nächsten Häuser ab, aber in der falschen Richtung, und so konnte ihn der Gendarm nicht mehr sehen.

„Da mochte es das dritte oder vierte Haus sein, das ich betrat, da befand sich gleich vorn im Hausflur eine schöne Treppe, und während ich da einen Augenblick stand, erschien oben eine junge Frau, die sprach ich an. Da griff sie in ihre Kleidertasche und kam die Treppe herunter und gab mir ein Stückchen Geld, aber als ich aus der Haustür ging und zumachen wollte, hielt sie die Tür an und fragte, ob ich eine Tasse Kaffee trinken wollte. Da sagte ich ja und kam zurück, da machte sie die Haustür zu und zeigte nach den untersten Treppenstufen und sagte, ich sollte mich da niedersetzen, und lief eilig die Treppe wieder hinauf. Da war ich himmlisch froh, daß ich mich einen Augenblick setzen konnte, und war mir viel lieber als das Geld, und die Frau verweilte zwar etwas, dennoch kam sie mir viel zu schnell wieder. Aber da brachte sie ein großes schönes blechernes Kaffeebrett und kam runter und setzte es über mir auf die nächste Stufe und sagte: ‚So‘, und ging wieder hinauf. Da stand

[46] S. 229. [47] S. 232. [48] S. 234. [49] S. 235.

vor mir eine mächtige Tasse Kaffee, und daneben lag ein langes Stück Brot, ganz um das Brot herum abgeschnitten und wohl einen Fuß lang und einen Finger dick und tüchtig mit Schweinefett bestrichen, was ich so gern aß, aber so selten bekam. Aber ich hatte bis dahin in Hanau noch nicht den allergeringsten Bissen Speise genossen und hatte auch gar nicht verlangt und gar keinen Appetit gehabt, aber als diese jetzt vor mir stand, da verlangte mich danach. Da machte ich mir's so bequem, als ich konnte, und aß und trank mit großem Appetit, und als mir die Tasse viel zu früh leer war, da stand die Frau oben an der Treppe und sah das, und ohne ein Wort zu sagen, kam sie heruntergelaufen und holte die Tasse und brachte sie gefüllt wieder. Da hatte ich das große Stück Brot aufgegessen und wollte wieder weg und war verlegen mit dem Kaffeebrett und wie ich damit sollte die Treppe heraufkommen, aber als ich aufstand, da hörte es die Frau und kam wieder an die Treppe, da langte ich nach dem Kaffeebrett, da sagte sie, ich sollte es nur lassen, da war ich froh und dankte und ging." [50]

Kein „Schandarm" war zu sehen. Er hatte etwas Geld erfochten und ging wieder in die Herberge. Andern Tages sieht ihn der gleiche Polizeidiener, der ihn den Tag zuvor gewarnt hatte, und will ihn zur Herberge nehmen. Da fleht ihn Fischer an: „Nehmen Sie mich mit zur Polizei, ich bin krank." [51] Und nun glückte es wirklich. Im Polizeigefängnis wurde er untersucht. Dabei fanden sich an seinen Waden wasserhelle Blasen, „welche so groß wie Erbsen, welche wie Haselnüsse und welche so groß wie kleine Kartoffeln". Nun endlich kam der arme Mensch ins Spital.

Hier bricht die Erzählung über seine Aufnahme ins Spital in Hanau ab ohne ein Wort der Erklärung. Im zweiten Bande der Erinnerungen findet sich unter dem gleichen Titel: „Todkrank wieder nach Hanau", die Schilderung der eben erzählten Erkrankung wörtlich wieder mit allen Einzelheiten. Aber im zweiten Band folgt dann auch die Erzählung von seinem Aufenthalt im Spital, und zwar sehr ausführlich. Die Lücke im ersten Bande ist um so weniger zu verstehen, als Göhre damals schon den Bericht über die Erlebnisse im Spital zu Hanau im Besitze hatte. Es befriedigt nicht ganz, wenn Göhre diese Unterlassung im zweiten Bande, Seite VI, damit zu erklären sucht, daß er das Kapitel „Todkrank nach Hanau" nur deshalb im ersten Band, wohin es streng genommen gar nicht gehöre, veröffentlicht habe, weil es ihm „besonders fein erschien und weil es damals noch sehr ungewiß war, ob überhaupt ein weiterer Band würde herauskommen können" [52]. Zudem wird die Spannung des Lesers durch die ganze umständliche Vorbereitung in dem Kapitel „Todkrank nach Hanau"

---

[50] S. 235—236. [51] S. 238. [52] Bd. II., S. V (Vorwort).

so angeregt, daß man die beiden Teile nicht hätte trennen dürfen. Zudem ist das Leben und Treiben im Spital kulturhistorisch und medizinisch sehr aufschlußreich, auch der Stil und die Darstellung Fischers so interessant, daß eher ein anderes Kapitel aus dem ersten Bande hätte ausgelassen werden können, um Platz zu machen.

Wir nehmen das hier fehlende Kapitel aus dem zweiten Bande herüber.

Im Spital nahm ihn der Krankenwärter „in der blauen Bluse" in Empfang und brachte ihn in ein Zimmer, in dem schon vier Kranke lagen. Als der Wärter wieder hinausging, schloß er die Türe hinter sich ab. Fischer wird mißtrauisch, „da mußte ich mich wundern, aber ich dachte, weil ich aus dem Gefängnis kam, dieses wäre das Zimmer für die Gefangenen, und daß die andern vier ebenfalls aus dem Gefängnis hierher gekommen wären, aber das war anders" [53].

Die Behandlung seitens der Anstaltsärzte muß eine ziemlich rücksichtslose gewesen sein. „Des Morgens standen sie (die Kranken) stumm und traurig auf und waren alle in gedrückter Stimmung und kam kein Gespräch auf, weil die Stunde wieder nahte, wo der Doktor kam; und wenn er kam, dann kauerte sich jeder furchtsam und scheu und erschreckt in seine Ecke, gerade wie die wilden Tiere tun, wenn der Tierbändiger in den Käfig kommt, und kam keiner hervor, um der Erste zu sein. Und sobald der Doktor weg war, da liefen sie wie die wilden Tiere im Zimmer herum, stießen oft mit den Knieen und Schenkeln heftig gegen meine untere Bettwand, daß ich sehr erschrak, aber sie fühlten nichts davon und sprangen ohne Aufenthalt weiter und liefen sich einander um und sprangen so schnell wieder auf, als ob sie ins Feuer gefallen wären, denn sie hörten und sahen nicht und hielten immer den Kopf ganz hinten über und sahen nach der Zimmerdecke und taten, als ob sie die Wände hinauflaufen wollten, und stießen alle zusammen Schmerzenslaute aus, daß einem angst und bange war, bis man sich etwas daran gewöhnen konnte. Und das dauerte lange und konnten oft mittags noch nicht ohne Unterbrechung essen. Aber später, nachmittags, da wurden sie ruhiger, und dann kamen auch allgemach Gespräche auf...." [54]

Man fragt sich, ob hier nicht geistige Störung oder Bosheit im Spiele ist. Denn daß die Ärzte solche Unmenschen waren, muß man doch gerechterweise bezweifeln. Die Erklärung wird wohl die sein, daß die andern Kranken dem unerfahrenen Fischer etwas Theater vorspielten, um ihn zu ängstigen.

Die Behandlung Fischers war deshalb so schmerzlich, weil die offenen Hautstellen durch das Abreißen der Wäsche immer wieder aufgerissen wurden. Ein anderes merkwürdiges Vorkommnis teilt er noch

---

[53] Bd. II, S. 120—121. [54] S. 123—124.

mit. Eines Tages hatte er sich wieder einmal mit dem Wärter gezankt. Da sagte dieser „ganz gelassen vor sich hin: ‚Hab er nur Geduld, er hat's bald —', da brach er sein Selbstgespräch ab. Aber diese Worte bewirkten bei mir dasselbe, als wenn der Pastor ins Zimmer getreten wäre. Da verließ mich alle Ergebenheit, da wollte ich aufspringen und den Hund aus dem Fenster stürzen, aber das hatte nichts zu sagen. Da lag ich einen Augenblick lang wie bewußtlos, da tat ich plötzlich einen gewaltigen Satz und schnellte, so lang wie ich gewachsen war, mit einem Male ein gutes Stück in die Höhe, daß alles unter mir krachte und die Federbettdecke in hohem Bogen mitten ins Zimmer flog, da war ich ganz munter und hörte, wie der mit dem schlimmen Fuß erschrocken ausrief: ‚Herr Gott, der Mensch! Hier bleibe ich nicht!' und sah, wie der andere Kranke aus dem Bett sprang, und hörte, wie er rief: ‚In diesem Zimmer schlafe ich nicht!' und sah noch den Wärter mit der aufgehobenen Bettdecke und wütendem Gesicht mitten im Zimmer stehn, dann war es Nacht um mich, und ich hatte alles überstanden.

Aber Tod, wo ist dein Stachel? Aber Hölle, wo ist dein Sieg? Ich weiß es nicht und kann's nicht sagen, denn ich habe keine Ahnung davon, und was man nicht mitgebracht hat, da kann man doch nicht drüber urteilen. Denn ich war in den Himmel gekommen, und wird sich freilich mancher sehr darüber erstaunen, wie das möglich war. Aber wie das zugegangen ist, das weiß ich auch wieder selber nicht, aber ich schwebte in unbeschreiblicher Seligkeit und Zufriedenheit, als ich in weiter, weiter Himmelsferne ganz, ganz leise eine Tür gehen hörte. Aber ich war von der Erde her noch gewohnt: wenn eine Tür ging, da kam in der Regel auch jemand, aber hier kam niemand. Das war recht sonderbar, und ich lauschte eine Weile, aber da ward ich inne, daß ich die Augen geschlossen hatte, da öffnete ich die Augen, da war mir alles unbekannt, aber ich suchte nach einer Tür, aber da war keine."[55] Sicherlich recht eigentümliche Krankheitssymptome.

Zwischenhinein bringt Fischer dann die Beobachtungen, welche er an seinen Mitpatienten gemacht hat. Er beobachtet sehr scharf und weiß es treffend zu schildern.

Endlich kam für ihn der Tag, wo er aus dem Spital entlassen wurde. Was er „Nachkur" überschreibt, ist nichts anderes als eine ziemlich anstrengende Wanderung. Er wollte Kiel zu. Seinen Unterhalt verdient er sich mit Betteln. Er geht über den Taunus, aber wir hören kein Wort, wie es ihm gefallen hat. Er hat nur Augen für die Möglichkeiten, ein Almosen zu bekommen. Über Montabaur geht's über den Westerwald, immer von Bettel lebend und in der Angst vor

[55] S. 132—133.

Gendarmen. Im Sauerland hat er in der Herberge ein seltsames Abenteuer. Ein anderer Handwerksbursche, ein Barbier, der ihm gleich von Anfang an unsympathisch war, bringt ihn eigentlich gegen seinen Willen so weit, sich von ihm die Haare schneiden und rasieren zu lassen. Alles ohne Bezahlung. Endlich ergibt sich der weichmütige Fischer darein. Nur „der Schnauzbart" bleibt stehen, und Fischer war vor dem Spiegel so wohl mit seinem Aussehen zufrieden, daß er „dem Rasier" zweiundeinhalb Silbergroschen freiwillig gab. Nun aber kam das Verhängnis. Wo er jetzt hinkam, um zu betteln, da „mußte ich mir fortwährend Tag für Tag mitanhören, daß es eine Schande wäre, daß so ein junger Kerl nicht arbeiten wollte, sondern betteln ging.... Es war eine schreckliche Zeit, diese ersten und einzigen vierzehn Tage, wo ich bin mit dem Schnauzbart gegangen wider Willen, und hat mich freilich mein Lebtag kein Barbier schlimmer eingeseift als der zu Gummersbach."[56] Jetzt kam wieder teure Zeit, und sein Nachtquartier nahm er „im Holze oder hinter der Hecke"[57].

Endlich tritt er wieder die Arbeit an. Ein Abschnitt trägt den Titel: „Im Stahlwerk." Wir sind damit wieder zum ersten Bande der Erinnerungen zurückgekehrt, wohin dieser Abschnitt nach der Chronologie der Erinnerungen gehört[58].

In Wirklichkeit kam er zunächst in die Ziegelei, wo die Backsteine hergestellt wurden, mit denen das Stahlwerk gebaut werden sollte. Bezeichnend für die Erzählungsweise Fischers ist, daß wir erst 29 Seiten später erfahren, daß diese Ziegelei sich in Osnabrück befindet. Seine erste Anstellung ist die als Kalklöscher, über die er nichts weiter zu berichten weiß. Dann kam er an den Brennofen. Es scheint dort sehr unordentlich gearbeitet worden zu sein, denn Fischer erzählt, wie ein Backstein zwischen den Fingern des Direktors zerbrach „wie Zwieback", und wie man die Stücke mit den Fingern zerreiben konnte. Über die Lohnverhältnisse erfahren wir nichts. Da die Kräfte des kaum genesenen Fischer für die schwere Arbeit nicht ausreichten, so wurde er zu den Formern versetzt. Er bekam Kanalsteine zu formen. „Jeder hatte ein Schlachtmesser, das tauchte man immer wieder ins Wasser und strich damit an dem Stein herum: vorsichtig fünfundzwanzigmal an der einen Seite und sechsundzwanzigmal an der andern und hinten und vorn, und siebenundzwanzigmal oben drüber, bis man meinte, es sei genug, dann hörte man auf und trug das Brett mit den Steinen ins Regal."[59] Man beachte die umständliche Art des Erklärens. Der Leser ist wirklich belehrt über die Arbeit. Pro Stein wurden 2 Silbergroschen bezahlt. Das Formen war Akkordarbeit, und Fischer verdiente am Anfang 1 Taler 6 Silbergroschen täglich,

[56] S. 166. [57] S. 169. [58] Vorwort S. VI. [59] Bd. I, S. 263.

später 1 Taler 10 Silbergroschen. Über anderthalb Taler kam wohl keiner hinaus[60]. Blaumachen wurde mit fünf Groschen geahndet.

Fischer kommt an dieser Stelle auch einmal auf das politische Gebiet und zeigt sich auch hier als sehr origineller Erzähler: „Als ich nach Osnabrück kam, da hatte ich noch keinen Verstand: weder von Politik noch von den Parteien, denn ich hatte mich nie um dergleichen gekümmert und war auch kein Zeitungsleser.“[61] Da kam 1871 die Reichstagswahl. Der Mittag war frei, damit alle wählen konnten. Auf dem Stahlwerk war nicht das geringste bekannt oder angeschlagen worden, wen man wählen sollte. Im Wirtshaus wurde beraten. „Aber die meisten davon stammten aus dem Göttingenschen und waren katholisch und waren auch welfisch Gesinnte darunter, und ich merkte wohl, daß die Katholischen und die welfisch Gesinnten zusammenhielten, um ein und denselben zu wählen. Aber da ich nicht katholisch noch welfisch, sondern bloß gut preußisch war, da mußte ich den andern wählen, aber der gefiel mir freilich auch nicht sonderlich, denn er war zwar nicht katholisch und auch nicht welfisch, aber er war Bürgermeister in Osnabrück, und die Bürgermeister hatte ich im Magen, wenn ich auch nicht davon sprach.“[62] Vor der Wahl trank Fischer ein Glas Bier, und da bemerkte ihm die Wirtin, daß dem liberalen Kandidaten (Miquel) auch nicht zu trauen sei, und da beschloß er, „gar nicht zu wählen, und anstatt nach dem Wahllokal ging ich ins Gartlager Holz spazieren. Da war ich schnell meine Beklommenheit wieder los und wunderte mich nicht wenig über mich selber und wie ich auf die Gedanken gekommen war, daß ich hatte wählen wollen, und wollte mich in Zukunft nicht wieder mit solchen Gedanken befassen.“[63]

An dieser Stelle bespricht Fischer auch schon die zweite Reichstagswahl, welche drei Jahre später stattfand. Er hatte inzwischen aus den Zeitungen einen Begriff von den Parteien bekommen. Er hatte gelernt, daß es eine ultramontane und eine liberale Partei gebe, „und jede Partei hatte eine Zeitung, und beide Zeitungen kamen täglich nach der Wirtschaft; aber das will ich versichern! da gingen einem die Augen über! denn ich nahm das alles für Ernst und las auch nicht anders, als ob es Ernst wäre. Aber am letzten Tage vor der Wahl hatte der Meister in der Werkstatt eine Bekanntmachung mitgeteilt, die ich nicht mitangehört hatte, da kam er nach mir hin und sagte mit lauter Kommandostimme: ‚Habt Ihr's gehört, Michel? Also morgen früh sauber antreten, um zehn Uhr mit Hut und Stock! Mann für Mann, da sollt Ihr wählen! Da geht's im Zuge nach der Stadt, da wird gewählt!‘ Da hörte ich, daß sich morgen das ganze Stahlwerk versammeln und im Zuge mit Fahnen und Musik zur Stadt ziehen

[60] S. 264. [61] S. 291. [62] S. 292. [63] S. 293.

sollte zur Wahl, aber dazu hatte ich keine Lust und wollte mit dem ganzen greulichen Spektakel nicht das geringste zu tun haben und blieb bei meinem Vorsatz: nicht zu wählen.“ [64]

Später sollte die Wahlmusik von den Arbeitern bezahlt werden, „aber der Meister machte über die Beitragsliste eine übergroße Null und sagte: ‚So, das gilt für meine ganze Werkstatt.‘ Da nahm der Schreiber das Heft wieder unter den Arm und ging damit ab.“ [65]

Das Sonntagsvergnügen Fischers war das Fischen, dem er ein ganzes Kapitel widmet.

Die folgenden Abschnitte: „Der neue Meister“ und „In der neuen Steinfabrik“, bieten nichts, was besonders erwähnt werden müßte. Vorgänge bei der Arbeit, Streit unter den Arbeitern oder mit dem Meister. Es liest sich ziemlich gut, fällt aber gegen die Wanderschaftserzählungen literarisch ab.

„Weiteres über die Arbeitsverhältnisse“ bringt auch nicht das, was man erwarten könnte, sondern auch nur verstreute Angaben über Arbeiter, Vorgesetzte, Behandlung der Backsteine, Schikanen und dergleichen mehr [66].

In dem Kapitel: „Das Ende“, fährt Fischer in der bekannten Weise fort zu erzählen aus dem täglichen Arbeitsleben. Ein Vorkommnis soll aber hier nicht übergangen werden, weil es das weiche, hilflose Wesen Fischers zeigt, und weil hier die Sprache des Schmerzes wirklich biblisch wird. Ein neuer Arbeiter, ein Westfale, war eingestellt worden und bekam recht lohnende Akkordarbeit zugewiesen, welche Fischer, der doch, wie wir hier zum ersten Male erfahren, beinahe sechzehn Jahre in der Fabrik war, ebensogut hätte machen können und der in seiner Armut den Mehrverdienst sehr nötig gehabt hätte. Das schmerzt ihn tief und mit vollem Recht. So bricht er in die rührende Klage aus: „Da kam ich mir vor wie Daniel in der Löwengrube und wußte mir nicht zu helfen, da schrie ich zum Herrn, aber der Herr hörte mich nicht. Da arbeitete ich trostlos noch eine Woche weiter bis Sonnabend, wo es wieder Geld gab, aber das langte eben zum Kostgeld, und ich konnte die Steuer noch nicht bezahlen. Da wußte ich keinen Rat mehr, und als ich am Sonntag früh aufstand, da wusch ich mir kaum ein wenig Hände und Gesicht und zog keine andern Kleider an und las den ganzen Tag bis zum späten Abend bald in der Bibel, bald im Gesangbuch, bald im Gebetbuch; aber sobald ich aufhörte, ging die Angst wieder los. Da schrie ich diese Nacht abermal zum Herrn, aber da hörte er, und ich vernahm seine Stimme: ‚Was fehlt Dir?‘ Da sprach ich: ‚Herr, hilf mir, denn ich verderbe.‘ Da sprach der Herr zu mir: ‚Verderben ist besser als nicht glauben, weil du nicht glaubst, darum verdirbst du: ich habe dich

[64] S. 293. [65] S. 295. [66] S. 359—360.

auserwählt und dir deinen Namen offenbart, und noch willst du nicht glauben. So du der sein willst, der du bist, so werde ich sein, der ich sein werde. So säume nun nicht länger und mache dich auf und werde Licht, in diesem Zeichen wirst du siegen.' Da sprach ich: ‚Ach, Herr, wie soll ich das anfangen', da antwortete Gott der Herr und sprach: ‚Wenn du heut nach deiner Arbeit kommst und siehst den Meister, so spreche seinen Namen aus und nimm die Form und haue sie auf den Tisch und rufe laut aus: Hier Schwert des Herrn und Gideon! Ich will monatlich über hundert Mark verdienen! Hier ist keine Ordnung! Hier muß man ja bei der Arbeit verrecken! Wenn du solches tust, so will ich mit dir sein.' Da tröstete ich mich, als ich das gehört hatte, und schlief bald ein, und als ich zur rechten Zeit erwachte und aufstand, da ging ich beherzt nach der Arbeit. Da hatte ich erst wenige Steine geformt, da sah ich den Meister, wie er in einiger Entfernung vor mir an ein Fenster trat und sein Notizbuch aus der Tasche zog. Da tat ich, wie mir Gott geboten hatte, und sprach laut dem Meister seinen Namen aus und schwang die Form mit beiden Händen über den Kopf und haute sie hernieder auf den Tisch und rief mit großem Nachdruck die Worte aus, die mir befohlen waren. Da schob der Meister sein Notizbuch schnell in die Tasche und kam hastig auf mich losgestürzt und rief: ‚Was? Sie wollen mir sagen: hier ist keine Ordnung? Sie hören auf! ich kündige Ihnen, in vierzehn Tagen ist Ihre Zeit um!' Da lief er hastig weg. Da wich mit einem Mal die schreckliche jahrelange Spannung von mir. Ich fühlte mich ganz plötzlich frei und leicht und wohl und merkte, daß der Herr mit mir war und daß ich hier nicht kaputt gehen sollte. Da war ich mit allem wohl und gut zufrieden und gedachte auch daran, daß ich nun über vierzehn Tage endlich, endlich einmal wieder sollte etwas Geld in die Finger bekommen." [67]

Es liegt etwas Krankhaftes in dieser Überspannung des Gefühles und in der Erleichterung, welche der gewaltsame Ausbruch in Wort und Aktion dem Aufgeregten bringt.

In dem zweiten Band von Fischers „Denkwürdigkeiten" hat Göhre die Teile seines Lebensganges gebracht, welche vorher des Raumes wegen ausgelassen worden waren. Zugleich gibt Göhre die Reihenfolge, wie die im ersten und zweiten Bande willkürlich zerstreuten Teile chronologisch aufeinanderfolgen müssen.

Literarisch genommen ist der erste Band der wertvollere.

Das erste Kapitel im zweiten Band: „Nach Berlin", ist einzufügen nach „Meine Lehrzeit" des ersten Bandes. Sein Anfang zeigt, wie planlos der junge Fischer aus dem Vaterhause wegzog, nur getrieben von dem Verlangen, aus dem Elend herauszukommen. Er wollte an-

[67] S. 375—376.

fänglich nach Braunschweig. Die Bemerkung des Buchbeamten auf dem Rathause, ob er denn nicht einmal nach Grünberg wolle, stimmt ihn gleich um. Obwohl er „nach Grünberg nicht gerne hinbetteln" wollte, ließ er seinen Paß doch dahin visieren, weil es auf dem Wege nach Berlin lag. Im letzten Augenblick änderte er seinen Plan wieder und verlangte ein Visum nach Potsdam.

Auf der Wanderschaft trifft er bald einen alten „Kunden", der ihn in die Kunst des „Fechtens" einführt. Das Betteln ging ihm nicht so leicht vonstatten, es war ihm zu „schenirlich". Ein geradezu erschütterndes Erlebnis erzählt Fischer von diesem alten, herabgekommenen Fechtbruder. Eines Abends waren sie zu mehreren Handwerksburschen in einer Herberge und hatten sich schon zum Schlafe niedergelegt. „Da fragte der Alte: ‚Seid ihr alle zur Ruhe?' Dann setzte er hinzu: ‚Seid einmal ganz ruhig, jetzt wollen wir beten.' Überrascht horchte ich auf, denn das hatte ich am allerwenigsten vermutet. Da war alles mäuschenstill, und da sagte er mit seiner ernsthaften Stimme laut und andächtig einen Bibelspruch und sprach gleich hinterher das Gebet. Dasselbe kann ich noch ungefähr Wort für Wort wiederholen, denn es war kaum so lang wie das Vaterunser und lautete so: ‚Armut und Reichtum gib mir nicht, laß mich aber mein bescheidenes Teil Speise dahinnehmen, lieber himmlischer Vater, wir danken dir, unserem Schöpfer, für alle Wohltaten, die du uns heute erwiesen hast, und bitten dich, du wollest auch ferner unserer Not gedenken. Erquicke uns diese Nacht durch einen sanften Schlaf und nimm dich unserer an nach deiner großen Barmherzigkeit. Stehe uns bei in Krankheit und Gefahr, und hilf uns endlich in Frieden abscheiden aus dieser Zeitlichkeit in deine ewige Herrlichkeit. Amen.' Da riefen fünf Stimmen Beifall, zwei sagten noch einmal ‚Amen', und drei sagten: ‚Das war schön.' Aber welche sagten nichts, und ich auch nicht. Aber ich mußte mich verwundern, da hatte der alte Kerl doch den ganzen Tag nichts davon gesagt und gar nicht so getan." [68]

Fischer kommt nach Magdeburg und liest da in einer Zeitung, daß Humboldt gestorben sei [69]. Von diesem Humboldt hatte Fischer einmal ein Buch gelesen „das hatte mir so gut gefallen und da wollte ich denn morgen mit zum Begräbnis gehen" [70]. Eine naive, aber schöne Dankbarkeit.

Von Berlin weiß er fast gar nichts zu sagen. Ein kleines Vorkommnis aus der Herberge und der Versuch, ins Museum zu kommen, wo

---

[68] Bd. II, S. 21—22.

[69] Gemeint ist wahrscheinlich Alexander von Humboldt, der populärwissenschaftliche Bücher schrieb, wie z. B. „Kosmos". Fischer war auf dem Wege nach Berlin und muß sich geirrt haben, da Humboldt in Berlin starb am 6. 5. 1859 und nicht in Magdeburg.

[70] Bd. II, S. 24.

ihm aber der Eintritt verweigert wurde, weil er kein Vorhemd anhatte, ist alles, was er von Berlin weiß.

„In Ostelbien", Seite 32. Das romantische Verlangen, die See zu sehen, führt ihn über Frankfurt a. d. O. nach Kolberg, wo sein Wunsch erfüllt wird. Er denkt da spottend der Berliner: „In Kolberg bekam ich endlich die See zu sehen, zwar ohne Vorhemdchen, aber das war ganz was anders wie Museum." [71] Fischer weiß nicht Worte zu finden, um den Eindruck zu schildern, den der Anblick der Ostsee auf ihn machte. „Da stand ich stundenlang und wurde nicht müde." [72]

Da er nach Danzig wanderte, „bekam ich die See noch oft zu sehen, und ging mit Vorliebe tagelang in tiefem Sande am Strande entlang, um mich satt zu sehen und zu hören, aber ich bekam es nicht satt" [73].

In Danzig hat er einen Onkel wohnen, trifft ihn aber nicht an. Derselbe war Seesoldat auf der „Thetis", einem der drei Kriegsschiffe, welche er weit draußen in der Ostsee gesehen hatte.

Er wäre gerne nach Rußland gegangen, hatte aber keinen Paß und kehrte deshalb in Königsberg wieder um.

Nach einem kurzen Aufenthalt bei seinem Onkel, der seine Fabrik von Dederstedt nach Halle verlegt hatte, und der immer noch so knauserig war wie dort, ging er über den Harz, Thüringer Wald, Sondershausen, Fulda, durch Hessen und über den Hunsrück nach Trier. Da ging's ihm aber schlecht. Er bekam nach kurzem Verhör auf der Polizei den Vermerk in sein Wanderbuch: „Gut nach der Heimat, weil Inhaber seit dem ersten Juli nicht mehr gearbeitet und auch kein Reisegeld besitzt." „Da war ich gänzlich blamiert und mußte mich drein finden." Er zieht also wieder heimwärts.

Dort ist immer noch das Elend, der Streit und der Spektakel, der Vater noch der gleiche unvernünftige rohe Mann. Der Vater hat die Bäckerei schon lange aufgegeben, hat getaglöhnert und vor kurzem eine Vertretung für einen Getreidehändler angenommen, wobei aber wenig oder nichts für ihn abfiel.

Mitte Oktober 1866 geht Karl Fischer wieder in die Fremde. In „ziemlichen Tagesmärschen" [74] geht's über Kassel, Marburg, Gießen nach Hanau. Hier wird er beim Betteln erwischt und eingesperrt. Die Verhältnisse in diesen Gefängnissen waren schauderhaft schlecht, und der Ekel erfaßt einen, wenn man lesen muß, wie mangelhaft und gesundheitswidrig die sanitären Einrichtungen waren.

In Mainz trifft er einen Bayer, der ihm Lust machte, einen Blick in das Bayerland zu werfen. Als er aber über die Grenze will und die Landjäger erfahren hatten, daß er ein Preuße sei, geht es über ihn her. Besonders einer, „ein schnodderiger Schnösel von zwanzig Jahren" gibt ihm alle schönen Titel, welche der Bayer für den Preußen hat

[71] Bd. II, S. 33. [72] S. 33. [73] S. 35. [74] S. 51.

und die Fischer gewissenhaft wiedergibt, wozu die andern „Schandarmen“ lachen „und war der reine Verein ‚Heiterkeit‘“[76]. Er verzichtete deshalb darauf, Bayern zu sehen, und geht Koblenz zu. Bettel, Herberge und Gendarmen beleben die Schilderung auch dieser Wanderung.

In Zeltingen sieht er einen Polizeidiener, der eine Denkmünze an seinem Rock trug; daran sah Fischer, daß er den Feldzug mitgemacht hatte, „was ich allemal respektierte“[77]. „Nach Aachen und Hinsbeck“, zeigt sich uns wieder das gleiche Bild: keine Arbeit und Bettel[78].

Die nun folgenden Kapitel: „Todkrank wieder nach Hanau“, „Im Spital zu Hanau“ und „Nachkur“ (Seite 106 bis 178), haben wir bereits im ersten Band behandelt, wohin sie chronologisch gehören.

Er kommt nun nach Osnabrück, wo der ruhelose Mann endlich seßhaft wird. Im Stahlwerk findet er Arbeit und bleibt dort 16 Jahre von 1869 bis 1885. Auch dieses ist im ersten Band besprochen. Im ersten Abschnitt, der von Osnabrück handelt, bringt Fischer eine recht hübsche Schilderung von Alt-Osnabrück, wo man am Morgen das Kuhhorn blasen hörte und aus jeder „offenen Türe eine Kuh herauskam“ und wenn diese etwas zauderte und nicht heraus wollte, wie ein Pantoffel oder ein Stock ihr den nötigen Anstoß gab[79].

Durch Vermittlung eines Vetters, der in der Staatsbahnwerkstätte Werkmeister war, bekam auch er eine Stellung in diesem Betriebe. Hier wurden die Lokomotiven repariert. Es war eine große Anlage mit Schlosserei, Dampfhammer und vielen Schmiedefeuern.

Genau beschreibt der alte Fischer seine letzte Arbeitsstätte. Er kam in die sogenannte „Kocherei“, wo die auseinandergenommenen Maschinenteile in kochender Sodalauge von Fett und Schmutz gereinigt wurden.

Nach dieser Einführung in den Betrieb stellt uns Fischer seine Kollegen in einzelnen Kapiteln vor. Die Überschriften: „Der Jude“, „Die beiden Jäger“, „Der Dicke“, „August“, „Bei Spitz“, „Noch einmal August“, „Der Schuster“, „Der Werkstättenvorsteher“, „Der Schlachter“, „Der Windhund“, „Der Nachtwächter“, „Allerlei“, „Der Flaschenzug“, „Der Schneider“, lassen den Inhalt teilweise erraten. Zu einer näheren Besprechung eignen sie sich weder nach Inhalt noch Form. Sie erreichen nicht die Originalität und Beweglichkeit der Wanderbilder. Es sind die gewöhnlichen Werkstattgeschichten oft mit derbem Humor geschildert. Man fühlt, mit welchem Wohlbehagen der altgewordene Fischer sich die „Spässe“ ins Gedächtnis zurückruft.

Der Abschluß des zweiten Bandes ist merkwürdig und befriedigt in keiner Weise. Man erwartet bei der Überschrift: „Abschluß“ einen gewissen Rückblick auf die wechselvollen Jahre, auf Heimat und

---

[76] S. 86. [77] S. 91. [78] S. 100. [79] S. 186 ff.

Wanderungen, gute und schlimme Zeiten oder ähnliches. Nichts dergleichen kommt.

Alles, was wir hören, ist folgender Schlußsatz: „Aber auf dem Büro bekam ich zum ersten Mal in meinem Leben ein Abschiedszeugnis; dieses ist das erste und einzige Zeugnis, was ich von meiner ganzen Arbeit bekommen habe, und konnte mich damit sehen lassen, und der Baurat hat es unterschrieben. Aber helfen konnte es mir nichts mehr, denn man war hundsmüde und wollte keine Arbeit mehr haben. Und als mich Spitz spöttisch fragte, ob ich nun Rentje werden wollte und mir das schöne Leben, das ein Rentje hätte, vorpries, da sagte ich: daß ich wenig Ansprüche machte und nicht mehr viel zum Leben brauchte und mich darein schicken wollte. Da schwieg er und schob ab.“ [80]

Wir haben versucht, in vorstehender Abhandlung nicht bloß den Lebenslauf Fischers zu geben, sondern auch, was uns ebenso wichtig war, eine Auslese von einigen besonders bemerkenswerten Stilproben aus seinen Erinnerungen. Dieselben sollen in der Hauptsache dazu dienen, Stützpunkt abzugeben für unsere Behauptung, daß die Bücher von Karl Fischer nicht bloß der Geschichte der Arbeiterbewegung als wichtige Quelle angehören, sondern daß dieselben auch an dem Anfange der Geschichte der Arbeiterliteratur mit guten Gründen genannt zu werden verdienen.

In seiner ungesuchten Ursprünglichkeit und Schlichtheit liegt etwas Fesselndes, dem die kraftvolle Sprache einen eigenartigen Reiz verleiht.

Natürlich haben nicht alle Teile der Erinnerungen den gleichen literarischen Wert. Den ersten Rang nehmen unstreitig die Erzählungen aus der Jugend- und Schulzeit ein. Das freudenlose Kind vor dem trüben Familienbilde hat etwas Ergreifendes, und gerade die traurigen Seiten des Lebens sind es, die er meisterhaft schildert. Wenn er erzählen muß von den zerrütteten häuslichen Verhältnissen, z. B. von der geistig über dem rohen Manne stehenden Frau, wimmernd unter den Schlägen des sinnlos wütenden Vaters, der Verwüstung des einst behaglichen Hauswesens durch den haltlosen Mann, so diktiert ihm der Schmerz Ausdrücke und Wendungen, die ergreifen. Wenn er die kärglichen, in Wirklichkeit so unbedeutenden Vorkommnisse aufzählt, welche die Liebe der Eltern zu ihm zeigen sollen, so rührt uns dieser unbeholfene Versuch, die Eltern zu verteidigen.

Es mutet den Leser der Jugendgeschichte an vielen Stellen an, als ob eine große innere Bewegung nach dem äußern Ausdruck und nach Gestaltung durch das Wort ringe, um noch tiefer wirken zu können.

Das gleiche gilt von der Schulzeit. Treffend und oft plastisch her-

[80] S. 391.

vortretend zeichnet er Lehrer und Vorkommnisse. Sein Auge erspäht scharf die kleinen Schwächen, und die einfachen Sätze, mit denen er die Bilder beschreibt, wirken wie die harten Linien eines Holzschnittes.

In alle die düsteren Bilder von Armut, Toben des Vaters, harter Arbeit und Erniedrigungen ist da und dort das Aufleuchten eines grimmen, ironisierenden Humors eingestreut, das wie eine Erleichterung empfunden wird.

Nicht so fesselnd sind seine Wanderjahre. Ihnen fehlt der Blick in die Pracht der Natur und das offene Auge für die Schönheit der deutschen Städte und ihrer Architektur. Er wandert durch den Taunus, den Westerwald, den Harz und die Eifel. Aber wir hören kein Wort von ihren Wäldern, Bergen und Tälern, nichts von einer interessanten Ruine auf dem Gipfel der Berge. Den Rhein erwähnt er mit keinem Worte. Eine Ausnahme macht die Ostsee. Hier steht er staunend und kann stundenlang sitzen, versunken in Bewunderung des majestätischen Anblickes. Er kommt durch Magdeburg, Sondershausen, Koblenz und Trier. Nichts weiß er zu erzählen von den alten Domen, Rathäusern und altertümlichen Gebäuden und Plätzen.

Sein Beobachtungsfeld bei seinen Wanderungen sind die Herbergen, das Polizeiamt, auch einmal das Gefängnis und dann die bunte Welt der „Kunden", die mit ihm wandern und „fechten". Er selbst blieb immer ein Sonderling, der sich nie tief mit andern einließ, sondern sich gerne argwöhnisch in seiner Ecke hielt. Schwächlich und nicht so keck wie die andern, befand er sich immer wieder in einer gewissen Verteidigungsstellung, und das veranlaßte ihn, scharf auf seine Umgebung zu achten. Diese Beobachtungen sind oft mit Humor und gutmütigem Spott gewürzt. Manche Stellen sind sehr wirkungsvoll erzählt.

Sein dritter Lebensabschnitt in der ruhigen Werkstättenarbeit in Osnabrück trägt auch in der Schreibweise den ruhigeren Charakter. Kulturhistorisch und vielleicht auch technisch genommen hat auch dieser Teil seinen Wert. Literarisch ist etwas Ebbe im Fluß der Erzählung zu bemerken. Das Leben und Treiben mit guten und quälerischen Vorgesetzten, Freundschaft und Streit mit Kollegen, Arbeit und Mühsal im Geschäft bilden einen lesenswerten, aber doch im Vergleich mit dem Vorhergehenden eintönigen Teil der Erinnerungen. Aber über allem, was Fischer schreibt, liegt die Ruhe und die Härte gegen sich selbst, welche wir an der Großväterzeit sehen und bewundern, ein Seelenfrieden, ein neidloses Hinnehmen des schweren Lebens, die uns vermuten lassen, daß eine gewisse sittliche Stärke und Widerstandsfähigkeit diesem Menschen innewohnte.

Was aber zu diesem innern Gehalte der Erinnerungen noch als besondere Schönheit hinzukommt, das ist seine in der Arbeiterliteratur

einzig dastehende Sprache. Seine in der Jugend erworbene Vertrautheit mit Luthers Bibel gibt ihm Ausdrücke und Wendungen ein, die kraftvoll und manchmal sogar feierlich anmuten. Die einfachen und doch die Dinge so trefflich bezeichnenden Ausdrücke, die breite epische Umständlichkeit und Weitschweifigkeit fesseln den Leser auch in den weniger belebten Teilen des Buches.

So steht Fischer nicht bloß zeitlich am Anfange der Arbeiterliteratur, sondern er stellt auch einen immer wertvollen und einzigartigen Beginn derselben dar.

Fischer steht in seiner Eigenart in der Literaturgeschichte der Arbeiter allein. Arm und elend bleibt er doch in seinem Denken noch der Angehörige des kleinbürgerlichen Standes, dem die damals beginnende Sozialdemokratie in seinem politischen Denken nichts anhaben konnte. — Die Reihe Autobiographien, die wir nunmehr beginnen, zeigt ein verändertes Bild.

Wir beginnen mit einem Vertreter der „klassenbewußten" Arbeiterschaft, dessen Gesinnung schon der Titel seines Buches kennzeichnet: „Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters". Der Verfasser heißt Moritz William Theodor Bromme.

WILLIAM BROMME

Das Buch „Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters"[1] von Bromme stellt den zweiten Versuch Göhres dar, fähige Köpfe des Arbeiterstandes zu bewegen, ihre Erinnerungen und Gedanken zu veröffentlichen.

Fischer repräsentiert den Arbeitertypus, der noch ganz im Anfange der Arbeiterbewegung steht. Er gehört in seinem Denken und Urteilen noch ganz dem kleinbürgerlichen Milieu an. Recht ist ihm Recht und Unrecht Unrecht, ohne Rücksicht auf den Stand. Klassenbewußtsein gibt es in seiner Erfahrung noch nicht.

In Brommes Buch sind es schon die Fragen und die Kämpfe der neuen Zeit, die sein Denken bewegen und seine Lebensanschauung beeinflußt haben. Darum meint Göhre mit Recht, daß beide Bücher „zu nachdenklichen Vergleichen anregen".

Wie ablehnend das Publikum den sozialistischen Ideen damals noch gegenüberstand, zeigt uns die Bemerkung Göhres, er habe den Ausdruck „modern" im Buchtitel gewählt anstatt „sozialdemokratisch", was wohl sinngemäßer, aber bei der vielfach noch vorherrschenden unglaublichen Voreingenommenheit gegen die Sozialdemokratie für die Verbreitung des Buches nicht günstig gewesen wäre[2].

[1] William Bromme, Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters. Herausgegeben und eingeleitet von Paul Göhre. Jena und Leipzig 1905, Diederichs.

[2] Bromme a. a. O., Einleitung S. V.

Fischers Erinnerungen sind Bilder aus dem Leben des Arbeiters, darin der sozialdemokratische Gedanke noch nirgends zum Ausdruck kommt.

Bromme lebt in sozialistischer Weltanschauung, sozialistischen Gedanken und Interessen.

Wie Fischer beginnt auch er bei den Großeltern; er erzählt von der großen Armut, in der sein Vater und seine acht Geschwister aufwuchsen[3]. Der Vater war ursprünglich Landarbeiter[4]. Er kam nach seiner Militärzeit nach Eisleben. Die Mutter war Damenschneiderin und hatte sich durch den Umgang mit der „bessern Kundschaft" etwas gesellschaftlichen Schliff angeeignet, sogar etwas Englisch und Französisch. Dies war auch der Grund, warum Bromme einen englischen Vornamen erhielt. Er stellt sich selber vor: „Moritz William Theodor ist mein voller Name"[5]. Er war geboren am 15. Juli 1873 in Leipzig.

Sein Vater wurde als Beamter viel versetzt, und das brachte Abwechslung in das Leben des Knaben. Seine Jugend war nicht so hart wie die vieler anderer Kinder.

Im Vaterhaus las der Knabe bereits sozialistische Schriften, natürlich ohne sie zu verstehen. Wohnungswechsel, Streit mit andern Mietern, Kinderfreundschaft, Krankheit und Verdruß und Streit der Eltern brachten Abwechslung, allerdings nicht immer freudiger Art, in seine Jugend. 1884 bekam er in der Mittelschule Lateinunterricht. Außerdem lernte er Französisch, Zeichnen, Geschichte, Geometrie, Geographie, Naturgeschichte, Singen und Chemie, Deutsch, Rechnen und Religion. Die Absolvierung der Schule berechtigte zum Eintritt in das Lehrerseminar zu Altenburg.

Geschichte und Geographie waren seine Lieblingsfächer. „Jedes Schlachtendatum vom Altertum bis zur Neuzeit, die Regierungszeit jedes Kaisers oder Königs, ganz gleich, ob es römische, deutsche, österreichische, französische oder englische waren, kannte ich. Am liebsten hörte ich die Geschichte über Napoleon."[6]

Die Mutter wollte den talentierten Knaben Lehrer werden lassen, aber die dafür angesammelten 500 Mark gingen bei einem verfehlten Hausbau verloren. Ein anderes Unglück griff tief in das Schicksal des Kindes ein. Es war die wie es scheint ungerechtfertigte Verhaftung und Verurteilung des Vaters. Dieser kam manchmal in einen Materialienladen, wo ihm ein Lehrling mitunter ein Schnäpschen einschenkte oder Zigarren gab. Der Lehrling war aber unehrlich und

---

[3] Ebd. S. 3. Eine der Tanten Brommes war verheiratet an einen Wirt namens Goethe in Thränitz.

[4] S. 9. Als der Vater einst auf dem Rittergut Sommeritz bei Schmölle arbeitete, will er in einem alten Kürbis Liebesbriefe des Marschalls Blücher gefunden haben.

[5] S. 23. [6] S. 84.

wurde eines Tages ertappt. Auch der Vater Bromme wurde in die Anklage verstrickt wegen Hehlerei. Er wurde schuldig befunden und zu vier Jahren Gefängnis verurteilt.

Die kinderreiche Familie kam dadurch in bitterste Not. So blieb nichts anderes übrig, als daß der kleine Moritz sein Studium aufgeben mußte, um mitzuverdienen. „Ich mußte von der Lateinstunde weg bei einem Bierhändler den Pferdestall reinigen, das Pferd putzen und anschirren, Häcksel schneiden, Bier abziehen, Flaschen reinigen, Kohle anfahren, das Flaschenbier zu den Kunden fahren, Hof und Straße kehren, Garten begießen und anderes mehr.“ [7] Dafür erhielt er pro Woche 1.20 Mark und am Samstag eine Flasche Bier mit nach Hause. Erst spät abends kam er dann dazu, seine reichlichen Schulaufgaben zu erledigen. Daß er da in der Schule zurückkam, kann nicht wundernehmen. „Oft schlief ich während des Unterrichts ein.“ [8] Die andern Schulkinder verhöhnten ihn noch dazu mit dem Spottnamen „Sozialer“.

Die mühevolle Arbeit und der Mangel an Nachtruhe wurden mit der Zeit zu viel, und da verdingte er sich in eine Wirtschaft zum abendlichen Kegelaufsetzen. Der Abend brachte 30 Pfennig, und wenn der Fabrikantenklub Kegel schob, gab jeder der Herren noch ein Extratrinkgeld.

Später kam er zur Kolportage. „Tag und Nacht lief ich mit einer schweren Tasche unterm Arm, in der Stadt herum, treppauf, treppab.“ Die Liste seiner Bücher weist nur Hintertreppenromane, Räuber- und Kriminalgeschichten auf, so z. B.: „Der verlorene Sohn“, „Der Fürst des Elends“, „Der Rote Hans“, „Die Brüder der Nacht“, „Der Herr der Nacht“, „Schinderhannes“, „Rinaldo Rinaldini“, „Geheimnisvolle Maske“ und andere dergleichen [9].

Nunmehr kam das Ende der Schulzeit in der Mittelschule. Bromme hatte gehofft, ein Stipendium zu erhalten, um studieren zu können, aber die Direktion erklärte ihm: „Bromme, mache dir keine Illusionen. Dein Vater ist Sozialdemokrat. Aber merke dir: Der Sohn soll nicht in die Sünden der Väter fallen.“ [10]

Im Schlußexamen schloß er so gut ab, daß der Superintendent ihm ein Fünfmarkstück schenkte.

Bromme wäre am liebsten in eine Buchhandlung eingetreten. Es winkte eine Stelle in Leipzig. Als aber der Inhaber der Buchhandlung hörte, daß keine Mittel vorhanden seien, riet er ab.

Nun blieben nur noch die Knopffabriken übrig. Aber auch da erhoben sich Schwierigkeiten. Bromme vermutet, der Grund sei wiederum der gewesen, daß sein Vater Sozialdemokrat war. Schließlich gelang es ihm, in die Steinnußfabrik von Blechler, Schramm & Co. zu

---

[7] S. 73. [8] S. 75. [9] S. 78. [10] S. 87.

kommen. Zuerst hatte er Knöpfe aneinanderzureihen in Gesellschaft von drei dreizehn- bis vierzehnjährigen Mädchen und zwei verheirateten Frauen. Dann wurden die Knöpfe gefärbt. Die Erlebnisse mit den andern Arbeitern interessieren weniger, z. B. wie ein Arbeiter Ratten und Mäuse aß, nur „um von sich reden zu machen“[11]. Auch Roheiten und Unsittlichkeiten waren in den Fabriksälen im Schwunge. Nach einer schweren Züchtigung mit dem Gummischlauch trat er aus und ging zur Firma Naumann über. Hier mußte er Knöpfe lochen. Für ein Gros wurden 3—4 Pfennig bezahlt. Wenn man die Stunde $2^1/_2$ Gros machen wollte, mußte man ordentlich „antreten“[12]. So kam er nie über 7 Mark pro Woche hinaus. Kam einmal der Fabrikinspektor, so wurde ihm eingeschärft, seine Arbeitszeit mit 10 Stunden anzugeben, während er oft bis 12 Stunden und mehr zu arbeiten hatte. Die neun- bis elfjährigen Abputzjungen mußten schleunigst durch den Garten nach Hause gehen.

Er wechselte nun ziemlich oft die Arbeit, aber nur von dem Streben geleitet, seine Lohnverhältnisse zu verbessern. Genaue Angaben macht er über die einzelnen Stellen nicht. Auffallend ist ihm die abschreckende Unsittlichkeit in und außerhalb der Fabriksäle.

Ein Ereignis in dem Leben Brommes war der 17. Februar 1890. „Da ging gegen 3 Uhr nachmittags im Fabriksaal das Gerücht um, heute abend spreche Bebel in Meerane über die Reichstagswahl.“[13] Natürlich wollte er den berühmten Abgeordneten auch hören. Er wurde aber enttäuscht. Anstatt Bebel kam Auer. Von der zweieinhalbstündigen Rede konnte er nicht viel verstehen. Nach der Versammlung wurden politische Lieder gesungen zum Freibier.

Bromme war damals $16^1/_2$ Jahre alt.

Auf eine merkwürdige Weise kommt Bromme zum Kellnerberuf. Ursprünglich sollte sein Bruder Felix dieses Geschäft erlernen und hatte sich bereits in Bauers Brauerei, Täubchenweg in Leipzig, vorgestellt. Es wurde ihm gesagt, er werde schriftlichen Bescheid erhalten. Da dieser sehr lange auf sich warten ließ, rechnete Felix nicht mehr mit der Anstellung und trat bei einem Gelbgießer in die Lehre. Kurz darauf kam die Zusage von Leipzig. „Froh, aus den dumpfen Knopfbuden herauszukommen“, tritt William an seine Stelle und wird angenommen[14].

In Anbetracht seines Alters wurde ihm von den drei Lehrjahren eines geschenkt. Sein Dienst war ziemlich anstrengend. Derselbe begann um 8 Uhr mit Waschen und Putzen von 400 Gläsern und 75 Seideln. Danach ein nicht zu reichliches Frühstück: Kaffe und ein Brötchen. Dann hatte er die Bierhähne am Büfett zu putzen, Likörflaschen abzuwaschen und das Büfett mit dem Schrupper auszu-

[11] S. 94. [12] S. 105. [13] S. 130. [14] S. 134.

scheuern, Messer und Gabel zu reinigen bis zum Mittag. Dann mußten die Gäste bedient werden. Das geschah in einer bestimmten Rangordnung. Der Kellner hatte die Tischgäste in der Gaststube zu bedienen, der Stift die Studenten, Bromme selbst hatte die Brauer-Proleten. Dann kam wieder Putzerei bis 3 Uhr, wo dann das Mittagessen fürs Personal kam, das er als reichlich und gut lobt. Nach diesem kam Lampenreinigung und Herrichtung der Gastzimmer für den Abend. „Dann machten sie sich wieder ‚schön'. Zum Abendessen fragte die Köchin den Kellner und den Stift, was sie zu essen wünschten. Mich fragte sie nie." Nachher mußte er die Gäste bedienen helfen. Dann kam wieder Reinigen und Herrichten der Zimmer. Um halb drei Uhr morgens kam er dann endlich zu Bett. Kein Wunder, daß er Heimweh bekam. Alle zwei Tage schrieb er einen Brief nach Hause. Da besuchte ihn einmal der Vater. Beim Abschied gab's Tränen. Bromme bemerkt dazu: „Ich bin eben auch heute noch weichherzig und sentimental, dafür kann ich nichts."[15] Da wurde er eines Tages beschuldigt, Biermarken gestohlen zu haben, was ihn sehr beleidigte. Dazu kamen noch sonstige Roheiten und Quälereien. Alles dies verleidete ihm seine Stellung so sehr, daß er wegging.

Der Empfang des Entlaufenen zu Hause war kein freundlicher. Der Mutter war es schmerzlich, und der Vater war wütend, daß er die Stelle verlassen hatte. Sie brachten ihn dann in den „Blauen Engel" in Reichenbach. Er fand da einen humanen Oberkellner. Das Messerputzen besorgte der Hausknecht. Er selbst bekam Unterricht, wie eine Table d'hote gedeckt und verziert wird, und am andern Tag deckte er zehn „Kuverts" zur vollen Zufriedenheit seines Lehrmeisters.

Das Essen fand er aber nicht so gut wie in Leipzig. Dem Personal wurden die in den Gläsern zurückgebliebenen Reste gegeben.

Seine Tätigkeit als Kellner bekam ein unerwartetes und schnelles Ende. Eines Tages hatte er einen Stoß Teller in den Saal zu tragen. Zwei davon glitten ab und zerbrachen. Als Schadenersatz sollten ihm 15 Mark, also sein ganzer Monatslohn, einbehalten werden. Die Begründung für den hohen Betrag war der Umstand, daß die Teller echtes Meißner Porzellan gewesen seien, was Bromme bezweifelte — wohl mit Recht. Der Gastwirt ging denn auch auf neun Mark herunter. So bekam er noch fünf Mark von seinem Monatsverdienst. In voller Entrüstung verließ er die Stelle.

Ohne innern Zug lernte er dann das Pantoffel- und Holzschuhnageln. Mit der Zeit bekam er Freude an seiner Tätigkeit. Viel mag zu dieser Befriedigung sein Kollege Karl Schröder beigetragen haben, der unerschöpflich war im Erzählen.

---

[15] S. 139.

Er machte auch eine vom Schuhmacherverband einberufene Versammlung mit. Der Redner verstand es, den Arbeitern den zugkräftigen Gedanken mitzugeben, sie sollten nicht so genügsam sein. Es sei eine Schwäche des deutschen Arbeiters, zufrieden zu sein, wenn er nur noch ein Stückchen schlechte Wurst habe. Das dürfe nicht sein, sondern dem Arbeiter müsse sein volles Maß an den Genüssen des Lebens zuteil werden.

„Das war eine Sprache", meint Bromme, „die eigentlich noch verlockender war für die Arbeiter als die sozialdemokratischen Wählerversammlungen, die ich bis dahin hörte. Die Rede zeitigte denn auch unmittelbar darnach die Gründung einer Zahlstelle des Vereins deutscher Schuhmacher, der auch ich, mein Vater und mein Bruder beitraten." [16]

In der benachbarten Fabrik in Ronneburg wird er dann selbständiger Pantoffelmacher, kommt aber nicht höher als neun Mark pro Woche. Trotz seiner sozialdemokratischen Gesinnung besucht er in Ronneburg die Abende des von Diakonus Klein geleiteten Jünglingsvereins. Auch besuchte er öfter und gern diesen Geistlichen außerhalb der Vereinsabende.

Da starb die Mutter zum großen Schmerz des Sohnes.

Der Vater heiratete wieder 1887.

In das gleiche Jahr fiel die Reichstagswahl wegen Ablehnung der Militärvorlage. Bromme machte sich durch Verteilung von Flugblättern und Stimmzetteln der Partei nützlich. Dabei erlebte er manche Episoden. In der Dorfschmiede ruft der Meister den Gesellen zu: „Nemm emol dan sein Denger ab und verbrenn se, ma trinken nochmittage a e poor." Im andern Haus: „Na, endlich kimmt der Richtige." Ein anderer fragt ihn: „Wie alt sind Sie?" Er lügt 22 Jahre. „Da verstehen Sie doch gar nischt von der Sache. Nahm Sie Ihre Wische widder mit, un machen Se, daß Se naus kumme." Und zum Abschied: „Elender roter Hund." [17]

Er besuchte jede Versammlung, trotzdem er noch nicht 21 Jahre alt und es ihm daher polizeilich verboten war, an politischen Versammlungen teilzunehmen. Bemerkenswert ist, wie bei den Besprechungen nach der Versammlung über die Religion sehr gemäßigt, manchmal sogar günstig geurteilt wird.

Einen unfreiwilligen Urlaub wegen einer verletzten Hand benutzt er, um u. a. Darwins „Abstammungstheorie" und Bebels „Frau" zu lesen.

Das Kapitel „Arbeitskollegen und andere" zeichnet Arbeitskollegen und deren Hang zu Schnaps und Weibern und Abnormitäten anderer Art. Die Besprechung im einzelnen dürfen wir uns füglich ersparen.

---

[16] S. 165. [17] S. 191.

„Verheiratet" überschreibt Bromme ein Kapitel und will damit einen Abschluß setzen gegenüber seinem bisherigen leichtsinnigen Leben.

Er war gezwungen zu heiraten, da seine Braut sich Mutter fühlte. 1893 zogen sie zusammen in das enge Logis beim Schwiegervater. Die Aussichten für das Paar waren nicht gut. Nicht daß Bromme ein schlimmer Mann gewesen wäre. Er wollte tun, was nötig war. Aber er hatte so gar keinen Sinn für das, was eine Häuslichkeit zu einer ruhigen und zufriedenen machen konnte. Die Ausgaben für den Haushalt kamen ihm wie „spanische Dörfer" vor. Er hatte rein gar nichts gespart. „Es war ein Glück, daß meine Frau wenigstens das Nötigste hatte: ein Bett, eine Kommode und die allernötigste Wäsche." Ein Sofa kaufte sie noch in bar, und einen Tisch und Stühle bekam sie noch von ihren Eltern. Küchenschrank, Spiegel, Waschtisch und eine Bettstelle wurden auf Abschlagszahlung angeschafft. So war nun das Materielle beschafft.

Am 10. August war die Hochzeit. Schon am Polterabend ging es laut her. Am Hochzeitstag fehlt es nicht an Essen und Trinken. Jeder hat sich in der besten Weise amüsiert. Am 28. August kam das Kind zur Welt. Der Pate des Kindes sendet für das Kind eine Widmung, zierlich in Rundschrift geschrieben: „Als Kind des Proletariates bist du geboren. Besitzlos und bedrückt nennt sich dein Geschlecht, — Drum tritt auch du dereinst in reifen Jahren ein für die Freiheit, Wahrheit und Recht." [18]

„So hatten wir zu würgen, daß wir durchkamen. Dazu war man noch jung und stellte Anforderungen, und jedesmal entstand Zank und Streit." [19] Seine Frau stellte ihm das Beispiel ihrer Eltern entgegen.

Diese nannten ein Häuschen ihr eigen und konnten dem jungen Ehepaar nachhelfen. „Der Schwiegervater, ein hoher Sechziger, der harte Forstarbeit, wie Bäume fällen, ausputzen, pflanzen, Stöcke roden, gegen den niedrigsten Lohn verrichtete, verdiente viel weniger als ich." [20] Das einzige, was ein Vorteil bei dieser Arbeit war, bestand darin, daß er einen Handwagen voll Abfallholz mit nach Hause nehmen durfte. Aber welche „Schinderei", bei oft grundlosen Wegen den vollen Wagen aus dem Forstinnern heraus und dann noch bis anderthalb Stunden nach Hause zu ziehen. Zu Hause mußte dann das Holz gesägt, gespalten und klein gemacht werden. Dann bekam der Schwiegervater für das Klafter neun Mark. „Zehn Klafter bringt man kaum zusammen das Jahr über." [21]

Im Sommer, wo es im Forst wenig zu tun gibt, macht er bei den Bauern die Feldarbeit. Am Sonntag ruht er dann aus. Davon will

[18] S. 220. [19] S. 222. [20] S. 222. [21] S. 223.

der moderne Arbeiter nichts wissen: „Wenn unsereiner die ganze Woche in dumpfen Fabrikräumen gesteckt hat, so will man Sonntags frische Luft schnappen und sich mit den Kollegen unterhalten."

Auch, meint Bromme weiter in einem merkwürdig naiven Bekenntnis, „stellt jene alte ländliche Generation keine Ansprüche weiter an das Leben als zu essen, zu schlafen und zu arbeiten, höchstens, daß sie das Lokalblättchen noch durchsehen. Das ist jedenfalls ihre ganze geistige Nahrung. Der moderne Arbeiter verlangt mehr. Er fordert wenigstens Teilnahme an den Genüssen des Lebens. Er will sich weiterbilden. „Schaffte ich mir einmal ein Buch an, so wurde ... geschimpft." Sehen wir aber die Bücherliste durch, soweit wir ihren Bestand kennen, so ist dieselbe, mit wenig Ausnahmen, fast nur Romanliteratur und sehr einseitig eingestellte Tendenzliteratur, also nicht gerade geeignet zur Weiterbildung[22].

Es ist ein Schulbeispiel, wie hier Bromme seinen geradezu brutal zu nennenden Egoismus mit den Schlagworten aus dem proletarischen Lexikon zu verdecken meint. Er hat das Beispiel eines in Ehren ergrauten armen Arbeiters in seinem Schwiegervater vor sich. Dieser hat sich ein Häuschen erbaut, arbeitet schwer, freut sich der Ruhe am Sonntage, liest sein Lokalblättchen und überdenkt das Gelesene und ist zufrieden.

„Der moderne Arbeiter verlangt mehr." Will mit Kollegen sich unterhalten, braucht Wirtschaft und Alkohol, kauft Romane zur Unterhaltung und lebt mit von dem Ersparten des verachteten altmodischen Arbeiters.

Massensuggestionen, die dem Arbeiter in Wort und Schrift so lange vorgehalten werden, bis sie zum Glaubensartikel werden und ihn so weit blenden, daß er nicht mehr sieht, wie Tausende von Volksgenossen vielleicht höherer Stände mehr als er sich versagen oder darben müssen, ohne deshalb die Welt anzuklagen. Dieser pessimistische, vom Egoismus immer wieder belebte Neid und Haß gegen vermeintlich schwelgende Volksgenossen ist vielleicht die schärfste Waffe im Klassenkampfe.

Wie ungerecht oft von dieser Waffe Gebrauch gemacht wird, zeigt uns Bromme in dem obigen Bekenntnis.

Bei der Landtagswahl vom Jahre 1898 schreibt er sich naiverweise den Sieg seiner Partei zu, weil er drei säumige Wähler zur Wahlurne brachte und sein Kandidat nur mit einer Stimme Mehrheit gewählt wurde.

Vier Wochen nach der Wahl wird er wieder entlassen, weil er veranlaßt hatte, daß der Fabrikinspektor die Ventilationsvorrichtungen besichtigt und dieselben für ungenügend erklärt hatte.

---

[22] S. 286—287 u. 325.

So war er mit Frau und drei Kindern wieder in Not. In der Gerauer Werkzeug- und Maschinenfabrik Wesselmann, Rohr & Co. kommt er endlich wieder unter.

Um diese Zeit fängt er an, literarisch tätig zu sein. Er schreibt für die Parteiblätter. Den kleinen Nebenverdienst verwendet er aber nicht etwa für seine Familie, sondern zum Ankauf von Büchern.

Im Jahre 1900 stellt sich bei ihm die Lungenschwindsucht ein. Er kommt in eine Lungenheilanstalt, aus welcher er bald wieder geheilt entlassen wird. Anstatt sich nun aber zu schonen, soweit es möglich war, hetzt er sich in seiner freien Zeit ab im Parteidienst. An einem Tage z. B. verteilt er am Morgen Flugblätter und Stimmzettel und ist nachmittags wieder im anstrengenden Getriebe. So mußte er die Lungenheilanstalt wieder aufsuchen. Seine Beobachtungen und seine Kritik darin bieten wenig, was uns interessieren könnte.

Zu schwerer Arbeit war Bromme nicht mehr fähig.

Seiner Neigung und seinen geistigen Fähigkeiten wurde von der Partei Rechnung getragen und ihm das Amt eines Parteisekretärs in Mitteldeutschland übertragen[23].

Ein Mann führt uns das Bild seines Lebens vor, das ihn unter dem Einfluß sozialdemokratischer Ideen zum krassen Egoisten und lange Jahre hindurch zum Unglück für sich und seine Familie machte.

Gewiß, er ging durch eine harte Schule, aber verglichen mit Fischer oder später mit Holek ging es ihm verhältnismäßig viel besser. Aber bei ihm waren es die Genüsse des Lebens, die er stark entbehrte. Ihm fehlte der sittliche Ernst und das selbständige Denken, die Fischer in die stark ausgeprägte Eigenart formte und die Holek zur Höhe führte und zur beachtenswerten Persönlichkeit machte. Bromme wurde von außen her, von der sozialdemokratischen Agitation, umgeprägt, und wir vermögen ihm das Interesse nicht entgegen zu bringen, das wir unwillkürlich jeder innern selbständigen Kraft zollen, ob wir sonst mit ihr einverstanden sind oder nicht.

Wenn wir ihn in unsere Arbeit aufgenommen haben, so geschah es weniger des literarischen Wertes wegen, als aus dem doppelten Grunde, einmal der Vollständigkeit unserer Arbeit willen und dann auch um den typischen Parteigänger ebenfalls vertreten zu sehen.

Bromme fand, soweit wir es feststellen können, in der literarischen Abteilung der Presse wenig oder keine Beachtung.

Wir wenden uns jetzt dem Autobiographen zu, der nach Inhalt und Form, vor allem aber durch seine Persönlichkeit zu den bedeutendsten Arbeiterbiographen gehört: es ist der Deutsch-Tscheche Wenzel Holek.

---

[23] Dr. C. Straßer, Arbeiterdichtung, 7 Vorlesungen, gehalten in der Volkshochschule Zürich. Zürich 1930, Verlag VPOD, Volkshaus.

WENZEL HOLEK

Im Jahre 1909 erschien Holeks Autobiographie[1] zum ersten Male und trug damals den Titel „Lebensgang eines deutschtschechischen Handarbeiters. Von Wenzel Holek. Herausgegeben von Paul Göhre."

Verglichen mit Fischer, zeigt Holek eine schärfere Beobachtungsgabe und vor allem mehr geistige Verarbeitung des Erlebten. Auch wohnt ihm ein unermüdliches Streben nach Weiterbildung inne, das schon in seiner Jugend zu bemerken ist. Es liegt eine Tragik in dem Leben dieses Mannes, der so oft versucht, sich zu erheben, und der immer wieder vom feindlichen Geschick niedergestoßen wird. Gerade dieser Umstand macht seine Biographie zu einer auch in literarischer Hinsicht beachtenswerten Erscheinung.

Es ist eine neue Art von Arbeiterliteratur, die mit Holeks Buch eine Weiterführung erfährt: Bilder vom Leben in der Tiefe des Elendes, vom täglichen Kampf ums Dasein, voll neuer Gedanken aus einer Welt, welche vielen unbekannt war.

Verglichen mit Fischer, bedeutet Holek einen Fortschritt. Er ist gelenkiger, und sein Blick ist mehr geweitet. Holek ist geistiger und strebt höher. Wo er bewußt poetisch reden will, versagt ihm oft der richtige Ausdruck, weil er das erst spät erworbene Deutsch nicht so flüssig machen kann. Aber gerade das Unbeholfene hat oft einen Reiz, weil wir fühlen, wie eine große innere Kraft vorhanden ist und um den richtigen Ausdruck sich abmüht. Wir müssen festhalten, daß ein zum Deutschen freiwillig konvertierter Tscheche zu uns spricht. Auch insofern bildet Holek ein Wertstück unserer Literaturgattung.

Wir bemerken noch, daß alle Wanderungen und Veränderungen des viel umhergeworfenen Mannes von uns skizziert sind, auch wenn sie nur Geringfügiges bringen. Es soll dem Leser zum Bewußtsein kommen, wie schwer dieses Leben auf Holek lastete, und wir werden auf diese Weise seinen Gang zur Höhe besser einschätzen lernen. Es mag etwas ermüden, aber dem, der Anteil nimmt an dem Schicksal des Kämpfers Holek, wird es doch manchen Aufschluß geben.

Schon das erste Kapitel überschreibt er nicht etwa mit dem geläufigeren Titel Kindheit oder Jugendzeit, sondern nachdenklicher und richtiger „Die ersten Erinnerungen", und motiviert diese Überschrift in der Erklärung: „Wenn ich vierzig Jahre zurückblicke und über das nachdenke, was mir aus meinen ersten Lebensjahren noch im Gedächtnis geblieben, kommt mir das Wenige wie ein Traum vor, ohne jeden Zusammenhang." Es sind in der Tat nur einzelne Bilder, die auftauchen. Von seinem Geburtsort Schöndorf in Nordböhmen,

[1] Wenzel Holek, Lebensgang eines Handarbeiters. Jena 1930, Diederichs. 4. Tausend.

wo er am 20. Januar 1864 das Licht der Welt erblickte, erinnert er sich noch der Häuser, wo die Eltern gewohnt. Der Gang mit der Mutter in die Zuckerfabrik, wohin sie dem Vater das Essen brachte, war ihm eingeprägt durch die Angst, die er jeweils vor den „mächtigen Dampfmaschinen" hatte. Von Personen sind ihm außer den Eltern noch die Großeltern deutlich vor Augen: „Sie gaben uns zu essen und sorgten mit allem für uns."[2] Den Großvater sieht er noch vor der Wiege des Bruders „sitzen und hört ihn Lieder singen"[3]. Bald sprach er zwei Sprachen. Das Tschechische lernte er von der Mutter und das Deutsche unter den Kindern, seinen Spielgenossen.

Es spricht sehr zu Gunsten des Vaters, daß er den Ehrgeiz hatte, sein Kind schon vor der Schulzeit im Lesen zu unterrichten. „Jeden Abend, wenn der Vater aus der Arbeit kam, lehrte er mich lesen.... Er konnte zwar nicht gut lesen, was er viele Male vor mir bedauerte. Noch schlechter als im Lesen stand es mit ihm im Schreiben.... Da brachte er mit Mühe kaum die Unterschrift seines Namens zusammen."[4] Sein Vater war aus einem Dorfe Ratkowitz im Bezirk Nepomuk.

Die Schilderung seiner Schulzeit nimmt einen Raum von 62 Seiten in der Lebensbeschreibung ein, ein Zeichen, wie wichtig sie ihm war. In Wahrheit war es eine Leidenszeit für den Knaben. Denn infolge der ewigen Wanderung seiner Eltern, sodann weil er schon früh mitverdienen mußte, hatte er viele Schulversäumnisse, und es kam in sein Lernen kein einheitliches System. Darum hatte er immer unter dem Tadel und den Strafen der Lehrer zu leiden. Es war dies um so schmerzlicher für ihn, als er großen Eifer zum Lernen hatte.

Die ersten Schulzeiten waren vielversprechend. Er schildert recht anschaulich: „Eines Tages früh kündigte mir meine Mutter an, daß nun die Zeit gekommen sei, wo ich in die Schule gehen müsse. Was auch geschah, nachdem sie mich angezogen und das Lesebuch mir hingelegt hatte." Der Lehrer machte einen guten Eindruck auf den Anfänger. Auch bekam er am Ende des ersten Vormittags „ein Stück Silbergeld und dazu noch eine Zuckerdüte."

„Das freute mich! Noch größer war aber meine Freude dann, wie das Lesen begann, die Reihe an mich kam, ich die Buchstaben nacheinander dem Lehrer vorlas und er mich lobte."[5] Die Freude war nur kurz.

Eines Tages erwachte er und war „in einer ganz fremden Gegend". Er machte da seine erste Erfahrung mit der Niederung des menschlichen Geschlechtes. „Vor mir bewegten sich viele Menschen, Männer und Frauen, jung und alt. Sie wimmelten hin und her. Sangen und hetzten. Hackten und schaufelten den roten Lehm in zweirädige

---

[2] Holek, I. Teil, S. 3. [3] Ebd. S. 3. [4] S. 7. [5] S. 10.

Karren. Fuhren hin und her. Manche fluchten und schimpften, wie ich es bis dahin nie gehört hatte, worauf ich aber diese Menschen für sehr böse hielt und auch vor ihnen große Angst bekam.“ [6]

Von diesen Wanderungen hat er ein schönes Erinnerungsbild behalten, das in mehr als einer Hinsicht für die Geistesverfassung Holeks bemerkenswert ist. Es war in Plaß. Als sie dahin kamen, mußten sie über eine Kettenbrücke. „Links, wo wir hereinkamen, lag ein Friedhof, um dessen Mauer dicht nebeneinander Fliederstöcke gepflanzt waren, die mit ihren vollen und duftenden Blüten die Luft wohlriechend machten und die durch ihre verschiedenen Farben die heilige Stätte zierten. Auf der rechten Seite stand ein großes Gebäude, es war dies das größte von allen denen, die ich in diesem Orte zu sehen bekam, und das ebenfalls der Flieder und verschiedene andere Bäume schmückten, gleich wie den Friedhof. Das war das Kloster. Wir überschritten die Brücke, hinter der mir ein Krankenhaus gezeigt wurde, das in einem großen Garten stand und sich wie ein Paradies ausnahm. Auch um die übrigen Häuser, die meistens nicht dicht aneinander standen, waren Gärten und blühende Bäume zu sehen, die die Dächer so beschatteten, daß man nur ihre Spitzen sehen konnte. Außerhalb der Stadt lagen schöne grüne Wiesen, mit verschiedenfarbigen Blumen besät, und Obstgärten. War das eine schöne Gegend! Sie kam mir vor wie das Paradies, wie ich von ihm in der biblischen Geschichte gelesen hatte. Die Bewohner schienen sehr fromm. Jeder, der uns begegnete, ob jung oder alt, grüßte uns mit: ‚Gelobt sei Jesus Christus!‘ Zu dem allem herrschte hier noch eine ungewöhnliche, eine Grabesstille. Und nun noch — es war Mittag — ertönte hinter uns vom Kloster her das Glöcklein, um meinen Eindrücken die Krone aufzusetzen. Denn es machte auf mich den Eindruck, als wenn dieser Ort in sich etwas Göttliches bürge.“ [7]

Der Vater arbeitet nun bald an Eisenbahnbauten, bald hier, bald dort; dann wieder in Zuckerfabriken, wo es eben Arbeit gab, und so wechseln immer die Schulen. Holek gibt uns einen recht lebendigen Einblick in seine Seelenverfassung nach einem längeren Schulversäumnis, wo er zwar nicht gestraft wurde, aber die Folgen der Versäumnis recht schmerzlich einsieht. Der Vater hatte in Prilep Arbeit gefunden, und der Knabe mußte dort wieder zur Schule.

„Der Tag, wo ich in die Schule kehren sollte, war da. Ach, wie ungern, langsam, schwermütig betrat ich diesmal den Schulweg; er war nicht lang, es war nicht weit, aber fünfmal mehr Zeit wie sonst brauchte ich gewiß, bevor ich das Schulgebäude erreichte. Je näher ich kam, je mehr spürte ich, wie mein Herz klopfte, der Kopf glühte. Verschämt, nicht rechts, nicht links schauend, schritt ich vorwärts.

[6] S. 11. [7] S. 22—23.

Nun stand ich auf dem Korridor, vor der Türe des Schulzimmers. ‚O Gott!' seufzte ich, ‚was wird der Lehrer sagen?' Ängstlich, zitternd streckte sich, nach längerem Zögern, die rechte Hand nach dem Türdrücker. Die Türe ging auf, ob vom Drucke meiner Hand, wußte ich nicht. Der Lehrer stand vor mir. Schüchtern, kopfhängend trat ich ins Schulzimmer mit dem Gruß: ‚Gelobt sei Jesus Christus!' nachdem ich meine Mütze abgenommen hatte. Aber kein Wort des Schimpfens oder Fragens hörte ich aus des Lehrers Munde. Ich staunte. Und begab mich wieder auf meinen früheren Platz in der zweiten Bank. Wie war mir plötzlich leicht geworden, als wäre von mir eine Zentnerlast gefallen! Am Ende der letzten Unterrichtsstunde trat der Lehrer an mich heran und forderte mich auf, nach der Schule in die Küche zu gehen und zu warten, bis er nachkomme. Nun packte mich die frühere Angst von neuem, aber doch nicht so wie des Morgens. Als er gekommen war, frug er mich nach der Ursache meines so langen Ausbleibens aus der Schule. Ich erzählte, wo wir waren und daß wir auf der Eisenbahn gearbeitet hätten. ‚Du hast auch gearbeitet?' fiel er mir fragend ins Wort und sah mich verwundert an. ‚Die Hacken zum Schärfen in die Schmiede geschafft', war meine Antwort. ‚So? Na, aber für dich ist das eine traurige Geschichte. Auf diese Weise kannst du natürlich nicht viel lernen, was dir in deinem Leben sehr schaden wird.' Nach diesen gutgemeinten und Wahrheit enthaltenden Worten konnte ich abtreten.

Wie viele Male dachte ich nachher an diese Worte. Was nutzte alles, ich war zum geistigen Krüppel verurteilt! Ganz ohne Wirkung blieben des Lehrers Worte jedoch nicht. Sie ermutigten mich von neuem, und ich legte mich ins Zeug, in dem kindlichen Glauben, das Versäumte doch noch nachholen zu können. Von zu Hause aus ermutigte mich niemand."[8]

Holek fügt noch ein ergreifendes Bild kindlichen geistigen Elendes bei, wenn er erzählt, wie wenig Verständnis dem lernbegierigen Kinde vonseiten der Mutter entgegengebracht wurde. „Die Mutter verstand von alledem, was die Schule betraf, nichts und blieb höchst gleichgültig. Ihr lag nichts daran, ob man in der Schule was lernte oder nicht. Vielmehr hinderte und wehrte sie mich, meine Schulsachen auf den Tisch zu legen und Aufgaben zu machen ‚Schon wieder kommst du mich ärgern mit deinen Wischen!' Wenn ich mir manchmal einzuwenden erlaubte, daß ja das Lernen nützlich sei, da war sie sofort mit einer Antwort da: ‚Wer viel lernt und studiert, der wird verrückt, kommt ins Narrenhaus.'

Erwiderte ich, daß ich doch nicht, wie sie, nichts lernen möchte, da antwortete sie lachend: ‚Ich lebe ohne das auch.' Brauchte ich

[8] S. 32—33.

manchmal ein bißchen mehr Platz und legte meine Schulsachen auseinander, da schrie und drohte sie mir, die Partessen (so nannte sie die Schulbücher) vom Tische zu werfen. Solche und ähnliche Ausdrücke und Vorwürfe konnte ich jedesmal hören, wenn ich Schulaufgaben zu machen hatte. Zum Glück folgte ich nicht ihrer Ansicht, ließ mich in meinem Vorhaben wenigstens nicht ganz stören und lernte, wie sich mir die Gelegenheit bot.

Es tut mir leid, daß ich gerade an dieser Stelle von meiner Mutter so etwas erzählen muß, aber die Wahrheit soll doch gesagt werden.“ [9]

Auch von einer Freudenstunde aus seiner Schulzeit weiß Holek zu erzählen, merkwürdigerweise von einem Faschingstanzkränzchen. „Jeder von uns mußte sauber gewaschen, gekämmt und sonntagsmäßig erscheinen. Das Trinken und Essen kostete uns nichts. Als der Tag herankam, an dem das Kränzchen stattfinden sollte, füllte sich gleich nach der Mittagsstunde der Saal mit Schulkindern und andern Gästen. Auch ich erschien bald, nicht gerade in schönem Anzuge und feinen Stiefeln, denn beide wiesen schon mehrere Flickflecke auf; doch hatte ich den Anzug vorher rein ausgebürstet und die Stiefel mit Wichse geglänzt. Freudenausdrücke kreuzten sich, jubelnde Stimmen schallten von allen Seiten, feierliche Laune strahlte aus unsern Blicken, und der Anfang der Musik konnte nicht erwartet werden. Endlich ertönte das Blashorn vom Chore: Traaa! daaa! wonach eine Grabesstille eintrat. Der Lehrer trat hervor, hielt eine Ansprache an uns alle, rief dann Jansas Rosa auf, die ein schönes Gedicht vortrag, das von einem Getöse auf der Saaldecke begleitet wurde, als ob es donnerte. Dann wurden wir darüber aufgeklärt, wie jeder zu tanzen hätte. Die Tanzordnung lautete: Die Großen tanzen auf der äußern Seite des Saales und die Kleinen inmitten des Rings. Die Musik fing an, und nun ging's los, hopsa, heisa, hopsassa! jeder nach seiner Art und wie er es eben konnte, Jungen mit Jungen, Mädchen mit Mädchen. Jungen mit Mädchen, sich tapfer festhaltend, tummelten sich herum oder schwebten jubelnd nach dem Musiktakte rings umher. Bald purzelte ein Paar da, bald dort, die hinterher Kommenden purzelten über die ersten drüber, manche lachten, andere weinten. Die Musik spielte weiter, auf und fort ging's wieder, und der kleine Unfall oder blaue Fleck wurde bald vergessen.

Den erwachsenen Zuschauern machte unser Getümmel großen Spaß. Über uns kleinere Tänzer wurde besonders viel gelacht. Denn Takt? Was hieß bei uns Takt halten? Jeder sprang eben so, wie er es am besten weg hatte. Als wir so einige Touren weggemacht hatten, passierte auch mir ein kleiner Unfall. Ich tanzte mit meinem Schulkollegen Rudolf Pelz, der um etwas kleiner wie ich war, wir hüpften

[9] S. 33.

und hüpften. ‚Au, au!‘ schrie ich da plötzlich und griff nach meinem Kinn, die Zunge blutete. Doch nur eine kurze Weile, und schon wieder drehte ich mich lustig auf dem Tanzboden herum. Diesmal war es aber kein ungeschickter Junge, sondern ein Mädchen, das meine Arme hielt und mit dem mich die Musikwellen förmlich fortrissen. O wie froh war ich da!“ [10]

Diesem Kinderglück folgte kein zweites mehr. Auch hatte er keinen Lehrer mehr gefunden, der so gütig zu ihm sprach und sein unverschuldetes Nichtskönnen so menschlich beurteilte wie der Lehrer in Prilep. Schläge und, was oft tiefer schmerzte, Spott waren an der Tagesordnung. Wir erhalten auch eine Probe von dieser Art Pädagogik. „Am schlechtesten von allen meinen Schulkameraden ging's wohl mir beim Rechnen. Denn ich war unter ihnen, der am meisten in der Schule fehlte und dem der Aufschluß durch die vorhergehenden Rechnungen zu den späteren entgangen war, und der sich dann in keine Rechnung auf der Wandtafel hineinfand. Ratlos, verlegen stand ich da, wenn die Reihe an mich kam, eine Rechnung zu machen, die der Lehrer vorgeschrieben hatte:

‚Wird es bald werden?‘ erscholl hinter mir seine Stimme, wenn ich immer noch unbewegt dastand. Das half mir nicht aus meiner Verlegenheit. Noch stand ich da wie ein Hackstock.

‚Na, ich will dir helfen!‘ und schon pfiff der Stock durch die Luft, ein Hieb fiel nach dem andern.

Und wenn das noch nicht half, dann fuhren seine Finger in meine Haare, der Kopf flog wie ein Gummiball nach allen Seiten, auch an die Tafel, und trug oft eine Beule davon. Dabei schrie er erbost: ‚Du Gottesgabe, du leere Kleie! Du Kommißbrötchen, was hast du in deinem Affenköpfchen?‘

Das waren seine gewöhnlichen, seine liebsten Ausdrücke.

O wie viele Schläge mußte ich da ertragen! Wie oft mußte ich mich so herumstoßen, herumschütteln lassen! Unschuldig! Der alte, weißhaarige Mann war nicht imstande einzusehen, daß nicht ich an meiner Rückständigkeit schuld war, daß ich sehr gern lernen wollte, aber durch Not und Dürftigkeit meiner Eltern hierin gehindert wurde. Heute möchte ich ihm schon gern die Ursachen erklären wollen; aber zu spät, er ruht schon lange unter der Erde.“ [11]

Noch seltener als in die Schule kam der Junge in die Kirche, und so war es kein Wunder, daß er „auch gar nichts von dem kirchlichen Kult verstand“ [12]. Als er eines Tages in kindlicher Unwissenheit kommuniziert hatte, machte ihm die fromme Großmutter unklugerweise übertriebene Vorwürfe und wies ihn aus ihrer Wohnung.

Als er älter wurde, kam er fast gar nicht mehr zur Schule. Einmal

[10] S. 38. [11] S. 48. [12] S. 51.

mußte er dem Vater in der Ziegelei helfen, in welcher der Vater arbeitete von früh bis in die finstere Nacht. „Ach, war ich jedesmal müd.“ [13] Der Vater beschloß, ein kleines Häuschen zu bauen. Die Maurerarbeit war für 68 Gulden im Akkord vergeben. Auch hier mußte der Knabe harte Arbeit leisten durch Wassertragen. „Das Wasserloch befand sich unten am Berge. Der Weg war sehr steil und steinig, sehr mühsam nur kam man von unten hinauf. Ach! und wie oft bin ich da unter der Last der zwei vollen Wasserkannen ausgerutscht, wie oft goß sich das Wasser über mich, daß ich durch und durch naß war, und die leeren Kannen rollten den Berg hinunter, von wo ich doch eben erst so mühsam heraufgekrochen kam. Wie viele Tränen vergoß ich auf diesem Fußsteig. Dabei rollte der Schweiß über mein Gesicht, die Knie schlotterten, ich schnappte nach Luft, wenn ich einmal den Weg zurückgelegt hatte und auf dem Berge oben war. Und doch mußten meine jungen, schwachen Glieder diesen Weg den Tag über oft machen.“ [14]

Das Häuschen war fertig, aber wie? „Daß die Sonnenstrahlen oder die Regentropfen durch die Fugen drangen, oder im Winter der Schnee durchstöberte, darüber mußte freilich das Auge zugedrückt werden.“ [15]

Aber in das neue Häuschen war die Not mit eingezogen und „erreichte wieder mal die höchste Stufe, denn der Vater gab kein Geld her“ [16]. Die Mutter riet dem kleinen Wenzel, durch Spielen auf der Ziehharmonika auf den umliegenden Dörfern Geld und Lebensmittel zu betteln. Und nach langem Widerstreben versuchte der Knabe sein „Bettelmusikantenglück“. Der Erfolg war ziemlich gut, und das Glück zu Hause versöhnte den „Bettelmusikanten“ in etwa für die große Überwindung, welche ihn das Betteln gekostet hatte. „Brot! Kuchen! O, o, o!“ riefen freudevoll die Geschwister. Die Mutter zwang sich auch zum Lachen, ich sah aber, wie ihr die Tränen in den Augen standen. Bei diesem Anblick vergaß ich meine Leiden, die ich beim Spielen ausgestanden [17]. „Auf diese Weise ernährte ich einige Jahre im Winter die ganze Familie.“ [18]

In die Schule kam er nicht mehr. „Niemand dachte mehr an sie, auch ich selbst nicht. Die frühere Lust und Liebe zum Lernen war nun in mir ganz unterdrückt und vernichtet. Stumpfsinnig und gleichgültig unterwarf ich mich meinem Schicksal.“ [19]

Eines Abends kündigt ihm sein Vater an, daß er am andern Tage früh in die Ziegelei mitgehen müsse, um Ziegel wegzutragen. Nunmehr beginnt für den noch nicht zwölfjährigen Knaben ein Wandern von einer Arbeitsstätte zur andern. Bald arbeitet er mit dem Vater

---

[13] S. 52. [14] S. 54. [15] S. 55. [16] S. 60.
[17] S. 63. [18] S. 76. [19] S. 71.

in einer Ziegelei, bald in einer Zuckerfabrik, bald wieder beim Eisenbahnbau da und dort.

Und wie dürftig war das Leben der beiden. Kaffee und ein Stück trockenes Brot zum Frühstück, nachdem der Vater schon schwer gearbeitet hatte. Fleisch gab's die ganze Woche nicht.

Eine Abwechslung war es für ihn, als er wieder einmal an einem Sonntag zu einem Feste aufspielen durfte. „Die Leute sind an solchen Tagen immer besserer Laune, und man bekommt infolgedessen auch mehr. Ich bekam gut zu essen, Fleisch, und zwar recht viel, Klöße, Kuchen, Geld und auch Bier zu trinken.“ [20] Er brachte seinen Korb voll Kuchen und außerdem noch 80 Kreuzer an Geld mit heim.

Die Arbeit in einer Ziegelei ist ihm zu schwer, und auf eigene Faust sucht er sich Arbeit in einer Zuckerfabrik. Er arbeitet — fast noch ein Kind — in Tag- und Nachtschichten bei einem Taglohn von 35 Kreuzer. „Mit meiner Stellung in der Fabrik war ich viel zufriedener, als wenn ich hätte spielen gehen müssen, wie im verflossenen Winter. Und daß ich keine so gute Kost hatte, wie ich sie unter den Landleuten haben konnte, daraus machte ich mir nicht viel.“ [21] Es zeigt von selbständigem Charakter, der lieber sich mit weniger und Selbsterworbenem begnügt, als auf dem Bettelwege besser zu leben.

Ein Ereignis war ihm: „Die erste Reise nach Sachsen“, wie er das Kapitel überschreibt. Aufs Geratewohl geht er von Hause weg, den Vater zu suchen, der bei Freiberg an einem Bahnbau arbeitete. Zu Fuß und barfuß machte der Zwölfjährige den weiten Weg, der wenig von Wandergesellenpoesie an sich hatte. Zwei Bekannte des Vaters, die ebenfalls auf Arbeit hofften, waren seine Begleiter. Schon am Mittag des ersten Tages begann er recht müde zu werden. „Meine Reiselust war verschwunden. Um so mehr schmerzten meine Füße. Aber das half nun nichts. Umkehren, das ging nicht, und so setzte ich mechanisch einen Fuß vor den andern, ohne den beiden Männern etwas von meiner Müdigkeit zu sagen. Ich sollte ja auch bald andere Leute und anderes Land sehen. Und im Geiste malte ich mir aus, wie es in Sachsen aussehen müsse, und dachte an die Erzählungen unseres ersten Lehrers. So vergaß ich immer wieder meine Müdigkeit.“ Eine recht ansprechende Abendstimmung endet den Tagesbericht. „Die Sonne war schon untergegangen, nur das Abendrot erstrahlte noch über den Bergen des Erzgebirges, und Kirchenglocken verkünden den Feierabend. Kühl strich die Luft um meine bloßen Füße. Mir wurde so bange, ich fühlte mich einsam und verlassen. Denn die Männer sprachen nur wenig untereinander und mit mir gar nicht.“ [22]

Am andern Morgen war der Schmerz in den Beinen noch größer.

---

[20] S. 75. [21] S. 80. [22] S. 87.

„Doch sagte ich nichts zu meinen Führern, sondern biß die Zähne zusammen und schlich den Männern schweigend nach.“ [23]

Zwei Erscheinungen sind es, welche ihm beim Übertritt auf deutsches Gebiet in die Augen fallen: „Ich hatte bis dahin noch keine solchen Dörfer gesehen, weil bei uns in Böhmen nur Runddörfer sind, deren Häuser sich rund um den Dorfplatz aneinander anschließen. Und dann waren die Häuser beinahe alle um ein Stockwerk höher als bei uns daheim. Dazu die Reinlichkeit, die hier auf den Straßen und um die Häuser herum herrschte, die Höflichkeit der Leute, von denen keiner an uns vorüberging, ohne zu grüßen, das alles machte auf mich einen großen Eindruck. Ich merkte den Unterschied zwischen uns und hier, konnte mir ihn nur nicht genügend erklären.... Hier schien eine ganz andere Ordnung zu herrschen.... Auf unserem weiteren Wege fiel mir ein, daß ich hier noch keine Bettelleute gesehen und ebenso noch keinen Leierkasten zu hören bekommen hatte. Ich war von meiner Heimat aus daran so gewöhnt, daß ich es jetzt sofort vermißte.“ [24]

Der Vater war nicht in Freiberg. Deshalb großer Schrecken bei dem Knaben. Endlich findet er ihn in Mulda. „Der Vater schaute mich an, als glaube er nicht, daß ich es war, der vor ihm stand.... ‚Ach Gott! Wenzel, bist du es denn wirklich?‘ rief er endlich mit zitternder Stimme. ‚Ja, Vater‘, gab ich zur Antwort, brachte aber weiter kein Wort mehr heraus und warf mich in seine Arme, umschlang mit meinen Armen seinen Hals und fing an bitterlich zu weinen.“ [25]

Es würde zu weit führen, wollten wir alle die Arbeiten und Entbehrungen beim Bahnbau und in einer Ziegelei, wo Vater und Sohn nachher arbeiteten, im einzelnen aufzählen.

Zuerst Steinklopfer in Akkordarbeit. Am Zahltage sah er dann Tschechen und Italiener, „aber nur wenige Einheimische“ [26] an Tischen, Schnaps- und Biergläser vor sich. Die einen nannten sich Brüder, während in der andern Ecke sich zwei prügeln wollten. Vor der Kantine die Frauen, die auf ihre Männer warteten und dieselben, die eine mit Bitten und Schmeicheln, die andere mit Schimpfen, zum Heimgehen bewegen wollten.

Aus der Zeit der Arbeit in der Ziegelei haben wir einen Kostzettel, der bei andern Gelegenheiten wohl nicht sehr verbessert gewesen sein dürfte. Bei schwerer Arbeit von der Frühe bis in die späte Nacht war ihre Kost: „früh Kaffee, Brot und Butter, mit der aber sehr gespart wurde. Zum zweiten Frühstück gab's Brot, Butter und für sechs Pfennig Schnaps. Zu Mittag Brot, Butter, Kaffee. Das Vesper bestand auch wieder aus Butterbrot und Schnaps und wenn uns dann am

[23] S. 88. [24] S. 88—89. [25] S. 94. [26] S. 95.

Abend der Kaffee nicht mehr schmecken wollte, dann kochte uns die Großmutter einen Topf voll Wasser, in das mein Vater dann etwas Butter und Salz tat und Brot hineinbrockte, damit es wieder einmal nach etwas anderem wenigstens roch. So ging das eine Woche wie die andere, den ganzen Sommer hindurch.“ [27]

Der Vater Holeks war kein Trinker. „Mein Vater trank keinen Schnaps“, bezeugt der Sohn [28]. Wenn er doch trank, so geschah dies aus dem Irrtum heraus, daß der Branntwein Kraft gebe. Es war ein Arbeiter mit ihnen auf der Ziegelei, der an Sonntagen „gewöhnlich“ fünf bis sechs Seidel Schnaps trank.

Interessante und lebhaft geschilderte Episoden aus dem Arbeiter- und meistens zugleich Lumpenleben bringt er viele. So von dem allzeit betrunkenen Ungarn, dem der Meister zur Mittagspause einen „Tschardasch“ aufspielen mußte, wozu jener dann tanzte.

Ein trübes Kapitel ist: „Auf dem Abraum in Dus.“ — Gemeint ist die Abraumhalde der Hochöfen. Die Luft mit Kohlengasen vergiftet. Teilweise brannten die Kohlenschlacken noch und spieen Rauchwolken aus. Tafeln mit Totenköpfen grenzten die Wege, die gangbar waren. In und um die Wohnbaracken lag der Schmutz haufenweise. Von den „Abraumbrüdern“, die in ihren Abteilungen (in den Baracken) hockten, oder in der Kantine aus- und eingingen, hatte keiner ein ordentliches Kleidungsstück auf dem Leibe.... Und es war doch Sonntag früh. Schlechte Bezahlung bei schwerster und ungemein gesundheitschädlicher Arbeit. Von dem Wenigen floß noch ein großer Teil in die Tasche des Aufsehers, sonderbarerweise „Parteiführer“ genannt. Derselbe war zugleich Kantinenwirt und sah sehr darauf, daß bei ihm gegessen und vor allem getrunken wurde.

Die Mädchen und Frauen, die als Schieberinnen arbeiteten, waren auf der untersten Stufe von Anstand und Sitte angelangt, und die unflätigsten Ausdrücke verletzten das Anstandsgefühl des jungen Holek. Die Holeks blieben nur eine Woche an dem wüsten Ort.

Sie gingen wieder heim in die Zuckerfabrik. Der Junge kommt an die Rübenschneidmaschine für 40 Kreuzer Taglohn. Er ist erstaunt über den guten Ton, der auf dem Werke herrscht. „Da hörte man sehr selten so ein Wort wie dort (Abraumhalde), da waren die Erwachsenen viel rücksichtsvoller gegen die jugendlichen Arbeiter beider Geschlechter. Der neue Zuckermeister war in dieser Beziehung besonders streng. Sich mit den Mädchen herumzubalgen, mit ihnen zu spassen, sie zu hetzen und herumzujagen, duldete er nicht. Wenn er einmal so etwas sah, setzte es Strafe.... Trotz seiner Strenge war er gegen die Arbeiter höflich. Ich hatte vor diesem Herrn eine große Achtung.... Die Mädchen forderte er oft selbst zum Gesange auf....

---

[27] S. 99. [28] S. 75.

Auch hielt er viel auf Reinlichkeit. ‚Reinlichkeit ist die halbe Gesundheit', das waren gewöhnlich seine Worte."[29]

Bald aber kam das Ende der guten Tage. Die Zahlungen stockten. Auch dabei berichtet Holek eine merkwürdige Episode. „Als ich am Samstagabend Lohn holte und zum Kontor ... kam, standen schon viele Arbeiter wartend da. Einer aber schaute zwischen Vorhängen und Fensterwand ins Innere, und ich hörte ihn leise sagen: ‚Der Herr Graf sitzt drin'. ‚Na, da können wir heute warten. So lange der drin sitzt, zahlen die nicht aus', sagte einer daneben, aber auch nicht sehr laut. ‚Sie haben Angst, daß er erfährt, wieviel sie uns Arbeitern wirklich zahlen'. Und so war es wirklich. Als der Graf gegangen war, wurde ausbezahlt."[30]

Auf Weihnachten gab es wieder keine Lohnzahlung, und es blieb dem jungen Holek „nichts weiter übrig, als die Harmonika zu nehmen und in die nächsten Dörfer spielen zu gehen, sonst hätte es in unsern Magen schlecht ausgesehen"[31]. Schließlich bekamen sie den schuldigen Lohn ausbezahlt, aber die Fabrik wurde geschlossen.

„Die zweite Reise nach Sachsen" wird geplant und ausgeführt. Nach Ostern brachen Vater und Sohn auf. Es ging hinein ins Erzgebirge. Von diesem Übergang übers Gebirge läßt uns Holek eine sehr anziehende Seite im Wesen seines Vaters sehen, eine Liebe zur Heimat, die man dem viel umhergeworfenen, rauhen Manne kaum zugetraut haben würde: „Als wir die höchste Spitze des Berges erreicht, blieb der Vater stehen, drehte sich nach der Richtung hin, von wo wir gekommen waren, und sagte mit bedrückter Stimme zu mir: ‚Von hier können wir noch einmal einen Blick auf unser Vaterland werfen'. Nach seiner Stimme kam es mir vor, als wenn es ihn zum Weinen nötigte. Dann legte er seinen Sack weg und setzte sich auf den Rasen, und ich folgte seinem Beispiel. Er legte seine Stirne in die Handteller, stützte die Ellenbogen auf die Knie und blieb lange Zeit so sitzen. Auch mir wurde recht bange. Ich sah in das Land hin, wo unsere Heimat sein könnte, dachte daran, wie sehr die Geschwister und die Mutter geweint hatten, als wir von ihnen Abschied nahmen. Je länger ich darüber nachdachte, desto schwerer wurde mein Herz. Was mag wohl der Vater haben? Er sitzt so traurig und ernst da; so fragte ich mich im stillen. So saßen wir lange, aber keiner sprach ein Wort. Bis sich der Vater doch rührte und aufrichtete. Aber was sah ich da? Tränen! Große Tränen rollten aus seinen Augen in das Gras, er zog ein Taschentuch heraus und wischte sie sich ab. Wie ich das bemerkte, konnte ich mich auch nicht mehr halten und weinte auch. So saßen wir noch ungefähr eine Viertelstunde da. Dann erhob sich endlich der Vater, hockte seinen Sack

[29] S. 129. [30] S. 131. [31] S. 132.

auf, ich die Harmonika, und wir traten ohne ein Wort den weiten Weg an.“ [32]

Die Ziehharmonika des Jungen brachte manchen Pfennig in die immer leere Reisekasse oder Brot für den Hunger. Im ganzen hat der junge Musikant an den vier Reisetagen über drei Mark erspielt.

Am Ziel der Reise angekommen, erwartete sie eine grausame Enttäuschung. Es gab nur Arbeit für den Wenzel, der Vater sollte an einem andern Ort um Arbeit sehen. Nach schweren Erwägungen wurde der Vorschlag angenommen, eingedenk der Not zu Hause. Auch hier wird der Biograph wieder zum geschickten Darsteller. „Den andern Tag früh, es war ein Sonntag und schön sonnig, nach dem Frühstück, packte der Vater meine Sachen aus, band seinen Sack wieder zu, hängte ihn über die Achsel und nahm von Meister und Großmutter Abschied. Ich aber sah ihm traurig, schweren Herzens zu. Nun ging er fort, wohin, wußte ich nicht, er wußte es wohl selbst nicht. Wie ein paar Stumme, jeder mit seinen Gedanken, so traten wir aus dem Hause. Denn ich wollte ihn noch ein Stück Weges begleiten. Wir schritten über das Bahngleis, über die Brücke des Flusses Mulde, auf die Straße, gegen Lichtenberg zu. Keiner von uns sprach ein Wort; wir sahen einander nicht an; beide schritten wir gesenkten Kopfes nebeneinander der Straße zu. Erst als wir die Brücke überschritten und auf der Straße waren, sah mich der Vater traurig an und fing gleich laut an zu weinen, und ich auch. So gingen wir ein großes Stück Weges, und konnten uns nicht trennen. Keiner machte sich bereit, Abschied zu nehmen.“ [33]

Das Opfer war nicht nötig. Sie fanden beide Arbeit in einer Ziegelei in Berthelsdorf. Schlafen auf Stroh auf dem Dachziegelboden, Brot, karge Butter und Kaffee machten die Speisekarte aus Tag für Tag. Arbeit von vier Uhr früh bis acht Uhr abends. Lohn: „für 1000 Stück Ziegel 17 Groschen, für Lehmmachen 16, für Abtragen 9 und für das Lehmeinsümpfen 6 Groschen.“ [34]

Die Arbeit war schmutzig. Da in der Gegend kein Sand zu finden war, so mußten Wasserziegel gemacht werden, zu denen kein Sand oder Asche gebraucht wurde. Und das war „eine dreckige Arbeit. Denn wenn man den Ball in die Form hineinhaut, da spritzt einem Wasser und Lehm ins Gesicht und überall hin.“ [35]

Das Schlimmste war das Schlafen. Es war Frühjahr und kalt. „Die Pferdedecken wärmten gar wenig. Trotzdem wir auf sie noch zwei Bund Stroh aufbreiteten und erst dann darunter krochen, schüttelte es uns manchmal, daß wir mit den Zähnen klapperten, wenn wir früh aufstanden.... Der Wind blies den Staub von den Wänden herunter, und wenn wir früh aufstanden, waren Kleider, Gesicht und Hände

[32] S. 135. [33] S. 138—139. [34] S. 141. [35] S. 140.

entweder ganz rot oder schwarz. Im Sommer wieder, da plagten uns die Flöhe, von denen wohl Hunderttausende oben waren.... Ich war so müde, daß ich trotzdem immer gut schlief.“ [36]

Auch hier fand sich unter der Arbeiterschaft ein „Original“, aber ein sehr trauriges, ein gewisser Wütner. „Montags hat er niemals gearbeitet, trank seinen Schnaps und Bier und ging dann in den Fluß fischen; davon war er ein großer Liebhaber. Die Kleider, die er in der Woche anhatte, die trug er auch Sonntags. ... Dienstags fing er an zu arbeiten und hat dann die ganze Woche wie ein Vieh geschuftet. Wenn es ihm möglich gewesen wäre, hätte er Tag und Nacht gearbeitet. Im Essen hat er dabei so gespart, daß er sich anstatt Butter nur Wurstfett aufs Brot kaufte. Samstag zu Mittag aber war bei ihm mit der Arbeit Schluß. Wenn er da seinen Lohn ausgezahlt bekommen hatte, trieb er die Arbeitskollegen zusammen, führte sie nach Weißenborn in ein Gasthaus und zahlte für sie Trinken, Essen und Rauchen, bis sein Geld weg war. Sonntags hatte er gewöhnlich keinen Pfennig mehr. Für seine Dummheit wurde er von seinen Kollegen hinterm Rücken ausgelacht. Meinen Vater haben sie auch ein parmal zu der Sauferei holen wollen, aber er ging nie mit. Er gab immer zur Antwort, daß der Wütner sein Geld behalten solle; er kaufe sich selbst, was er brauche ... Eines Tages kam eine Frau mit einem kleinen Handwagen in die Ziegelei angefahren, in dem sie ein sehr ärmlich gekleidetes Kind sitzen hatte. Das war gerade zur Vesperpause. Auch sie selbst war sehr arm gekleidet. Ein rotkariertes Kopftuch, schwarzes, stark abgenütztes Jackett, grauer Rock und ein paar Lederpantoffeln waren alles, was man an ihr sah.... Als wir da alle um den großen Tisch saßen und unser Brot verzehrten, hörte man vorne nach dem Gustav Wütner fragen. Wütner, der mir gegenüber saß, sprang auf und ging hinaus; er mußte die Stimme erkannt haben, und schon hörte man im Vorhause seine Stimme: ‚Emilie, was bringt dich denn hierher, was ist dir eingefallen?‘ ‚Du schickst mir kein Geld zum Leben, und da ist mir eingefallen, hierher zu gehen und zu sehen, was du eigentlich machst, du gleichgültiger Mensch. Wegen dir könnte ich mit den Kindern verhungern. Na warte, mit dir will ich schon zusammen rechnen!‘ hörte man die Antwort, und es wurde still.... Ihre Aussprache klang sehr rein Deutsch. Das war mir gleich auffällig, denn so sprachen die Arbeiterfrauen nicht; ich nahm deshalb an, daß sie gebildet sein mußte. Und nachher hörte ich auch, daß sie eine Lehrerstochter und der Wütner vor der Verheiratung Kontorangestellter war. Mehr konnte ich nicht erfahren. Die arme Frau machte den weiten Weg, weil ihr der Mann kein Geld schickte, von Komotau bis hierher, und zog den Wagen mit dem Kinde hinter sich.

[36] S. 141.

Ihr Mann konnte sie hier in keine bessere Behausung, wie er sie eben hatte, einführen. In das Schürhaus, wo auch sie sich auf das Stroh in den Kohlenstaub hinlegen mußte, mit ihrem Kinde. Von nun an war es bei dem Wütner und auch bei den andern mit dem Zechen, Fischen und Krebsen alle. In einigen Wochen aber waren die beiden mit ihrem Kinde verschwunden, gewiß nach Komotau zurück.“ [37]

Mit der Zucht sah es überhaupt in dieser Ziegelei nicht zum Besten aus. „Montags sah man überhaupt wenig in der Ziegelei arbeiten, fast alles machte ‚blau‘; sogar der Meister ging mit fischen und krebsen. Nur bei uns, den böhmischen Wenzeln, klapperten die Formen auch Montags immer. Ich hätte ja auch manchmal lieber nichts gemacht: aber ich wußte, daß mich der Vater dann sehr schief anschauen würde, und da klapperte ich eben, wenn auch ungerne, mit meiner Ziegelform weiter.“ [38]

Nach Schluß der Arbeiten in der Ziegelei gingen die beiden wiederum in die Zuckerfabrik nach Rakowitz. Eine Episode aus dieser Zeit soll hier nicht vergessen werden, weil sie auf den Charakter Holeks ein bezeichnendes Licht wirft. Aus Unvorsichtigkeit hatte er an den Rand der Schneidmaschine ein altes Messer gelegt, das dann in die Masse fiel und mehrere Messer in der Schneidmaschine zerriß. Diese mußte abgestellt und repariert werden. Darüber große Aufregung. Fünf Gulden Belohnung für den, der den Übeltäter anzeigt; wenn es nicht herauskäme, würde jedem Arbeiter 50 Kreuzer abgezogen werden. „Das rührte mein Gewissen sehr. Mir taten die armen, unschuldigen Menschen leid.“ Er entschließt sich, dem „Adjunkten“ alles zu gestehen. „Ich ging hin ohne Furcht, eher noch leichten Herzens.“ Er fand den Adjunkten im Reibsaal. „Dort trat ich vor ihn hin, trotzdem ich ihn immer noch für meinen Feind hielt.... ‚Herr Adjunkt, ich bin es selbst gewesen.‘ ‚So, absichtlich?‘ fiel er mir ins Wort. ‚Nein, Herr Adjunkt, nicht absichtlich‘, entschuldigte ich mich kleinmütig und erzählte nun, wie mir das passierte.“ Weil er die Wahrheit gesagt, wurde ihm verziehen. „Freudevoll ging ich auf meinen Posten. Die armen Menschen waren gerettet, das war die Hauptsache.“ [39] Dieser Vorgang ehrt den Übeltäter wie auch den Richter.

Holek war nunmehr schon vier Sommer in der Ziegelei und drei Winter in der Zuckerfabrik. Er hatte schwere Tage und Nächte in Arbeit, Hunger, Entbehrungen, körperlicher und geistiger Art, Lohndrückerei und karger Bezahlung ausgehalten, und doch hören wir kaum ein Wort über Sozialismus, Klassenhaß oder Auflehnung gegen die „Bedrücker“. Es wäre das vielleicht nicht auffallend gewesen, wenn er nur in Böhmen gearbeitet hätte, aber er war in der Zwischen-

[37] S. 142—144. [38] S. 143. [39] S. 147—148.

zeit zweimal in Sachsen gewesen, wo doch sicherlich der eine oder andere Mitarbeiter sozialdemokratische Gedanken und aufreizende Reden vorgebracht hatte.

Eine Erklärung ist vielleicht darin zu finden, daß er und sein Vater nie zu eigentlicher Lektüre gekommen waren, weniger aus Mangel an Lesestoff, als aus der Schwierigkeit im Lesen. Von der Schule hatte er wenig gerettet, wie er selbst gesteht. „Den 20. Januar dieses Jahres, 1878", schreibt er kurz vor der dritten Reise nach Sachsen, „erreichte ich das 14. Lebensalter. Die Schulpflicht hörte nun ganz auf. Alles was ich noch aus der Schule konnte, war das bißchen Lesen, natürlich nur Tschechisch. Von Naturwissenschaft, Geographie und Geschichte wußte und verstand ich auch gar nichts. Nebst dem Lesen konnte ich nur noch etwas gut, das Beten."[40]

Nach Ostern ging's wieder nach Sachsen, wieder nach Rakonitz Ziegel machen, und als dies des Regenwetters wegen ausgesetzt werden mußte, wurde mit der Ziehharmonika der Lebensunterhalt verdient. Dabei wurde er einmal von Gendarmen erwischt und war von da an nicht mehr zum Spielen auf Bettel zu bringen. Das bessere Wetter machte dies auch unnötig. Im Ziegelmachen brachte es der junge Holek zu Rekordleistungen, so daß der Meister ihn seinen schnellsten Ziegelstreicher nannte. Von morgens halb fünf Uhr bis abends spät brachte er es auf 2000 Stück.

Neben ihm arbeitete eine Frau mit ihrem noch schulpflichtigen Knaben, der sehr groß, aber auch sehr schwach war. „Trotzdem mußte er früh um $^1/_2$5 Uhr mit anfangen und bis $^1/_2$8 Uhr abtragen, dann kam seine Mutter und trug weiter ab, bis er um $^1/_4$12 Uhr aus der Schule kam, dann übernahm er es wieder bis abends 7 oder $^1/_2$8 Uhr oder noch später. Abends, wenn wir spät aufhörten mit dem Ziegelmachen, da weinte er öfters, daß er mit seiner Schulaufgabe nicht fertig werde und morgen vom Lehrer Strafe bekomme. Er und auch die andern Kinder besuchten die Schule nur den halben Tag, hatten aber stets Schulaufgaben. Ich half ihm deshalb abends die Asche sieben und die Brettel für den nächsten Tag zuschicken."

„Auch klagte er vielmals, daß ihn hungere. Und da habe ich ihm jedesmal, wenn es mein Vater nicht sah, ein Stück Brot mit einem bißchen Butter geschmiert zugesteckt, was er dann gierig verschlang. Er erzählte mir dann immer, daß seine Eltern zu sehr sparten und daß er mit seinen Geschwistern niemals genug zum Sattessen bekomme."[41] —

Wieder ging's nach Böhmen zurück, wo dem Vater ein Aufseherposten in der Zuckerfabrik in Mscheno angeboten wurde. „Wir luden unsere Sachen auf einen Wagen und schoben ab nach Böhmen."[42]

---

[40] S. 153. [41] S. 157. [42] S. 161.

Sie übernachteten auf einem Kleehaufen und legten ihre Füße zwischen die Räder des Wagens, „damit ihn niemand wegziehen könne".

Der junge Wenzel wird ebenfalls in der Fabrik als Kalkjunge beschäftigt und war nebenbei dem Vater „mit seinem bißchen Schreibkunst behilflich". Auch hier findet er einen Arbeiter, der sich durch ungeheures Trinken auszeichnete. Es war dies der Zuckermeister Svoboda von Koleschowitz. „Ich holte ihm, immer wenn ich Nachtschicht hatte, Bier aus dem Baderestaurant.... Gewöhnlich waren es von sechs bis zwölf Uhr nachts 12—15 Liter Bier. Dabei war er stets guter Laune.... Die Mädchen mußten singen, und so verging uns besser die Zeit." [44]

Doch die Freude dauerte nicht lange. Der Direktor, der Holeks Vater angestellt hatte, ging ab und damit auch der Aufseher Holek.

Wieder ging's nach Sachsen. Sie fanden wieder am alten Platze Arbeit, aber der Lohn war von 39 Groschen auf 28 pro Tausend gesunken. „Um den durch niedrigen Lohnsatz drohenden Schaden wett zu machen, wurde nun schon früh um vier Uhr und öfters noch früher angefangen, der Mittag um eine halbe Stunde gekürzt und abends so lange gearbeitet, als man unter dem Ziegelschuppen sehen konnte.

Bei dieser höchsten Anstrengung brachten wir doch in der Woche 9500, sehr selten auch 10 000 Ziegel zusammen, das machte einen Verdienst für uns beide von 26 Mark im Durchschnitt. Und damit waren wir die besten Verdiener unter den Ziegelstreichern." [45]

Anstrengungen und Unterernährung machten den Jungen krank. Der Vater ging wieder nach Hause, um zu sehen, ob er nicht doch seinen Posten wieder erhalten könne. Der junge Holek blieb zurück. „Als ich dann allein zu arbeiten anfing, sah ich erst ein, wie schwer die Einzelarbeit war. Zum Lehmzubereiten war ich unbedingt noch zu schwach. Denn der Lehm mußte aus dem Sumpfloch geworfen, gepeischt und wieder auf einen Haufen geschaufelt, dann erst auf den Tisch geschmissen werden. Er hing und klebte, und ich mattete mich sehr ab und brachte immer weniger fertig." [46]

Bald kam auch er zum Vater nach Mscheno in Stellung. Bei schwerster Arbeit in überhitztem Raume wurden ihm 50 Kreuzer pro Tag bezahlt. Für Überstunden, die sich oft bis Mitternacht ausdehnten, sollten fünf Kreuzer bezahlt werden. Eines Tages wurden die Gebühren für Überstunden nicht ausbezahlt, und auf ihre Beschwerden hin wurde den Arbeitern der Bescheid gegeben: „Marsch, marsch! Ihr habt verdient genug!" „Doch fanden wir schließlich einen guten Vertreter unserer Sache in der Person des älteren Kesselschmieds. ‚Herr Direktor!' sagte er barsch und geradeweg, als dieser Sonntags früh in das Kesselhaus hereinkam, ‚wenn Sie diesen Leuten nicht ihren

[44] S. 163. [45] S. 165. [46] S. 166.

verdienten Lohn zahlen, dann lasse ich mir Gehilfen von zu Hause kommen, die Ihnen doppelt so teuer stehen werden.' Ich jauchzte! Der Ton und die Unerschrockenheit des Mannes gefielen mir sehr. O könnte ich auch so wie er auftreten! war mein einziger Wunsch. Sofort darnach konnten wir uns unser vorenthaltenes Geld holen."[47]

In Mscheno lernte Wenzel Holek seine zukünftige Frau kennen. Es war die Tochter seiner Hauswirtin und hieß „Luis". „Sie war von schlankem Wuchs, mit schwarzen Haaren und blauen Augen. Sonst war sie freilich keine Schönheit ersten Ranges. Was mir aber immer an ihr gefiel, war ihre Zurückhaltung und ihr sittliches Betragen, wodurch sie sich von vielen Mädchen, die ich bisher kennen lernte, unterschied."[48]

Er beschreibt seine wachsende Zuneigung eingehend und an manchen Orten recht poetisch und auch sympathisch. Er hatte der Mutter des Mädchens bei Gott geschworen, daß er der Luis in ihrer Unschuld nicht zu nahe treten werde. Aber bald mußte er bekennen: „Ich verletzte meinen Schwur, und die Luis vergaß ihre Unschuld."[49] Und jetzt beginnt auch das Elend der beiden. Sie suchten sich selbständig zu machen, und Holek ging nach Aussig, um dort Arbeit zu finden und die Braut und ihre Mutter nachkommen zu lassen. Er war ganz erfüllt mit seinen Zukunftsplänen, welche aber, wie er selbst einsah, „noch ganz unreif, ganz persönlich waren". „Meine Auserwählte, die Luis, sollte an meiner Seite stehen, die Früchte unseres glücklichen Daseins, wie ich mir's in die Luft malte, mitgenießen. Ich wollte sie glücklich sehen, ihres Lebens mich freuen. Sie sollte sich nicht so wie meine Mutter Tag und Nacht schinden und plagen, wenn sie einst meine Frau wäre. Unsere Kinder sollten sich nicht in ihren jungen Jahren bettelnd in der Welt herumtreiben dürfen, wie ich es tun mußte. Das war der Kern meiner Erwägungen, bevor ich Lobositz erreichte und das Dampfschiff bestieg."

Man wundert sich nur, daß Holek, der sonst sehr viel Anstand und Sitte zeigte, keine rechtmäßige Ehe, nicht einmal in bürgerlicher Hinsicht, einging, obwohl sicherlich das Mädchen, deren Leben „noch ganz von bäuerlichen und religiösen Vorurteilen durchflochten war"[50], um diese öffentliche Legitimierung ihres Verhältnisses gebeten hatte.

In Aussig war es mit Arbeit nichts. Er ging zurück und kam gerade noch recht, um Luis und ihre Mutter, welche alles schon gepackt hatten, von der Abreise zurückzuhalten.

Er selbst ging nach Aussig zurück auf die Arbeitsuche. Endlich fand er eine Stelle in einer Ziegelei. Die Frauen kamen nach. Das Mädchen mußte mitarbeiten. Seine Träume von Glück vergingen bald,

---

[47] S. 169. [48] S. 170. [49] S. 172. [50] S. 179.

und die Not begann. Das Frühstück, trockenes Brot und kärgliche Mahlzeiten, die ihn in seinen Kräften sehr herunterkommen ließen. Und so ging's weiter zwei Jahre hindurch. „Meine Luftschlösser waren eins nach dem andern eingestürzt.“ [51]

Nun folgt ein Kapitel, das den stolzen Titel trägt „Befreiung“. Die Befreiung kann nur im geistigen Sinne gemeint sein, denn die irdischen Verhältnisse Holeks waren noch so trübe wie je. Da waren die Möbel abzuzahlen, die Gläubiger bedrängten ihn und die Schwiegermutter. Ihr Haus in Chatwatetz mußte verkauft werden. Dazu gesellte sich eine steigende Unzufriedenheit über seine demütigende Lage und über seinen Vorgesetzten, der ihn schikanierte. So kam es, daß „ich trotz meiner Jugend oft in tiefe Wehmut verfiel“.

Schon auf der folgenden Seite sieht man, daß Holek unter Befreiung seine Einführung in die Ideen der Arbeiterbewegung meint. Er ärgert sich über das „Prager Tagblatt“, dessen Bezieher er seit einem Jahre ist — nie hat man ihn bis dahin von einer Zeitung reden hören. — Die Berichte von den Festlichkeiten, Jagden und Lustreisen unter den hohen und höchsten Herrschaften weckten in ihm „allmählich dumpfen Haß gegen sie“ [52].

Er legte sich eine freiheitliche Zeitung zu, die „Narodni Listy“ (deutsch soviel wie Volkszeitung). Dies war das jungtschechische Parteiorgan. In ihm veröffentlicht er eine Beschwerde über die Mißstände in den Betrieben und über die Gewerbeinspektion, wie sie sein sollte. Er ist naiverweise sehr enttäuscht, daß die Behörden nicht gleich auf seinen Artikel hin einschritten.

Ein Flugblatt, das ein heruntergekommener Akademiker vorlas, klärt ihn über die wirtschaftliche Lage der Arbeiter und die Ausbeutung durch die Reichen auf. „Nieder mit den Ausbeutern! Nieder mit den Unterdrückern, den Tyrannen der Arbeiterklasse!“ An diesen Schlußsatz erinnert er sich noch im Alter. „Fast atemlos hörten wir dem Vorleser zu. Eine lange Weile standen wir sprachlos da und blickten einander stumpf an, als er mit dem Lesen zu Ende war. Denn so etwas, und in solchem Tone, hatten wohl die meisten von uns noch nicht gehört. Das erlaubte man sich ja nicht einmal zu denken, geschweige zu reden.“ [53]

Dieser Satz kennzeichnet treffend die Wirkung, welche die neue Botschaft auf unerfahrene und dazu verbitterte Gemüter ausübte. Richtiges und Unrichtiges vermochten sie nicht zu unterscheiden und nahmen deshalb alles auf.

Der Weberstreik in Brünn regte ihn gewaltig an und auf. „Das Mitleid mit den armen Menschen stieg, und die Wut in meinem Innern gegen die Reichen hob meine Brust immer mehr.“ [54]

---

[51] S. 195. [52] S. 196. [53] S. 198. [54] S. 201.

Ein Schuhmacher macht ihn geheimnisvoll auf die verbotene Zeitung „Duch Casu“ (Geist der Zeit) aufmerksam, deren erste Nummer ihn gleich so hinriß, daß er beschloß, sich auch unter die „Petroleumsgesellen“ (Schimpfname für die Sozialdemokraten) zu zählen. Mehr und mehr vertieft er sich in die Lektüre sozialdemokratischer Schriften. „Jede Zeile, die ich da las, schien mir wahr zu sein.“ [55]

Ein älterer Sozialdemokrat, ein Maurer namens Wenzel Nowotny, hält ihm Vorträge über Sozialismus, und er begeistert sich mehr und mehr an den neuen Ideen. Man liest nichts mehr über seine Arbeit oder über seine Familie. Dreimal liest er das Buch „Quintessenz des Sozialismus“, bis er mit Hilfe seines Freundes „diese hohe geistige Kost“ einigermaßen versteht.

Buch um Buch verschlingt er aus der Bibliothek Nowotnys, welche unter dem Fußboden versteckt war. Bald traf er mit andern Genossen zusammen, und der Zweiundzwanzigjährige wurde „ein rasender Eiferer, wenn nicht gar ein Schwärmer“ [56]. Das nächste war, einen Verein zu gründen, was aber große Schwierigkeiten machte, da der Tscheche nicht so grundsätzlich veranlagt ist und mehr auf momentanen Gewinn als auf Theorien gibt. Der neue Verein nannte sich „Polaban“ (Die Elbtäler). Ein Gutes hatte die Vereinstätigkeit doch für Holek. Mehr denn je empfand er seine Rückständigkeit im Rechtschreiben. Er läßt sich eine Sprachlehre und ein Lesebuch kommen und lernt. Ganz am Ende der „Befreiung“ erfahren wir, daß Holek neben seiner Vereinstätigkeit und Studium her auch in der Ziegelei gearbeitet hatte gegen einen Lohn von einem Gulden zehn Kreuzer pro Schicht.

„Wandlungen und Wanderungen“, nennt sich das folgende Kapitel. Richtiger hätte die Kapitelsüberschrift umgekehrt lauten müssen. Denn die Wandlungen, sofern man seine Parteigeschäfte oder seine Studien dafür nimmt, kommen erst am Schlusse. Der Abschnitt beginnt mit einer Wanderung nach Skaska in Sachsen, wohin Holek und einige Genossen von einem Landsmanne gelockt wurden. Die Arbeit (Torf abdecken und Briketts pressen) sei eine dauernde und gut bezahlte, Logis von der Fabrik und billige Kost in der Kantine. Was sie fanden, war eine Kaserne, die eher einem Ziegenstall ähnelte, der Fußboden mit Ziegeln gepflastert, der aber von Schmutz verdeckt war. Die Strohsäcke nicht schmutzig, sondern schwarz. Die Löhne sinkend von Tag zu Tag. Sie machten sich, nachdem sie mit Drohung ihr weniges Geld erhalten hatten, bald wieder heim. Holek arbeitete dann als Bauarbeiter für einen Taglohn von neunzig Kreuzer, während seine Frau bei den Kohlenkarren an der Elbe an manchen Tagen zwei Gulden verdiente.

---

[55] S. 203. [56] S. 212.

Interessanter als sein Erwerbsleben ist es, seine parteiliche und damit parallel laufend seine geistige Entwicklung zu verfolgen. Es ist das getreue Bild des damaligen Sozialdemokraten. Und Holek war nicht bloß ein überzeugter, sondern geradezu ein fanatischer und opferfreudiger Genosse. Typisch ist auch sein Streben nach „Bildung". Eifrig, aber ungeordnet und oberflächlich. Populäre Wissenschaft, und auch die nur halb verstanden.

„Unser Partei- und Vereinsleben ging dabei seinen Gang weiter.... Unser Verein hatte nun schon über ein Jahr seiner Existenz hinter sich und freute sich des Glückes, von der Polizei nicht aufgelöst worden zu sein."[57] Holek sollte zum Stiftungsfest die Festrede halten. „Es war keine leichte Aufgabe, die Festrede zurechtzumachen und vorzutragen. Aber ich opferte gerne die freien Abendstunden, die das erforderte. Überzeugung und Liebe zu der großen Idee geboten mir so. Und auch ein bißchen Ehrgeiz erwachte in mir, denn ich strebte nach Anerkennung! So wie die Schnecke von den Sonnenstrahlen aus ihrem Gehäuse getrieben wird, so kroch auch ich unter den Strahlen der werdenden Freiheit aus meiner Nichtigkeit. Und mein Werk gelang."

Man beachte den neuen flüssigeren Stil. Noch etwas unbeholfen, aber doch stark angeregt durch die neue Aufgabe, die er sich stellt.

Er hält im Winter auch einen längeren Vortrag über „Zweck und Nutzen eines Vereins". Leider gibt er keine Einzelheiten. Er bemerkt hierbei sehr materialistisch: „Die Gehirnmuskeln, die infolge der früheren geringen geistigen Tätigkeit bald verkümmert waren, härteten sich dabei immer mehr ab, und die geistige Kost wurde von dem bisher ans Faulenzen so gewöhnten Gehirn immer leichter verdaut."[58] Der Erfolg und das Lob, das gespendet wurde, „trieb mich zu immer neuen Studien und Vortragsversuchen. ‚Arbeiter und Bildung', ‚Arbeiter und Literatur' und ähnliches wurden meine Lieblingsthemata."

Die Tschechische Literatur war an solchen Schriften arm, und so mußte er mit Hilfe des Wörterbuchs deutsche Bücher ins Tschechische übersetzen.

Zwischenhinein drängte sich das harte Leben wieder störend in seine Studien. „Die Luis keine Arbeit. Und ich nun auch nicht! Wie werden wir leben? Die Miete bezahlen? Was wird aus uns werden?"[59] Ein schneidender Gegensatz zu seinem bisherigen Schwelgen in Studien und Vortragsherrlichkeit.

Schließlich kommt die Luis in eine Glasfabrik und erhält die Familie. Er macht eine Agentur für Kautschukstempel auf. Fünfzig Prozent Verdienst, aber „ich verdiente nicht einmal so viel, daß ich mich selbst hätte ernähren können".

---

[57] S. 231. [58] S. 231. [59] S. 232.

Zu der Not kamen die nicht ganz unverdienten Vorwürfe der Frau: „Wenn du in deine sozialistische Dummheit nicht so verbissen wärest, hätten sie dich nie aus der chemischen Fabrik hinausgeschmissen!“ [60] Das trieb den an sich gutmütigen Mann in Wut, vielleicht deshalb um so mehr, als er das Berechtigte des Vorwurfes fühlte. Er vergriff sich an seiner Frau. „Und wenn mich dann das Geheul der Frauen und die Reue über alles hinaus ins Freie getrieben, war mir's oft bitterbös ums Herz.“

Er greift wieder zur Lehmhacke. Er arbeitet (scharwerkt) bei einem Neubau für einen Gulden Taglohn.

Ein Kind, das dritte, wird geboren und stirbt. „Und uns — das Herz tut weh bei solchen Gedanken — uns war das in unserer Notlage schließlich gar recht.“ [61]

Dann ging es wieder in die Glasfabrik. Er nimmt eine andere Wohnung, außerhalb der Stadt, um sich so dem Vereins- und Parteileben zu entziehen. Er läßt sich nun auch kirchlich trauen ohne „Hochzeitsschmaus und -braus“.

Seine Arbeit in der Glasfabrik läßt ihm Zeit zum Lesen, währenddem sein Schmelzer 102 Stunden in der Woche arbeitete, „er ist dabei halb verrückt geworden“.

Er lernte jetzt Deutsch lesen. Die sinnreichen Titel der Bücher: „Kraft und Stoff“, „Darwinische Theorie“ und andere trieben ihn mit aller Gewalt, die Sprache, in der sie geschrieben waren, ganz genau zu lernen [62].

Er läßt sich auch wieder einmal verleiten, im Verein Polaban zu reden. „Wieder regte sich mein Ehrgeiz“, meint er. „Dann wählte ich das Thema: ‚Die Ernährungsweise des Volkes‘, und schrieb und studierte es mir vorher gut ein.... Ich hatte meinen Vortrag mehr vom wissenschaftlichen Standpunkt aus bearbeitet. Wieviel in Fleisch, Reis und andern Nahrungsmitteln an Eiweiß, Fett usw. enthalten ist, und wie es bei denen mit ihrer körperlichen Entwickung, Gesundheit und Arbeitsfähigkeit steht, die sich nur von den billigsten Nahrungsmitteln, wie Kartoffeln oder Reis, ernähren müssen. Und selbstverständlich mußte ich zum Schluß auch auf die Ursachen der schlechten Ernährung, besonders in der Arbeiterklasse, hinweisen.“ Die Genossen drückten ihm erfreut die Hand, „denn sie sahen nun, daß ich während meines Ausbleibens nicht geschlafen hatte“ [63].

Jetzt schwamm er wieder ganz im Vereinsgetriebe. Auch dem politischen Leben „half ich ein neues Gepräge schaffen“. Er benützte den Vereinsparagraphen des österreichischen Versammlungsgesetzes, wonach Versammlungen für geladene Gäste nicht angezeigt werden müssen, und hält Vereinsversammlungen ohne polizeiliche Störung ab.

---

[60] S. 233. [61] S. 234. [62] S. 236. [63] S. 238.

Seine Frau fürchtet wieder Nachteile aus seiner Vereinstätigkeit. Ohne Erfolg, denn „die Interessen unserer gemeinsamen Sache standen mir ja mindestens so hoch wie alles übrige. Und sollte ich mich wieder Feigling heißen lassen? Nein! Das war nun schon im Jahre 1890." (Ein Beispiel, mit welchen Mitteln die Partei ihre Mitglieder bei der Stange hielt.)

Vorstandssitzungen, Vergnügungsausschuß, Parteiversammlungen, Exekutivbesprechungen (!) erforderten mehrere Abende in der Woche und auch den Sonntag. „Ein Gulden und noch mehr die Woche verklepperte sich doch dabei. Meine Frau, der das Geld zu Hause fehlte, wurde darüber unwillig, machte mir Vorwürfe, daß ich nur die Familie schädige, und auch mich selbst um meine Gesundheit brächte; daß ich das Geld unnützerweise vertäte und halbe Nächte in Gasthäusern säße." Es kam zu „regelrechtem Zank und Streit". „Ich sah wohl ein, daß sie von sich aus recht hatte, aber doch konnte ich nicht anders." [64]

Kein Roman kann mit mehr erschütternder Wahrheit diese sich tausendfach wiederholenden Familienszenen schildern, als diese einfachen Worte Holeks es tun. Wie sehr seine Frau recht hatte, bekennt er in großen Lettern, wenn er den nächsten Abschnitt überschreibt: „Allmählich bergab", dem der noch traurigere folgt: „Not, nur Not".

Wir können uns darauf beschränken, von diesen Kapiteln nur die Hauptetappen zu skizzieren, da vieles nur eine Reproduktion der uns bekannten traurigen Bilder ist.

Das erste ist, daß sein Vater, alt geworden, keine Arbeit mehr finden kann und nun zum Sohne kommt und dessen Not vermehren hilft.

Holek nimmt an einem Parteitag in Prag teil. Beim Nachhausekommen bezichtigt seine Schwester Holeks Frau der Untreue. Aber die Angeschuldigte schwört ihm, daß dies nicht wahr sei, und sie versöhnen sich wieder.

Zudem wird ihm sein bisheriges Arbeitsverhältnis gekündigt. Er ahnt richtig: „Das war die nachträgliche Frucht meiner Prager Reise." [65]

Er findet eine neue Stelle, die ihm sogar recht zusagt. Der erste Mai kommt, und Holek übernimmt die Festrede über „Wahlrecht und Achtstundentag".

Am nächsten Morgen „ging's wieder mit erfrischtem Geist in das Joch der Arbeit". Nach der Vesperpause bekommt er seinen fälligen Lohn bezahlt mit dem zweideutigen Bemerken: Es müssen 15 Mann einige Tage aussetzen. Sie können aber wieder nachfragen kommen. Er bekam sein Arbeitsbuch mit dem Vermerk: „Austritt am 2. Mai", aber

[64] S. 239. [65] S. 244.

keine Arbeit mehr. Wo er hinkommt, schreckt dieses „Kainszeichen" im Buche die Herren ab. Er bekommt alle möglichen Ämter in der Partei, aber keine Stellung und kein Geld.

Es wird das Blatt „Svornost" (Eintracht) gegründet. Er wird Redakteur, obwohl ihm ein Freund zuruft: „Holek, wie kannst du es wagen, eine Zeitung zu redigieren? Kannst du recht schreiben?" [66] Er tut es doch, will aufklärend wirken, schreibt lange Leitartikel über einzelne soziale Fragen. Dies ist den Arbeitern zu hoch und zu langweilig, und das Blatt ging bald ein.

Er übernimmt einen Laden. Steckt seiner Frau mütterliche Erbschaft mit 137 Gulden hinein. Nach einigen Wochen ist das Geschäft im Schwunge. Geschäftsreisende kommen „einer dienstfertiger und einschmeichelnder als der andere. Keiner ging fort, bis er mich in seinem Netze hatte, wie die Spinne die Fliege", gesteht Holek sehr offen seine Schwäche ein. Er wird wieder an der Treue seiner Frau irre, auch das quält ihn.

Der Bau, an dem die Arbeiter — seine Kunden — gearbeitet hatten, wird eingestellt. Die Arbeiter zerstreuen sich, und sein Laden geht ein.

Er übernimmt eine Filiale des Konsumvereins. Er gesteht selbst ein: „Von kaufmännischer Buchführung hatte ich keinen Dunst." [67] Es wird den Käufern geborgt, und kein Geld geht ein. Als er eines Abends von Warmsdorf heimkommt, wo er einen Vortrag über „Bildung und Arbeiter" gehalten hatte, war der Laden geschlossen. Konkurs.

Er urteilt jetzt selbst über die Arbeiter, für die er sich und seine Familie geopfert hatte, sehr bitter. „Die frühere Begeisterung für unsern Verein hatte nachgelassen. Bloß etwas zu lernen, sich zu bilden, das war ihnen zu langweilig und zu wenig, das brauchten sie nicht." Zu den Versammlungen kamen sie nur, um zu hören, „wie lange es noch dauern werde, bis sich ihre Lage wirklich verbessere". „Nun sah ich erst, daß es manche gab, die direkt ihre Lebensweise darnach einrichteten, je nachdem sie geborgt erhielten". Er kommt weiter zur Überzeugung, „daß noch viele Arbeiter, trotz ihres Glaubens an den Sozialismus, die alte, niedrige Gesinnung von früher hatten und noch ganz dasselbe tun würden, was die bürgerliche Klasse tut, wenn sie nur die Macht besäßen. Und daß sie als Arbeitgeber in Gemeinheit, Brutalität und Rücksichtslosigkeit vielen kapitalistischen Arbeitgebern gleichen würden." [68]

---

[66] S. 251. [67] S. 257.

[68] S. 258—259. In „Buch und Arbeiter", herausgegeben von Wilh. Scheffen (Gotha-Stuttgart 1924, Perthes), S. 57 schreibt Gertrud Gläser-Bernewitz einen Artikel: „Neues Land." Sie glaubt feststellen zu müssen, Holek schreibe mit Tendenz. Wir können dem nur insoweit zustimmen, als schließlich auch die einfachste Darstellung des Elendes die Tendenz hat, die Wahrheit aufzudecken. Aber was man gewöhnlich unter Tendenz versteht: unter allen Umständen,

Die Brutalität mußte er selbst spüren, denn nicht nur, daß der arme Mann alles verloren hatte, nein, die Genossen warfen ihm noch vor, er habe gestohlen, und schlossen ihn vom Verein aus.

Holek geht wieder zur Arbeit als Aushilfsmann beim Umschlageplatz an der Elbe von morgens sechs bis abends sechs. Am Weihnachtsabend mußten zehn Mann über vierzig Waggon Rohzucker, jeder Wagen zu hundert Sack, ausladen und ins Magazin vier Meter hoch tragen und schichten. Diese Arbeit tut er von Mitte Dezember 1894 bis Mai 1895.

Eines Tages wird er nach Hause gerufen. Seine Frau hatte eine schwere Entbindung. Zwillinge. Er sitzt am Bett der Sterbenden allein. „Nach längerer Weile hob die Luis ihre Hände und blickte mich starr an. ‚Wenzel, meine Liebe zu dir...!' stieß sie heraus. Da blieb ihr Mund offen, und die Augen fielen zu. Sie atmete nicht mehr."[69] Und nun legt er doch noch Gedanken neben der Toten nieder, die ihr gerecht werden wollen. Es liegt Poesie in der Reflexion, die nicht künstelt, sondern uns anmutet, als komme sie aus einem guten, wenn auch oft irrenden Herzen. „Ich rief sie. Keine Antwort, sie war tot. Eine lange Weile noch blickte ich ihr ins Gesicht: ich wollte das Geschehene nicht glauben. Ihre Worte gingen mir bitter nahe, sie rührten mich höchst. O hätte sie mir doch noch einmal antworten können! Hat sie noch in dieser letzten Stunde gelogen oder die Wahrheit gesagt? Diese Frage konnte nur sie mir beantworten. Aber sie war tot!

Es fiel mir die Heldin ein, wie sie einst ihre jungfräuliche Ehre geschützt, und dann erinnerte ich mich wieder an das, was mir einst meine Schwester sagte, und auch an den Krunzel. Und nun diese ihre letzten Worte. Was sollte ich glauben?

Welch rosige Hoffnungen erfüllten noch vor elf Jahren unsere Herzen! Und welche schönen Pläne von unserem zukünftigen Leben hatten wir uns damals gemacht, als wir die ländliche Einsamkeit verließen! Alles war zerflossen wie Nebel. Nicht ein einziger unserer Wünsche hatte sich erfüllt. Sie mußte mehr Schlechtes als Gutes mit mir durchmachen. Und auch das Heiligste, unsere Ehe, war in den letzten Jahren zerstört.

Wir hatten zwar die letzte Zeit nicht mehr gerauft und auch sehr selten gezankt; aber unser Eheleben war wie ein gezwungenes. Nun waren wir geschieden. Sie war erlöst von dem, was sie noch erwartet hätte, wenn sie noch weiter gelebt. Ich aber? Ich stand da mit vier Kindern, das älteste neuneinhalb, das jüngste eineinhalb Jahre alt.

---

right or wrong, seine Ansicht zur Geltung zu bringen, das tat Holek nicht, sonst würde er nicht hier und an andern Orten die Auswüchse so rücksichtslos offenbaren und sich davon distanzieren.

[69] S. 264.

So resümierte ich, während ich immer noch an dem Bette stand und ihr ins Antlitz blickte. Und dann, dann brach ich erst in bitterliches Weinen aus.“ [70]

In „Not, nur Not“, steigt das Elend so hoch, daß er eines Tages seine beiden Kinder mit sich nimmt nach dem Flusse Biela. „Die Mordmischung trug ich in der Flasche.“ [71] Unter den Bäumen setzt er sich nieder und sinnt über sein Elend nach. Da sieht er, wie das Mädchen die Flasche an den Mund setzt. Das gibt ihm die Entscheidung. Er springt auf und reißt das Gift dem Kinde aus den Händen und schleudert es in den Fluß.

Er heiratet wieder und lebt mit dieser Frau zufrieden. Sie machen ein Geschäft auf, das sich nicht rentiert, und der Mann geht wieder in die Ziegelei.

An die politische Arbeit denkt er nicht mehr. Aber seinen Büchern bleibt er treu.

Im Winter, wenn der Boden gefroren war, kehrt auch der alte Gast Not wieder bei Holeks ein. Aber der Freigeistige tröstet sich: Wenn die Not am höchsten, ist die Gotteshilfe am nächsten. Seine Frau sollte das Neugeborene einer Beamtenfamilie stillen und dafür Kost und monatlich 12 Gulden bekommen. Auch er erhält wieder Arbeit.

Seine Frau erkrankt, und der Mann heilt sie nach Bilz [72]. Er erhält eine gute Aufseherstelle in einer Ziegelei, wird aber bald wieder entlassen, weil er mit den Leuten zu gut ist. Er findet aber wieder Arbeit in der gleichen Branche, der Ziegelei. Auch seine „tapfere“ Frau konnte noch mitverdienen.

Im Oktober muß er wieder den Platz wechseln, während seine Familie in Ladowitz bleibt. Bald aber läßt er die Familie nach Türmitz nachkommen. Da starb der Direktor der Ziegelei, und Holek stand wieder vor der „fletschenden Not“.

Dann ging's wieder nach Dresden in die Glasfabrik. Aber die Arbeit bei den glühenden Schlacken und den giftigen Gasen war zu gesundheitsschädlich, und er sucht andere Arbeit, findet aber keine und kommt nach langem, ermüdendem Fußmarsche wieder heim, ohne Arbeit und ohne Geld.

„Wechselnde Schicksale“ ist das letzte Kapitel benannt. Wir finden Holek wieder beim Arbeitsuchen. „Mein Vorsatz ging schon nicht mehr höher, als irgendwo als Ziegelmacher unterzukommen.“ Bei einem Großbauern, der eine eigene Ziegelei hat, findet er Arbeit. Der Arbeitsvertrag wird nicht schriftlich, sondern mit Handschlag abgeschlossen, wobei der Alte treuherzig bemerkte: „Der liebe Gott ist Zeuge!“ [73] Seine Familie kommt nach. Für tausend Ziegel bekommt er 5 Gulden und 80 Kreuzer.

---

[70] S. 264. [71] S. 267. [72] Ein populäres Naturheilbuch. [73] S. 305.

Als die Ziegelsaison vorbei war, ging Holek in die Türmitzer Zuckerfabrik, bei einer Bezahlung von 11 Gulden pro Woche. An den Abenden las er eine Geschichte der Religionen und die sechs Bände der Weltgeschichte von Vogt. „Von sämtlichen Wissenschaften war ich für die Volkswirtschaftslehre und die Geschichte am meisten eingenommen, obwohl ich alles las, war mir zugänglich war.... Am schwersten kam mir immer Astronomie und Mathematik an.“ [74]

Auch Reden hält er wieder. „Aber sonst sah ich dem Parteileben von der Ferne aus meiner Ziegelbude am Waldrande zu und freute mich jedes Fortschrittes der Arbeiterbewegung.“

Wieder muß er in eine andere Ziegelei, wo er es weniger schön antrifft. Aber er hat Erfolg mit seiner Arbeit. Als er die Ziegelei verläßt, bekommt er noch neunzig Gulden ausbezahlt. Er tritt in eine Dampfziegelei ein. Es sind wirklich wechselnde Schicksale, die Holek durchläuft. Denn wieder wirft sich Holek in den „Parteistrom“, schreibt wieder Artikel für das Bergarbeiterblatt: „Na Zdar“. Er hält Reden. Liest unter anderem: „Die Quellen des Mehrwertes“ und „Ursprung des Christentums“. Seine sozialistische Tätigkeit bringt ihn wieder um seine Stellung.

Wieder nimmt er gegen den dringenden Rat seiner Frau den Verkäuferposten im „Konsum“ an, mit wöchentlich 12 Gulden Lohn. Unter allen möglichen Verdächtigungen seitens seiner Genossen wurde er auch hier wieder auf die Straße gesetzt.

Er findet keine Arbeit mehr. „Die Ersparnisse wurden langsam alle, und die Not zog ein.“ Er nimmt wieder eine Agentur an, macht schlechte Geschäfte, und „manchmal gingen ich und meine Frau hungrig schlafen.“ [75]

Inzwischen kam seine Frau nieder mit einem Mädchen, das aber gleich nach der Geburt starb. Um die notwendigsten Kosten zu zahlen, mußte er die Nähmaschine und einige seiner Bücher verkaufen. Er zählt die veräußerten Werke auf: 6 Bände Weltgeschichte, 3 Bände einer Welt- und Lebensanschauung, beide Werke von Vogt. Büchners sämtliche Werke, 3 Bände Lassalles Reden und Schriften, Kautskys Agrarfrage. Es mag ihn geschmerzt haben, diese Bücher, die er so hoch hielt, „wie ein Sonderling seinen Geldschatz“, wegzugeben. Es blieben ihm nur noch „Das Evangelium der Natur“, drei Jahrgänge „Zeitschwingen“ und einige Broschüren. Es fällt auf, daß sich von Klassikern, z. B. Schiller oder Goethe, keine Andeutung findet.

Da trat in der Person eines gewissen Herrn v. Greyerz, der Lehrer auf der Handelsakademie [76] in Aussig war, Hilfe in Holeks Leben. Er war der Helfer und wurde auch Holeks Freund. Trotzdem mußte sich Holek wieder nach Arbeit umsehen. Bei einer Fabrik klopfte er

[74] S. 309—310. [75] S. 323. [76] S. 324.

vergebens an. Daher übernahm er eine Vertretung für eine Buchhandlung in Sachsen. „Ich täuschte mich auch diesmal. Einmal versuchte ich, einem Bauern in Eicklitz wenigstens Platens Neue Heilmethode anzutragen. ‚Bücher brauch ich nicht, aber ein paar Zentner Dünger können Sie mir bringen', war die Antwort." In der Faschingszeit buk seine Frau Krapfen und verkaufte sie auf Tanzbällen. Kurz, es wurde alles probiert, wo ein paar Kreuzer herausschauten. Er verkauft Fahrräder, zu deren Ankauf ihm Greyerz das Geld vorgestreckt hatte. Es scheint auch nichts gewesen zu sein, denn wir finden ihn bald wieder als Taglöhner bei einem Bau. Nach 14 Tagen war es auch da fertig.

Er trieb sich einige Tage arbeitslos umher. Dann beschloß er, wieder nach Sachsen zu gehen. „Am nächsten Morgen, es war nun Frühjahr des Jahres 1904 und ich war schon 40 Jahre alt geworden", setzte er sich aufs Rad nach Dresden. Da fand er Arbeit in einer Ziegelei für drei bis vier Mark täglich. Nachdem etwas erspart und eine passende Wohnung gefunden war, kam die Frau mit den Kindern und „mit unserem bißchen Hab und Gut auf einem Leiterwagen nach Dresden nachgezogen"[77]. Mit diesem Satze schließt das Buch.

„Vom Handarbeiter zum Jugenderzieher" heißt der zweite Teil[78] von Holeks Autobiographie. Dieses Buch schließt sich so eng an den ersten Teil an, daß der Anfang lediglich eine Ergänzung des nur oberflächlich skizzierten und lückenhaften Schlusses des Lebensganges ist.

Der Wohltäter und Freund Holeks, Dr. Theodor Greyerz, hat diesem Buch ein Vorwort geschrieben: „Zur Einführung." Er zeigt darin, wie „wundersam" der Lebensgang Holeks gewesen und wie er vom Handarbeiter auf in die geistige Höhe eines Erziehers der Jugend geführt wurde. Wenn er aber Seite 1 sagt, daß in diesem Buch „nicht mehr oder doch nicht vorwiegend die Rede von den end- und hoffnungslosen Leiden und Mühen eines Proletariers" die Rede sei, so ist dies nicht richtig. Fast die Hälfte — unter 173 Seiten 80 Seiten — ist noch die alte Klage von Not und oft großer Not.

Greyerz wirft auch die Frage auf, ob Holek als Überläufer ins bürgerliche Lager und abgefallener Sozialist zu betrachten sei. Wir müssen diesen Vorwurf verneinen. Aus klaren Ausführungen Holeks, die sich schon im ersten Bande feststellen lassen, geht hervor, daß wir in ihm keinen „abgefallenen" Sozialisten, sondern einen Mann zu sehen haben, der trotz seiner Begeisterung immer mit offenen Augen die Fehler und Schwächen der sozialistischen Bewegung und

[77] S. 326.

[78] Wenzel Holek, Vom Handarbeiter zum Jugenderzieher. Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters. II. Teil. Mit Einführung herausgegeben von Dr. Theodor Greyerz. Jena 1921, Diederichs. 1. u. 2. Tausend.

ihrer Anhänger eingesehen hat und nicht zauderte, dies auch mutig einzugestehen.

Wir wissen aus dem letzten Blatt des Lebensganges, daß Holek im Frühjahr — es war genau am 4. Mai — 1904 nach Dresden radelte, um Arbeit zu suchen. Bei seiner verheirateten Schwester, die er sieben Jahre weder gesehen noch mit ihr korrespondiert hatte, hoffte er Unterkunft für die ersten Tage zu finden. Vor der Glasfabrik, in der sein Schwager arbeitete, hielt er zuerst an. Er erkannte schon von weitem die Glasarbeiter „an ihren blauen und durchnähten Arbeitskleidern, an den eingebrochenen Augen, an der verbrannten Haut auf dem Gesicht und den dürren Leibern“ [79]. Unter ihnen fand er dann auch seinen Schwager, der ein bißchen überrascht und verwundert schien. „Mensch, was bringt dich hierher?“ war die erste Begrüßung. Holek kann nicht gleich antworten. „Meine Last war zu groß, als daß ich sofort gewußt hätte, wo zunächst anfangen, um sie abzuladen; ich schwieg und zuckte mit den Achseln.“

Nicht weniger erstaunt war die Schwester, aber „es war ein fröhliches Wiedersehen“ [80]. Seine Schwester hatte Schlafburschen und Kostleute aus allen Nationalitäten. „Es machte einem Spaß, wie die Alten mit der Zeit sich eine eigene Sprache bildeten. Viele deutsche Wörter werden in die eigene Muttersprache aufgenommen, und so entsteht unter diesen Leuten eine Hantiersprache, von der unsere Philologen wohl noch nichts wissen.“ [81]

Die Aussichten auf Arbeit waren auch in Dresden sehr gering. Nach tagelangem Suchen kam er endlich in einer Ziegelei unter. „Zu welcher Arbeit ... erfuhr ich nicht, und ich fragte nicht darnach. Meine Freude war groß!“ Denn „nun konnte ich meiner Frau schreiben und ihr berichten, wie es mit mir steht“ [82]

Er hatte die gebrannten Ziegel auszukarren. Eine schwere Arbeit in heißen und staubigen Räumen. Für tausend Stück bekam er 70 Pfennig. Die Fahrstrecke betrug 50—80 Schritt. Auch hier wieder das Bild vom Trinkerelend: Zwei Kollegen, die dem Schnaps huldigen. „Sie tranken den Schnaps nicht aus kleinen Fläschchen, sondern aus Flaschen von einem halben Liter, aus Bierflaschen. Das nannten sie einen ‚halben Bogen‘. Dieses Maß brachten sie morgens gleich mit; der zweite und gar der dritte ‚Bogen‘ wurde während des Tages geholt, je nachdem, wie das Geld langte.“ [83]

Am Samstag bekam er drei Mark ausbezahlt, da der Lohn vom Samstag selber stehen blieb. Es war halb fünf Uhr, als er mit diesen drei Mark heim fuhr über das Erzgebirge. „Als ich zu Hause angekommen war, schlug es auf dem Turme zwei Uhr nach Mitternacht.“ [84]

---

[79] Holek, II. Teil, S. 1. [80] S. 2. [81] S. 3. [82] S. 7.
[83] S. 8—9. „Der Bogen“ Korn mit Rum kostete 35 Pfennige. [84] S. 9.

In seiner Wohnung antwortete eine fremde Frauenstimme. Seine Frau war umgezogen. Nun suchte er die neue Wohnung. „Es war ein fast kühles Wiedersehen, aber nicht etwa aus falscher Liebe; Kummer und Sorgen hatten unsere Herzen gelähmt." Er erfuhr auch den Grund des Umzuges. Der Hauswirt hatte die Familie ausgewiesen, weil sie die Miete schuldig geblieben war.

Als er seiner Frau sagte, daß er endlich Arbeit gefunden und er alles daran setzte, damit es einmal anders werde bei ihnen, „da seufzte sie tief und sagte: ‚Ich habe immer zu Gott gebetet, daß er uns von der Qual erlöse, daß er dich stärke, alles zu überstehen, und dich nicht in Versuchung fallen lasse, dein Leben anzutasten. Was wären wir ohne dich?'"

„Ihre Worte gingen mir sehr nahe. In ihnen lag Liebe und Hoffnung. Ich fühlte die Wärme ihrer tiefen Überzeugung, die Kraft zum Leben — und doch wollte der Zweifel, ob diese Kraft göttlichen Ursprungs sei, in mir sich nicht lösen. Nur eine stille Bewunderung meiner Frau und Ehrfurcht zu ihr blieb in meinem Gemüt und zwang mich in einsamen Stunden zum Nachdenken."

„War das die Kraft eines mechanischen Lebens, wie die Naturwissenschaften es mich lehrten? Nein! Das mußte doch etwas Höheres sein und aus höheren Quellen stammen."[85] Es ist eine überraschende Offenbarung, die wir hier bei Holek finden, um so überraschender, als hier ein ungeheucheltes Geständnis spricht.

Wieder half der bekannte Wohltäter, Herr Greyerz, aus in der größten Not. Holek reflektiert über diese Karitas: „Seine wohlwollende Menschenliebe beschäftigte mich, wenn ich mit mir allein war. War ich doch bisher gewöhnt, einen jeden, der aus bürgerlichen Kreisen zu kommen schien, als meinen Gegner und Feind, als den Helfer des Kapitalismus und Mitunterdrücker der Arbeiter zu betrachten. Nun eröffnete sich mir, daß ich doch nicht recht hatte, wenn ich sie alle in einen Topf warf, sie verachtete. Jetzt sah ich erst ein, daß es auch unter ihnen Ausnahmen gebe."[86]

Am selben Sonntagnachmittag gegen drei Uhr geht er wieder nach Dresden zurück. Es war ihm zu Mute, als ob er neue Kraft in seinen Gliedern spürte. Um Pfingsten kam er wieder heim mit 21 Mark. „Welche Freude!"

„Am ersten Pfingstfeiertag, die Nacht gewacht und kaum zwei Stunden geschlafen, um rechtzeitig fortzukommen, der Tag noch grau, fuhr ich schon hinter Dresden. Die Sonne ging auf und übergoß mit ihren goldenen Strahlen die duftende Pflanzenwelt und erhöhte so die Pracht der Natur. Die Lerchen schwebten singend unterm blauen Himmel und machten dazu ein Konzert. Dann ertönten die Kirchen-

---

[85] S. 10. [86] S. 11.

glocken aus allen Himmelsrichtungen; es war vier Uhr, ich befand mich hinter Niedersedlitz, als ich vom Rade herunterstieg; ich mußte halten, das war ja ein herrlicher, göttlicher Augenblick! Frage mich niemand, welche Gefühle alles das in mir weckte! Gehet hinaus und laßt's in einem solchen Augenblick auf euch einwirken, und ihr werdet es empfinden!“ [87]

Frau und Kinder kamen ihm entgegen. Zufrieden geht er Montag früh fünf Uhr wieder zurück. Mit der Arbeit geht's voran, und sein Entschluß, seine Familie nachkommen zu lassen, stand fest. Er sparte bis zur Selbstaufopferung. „Für 10 Pfennig Wurst mußte reichen zum Frühstück und Vesper. Das Mittagessen bekam ich von meiner Schwester, die rücksichtsvoll wenig dafür verlangte. Die Ausgaben fürs Bier wurden möglichst eingeschränkt.“ [88]

Am 1. September war der Umzug. Seine Frau schickte sich schnell in die neuen Verhältnisse und fand sich auch mit dem Geld schnell zurecht. Ein Versuch in Meißen, in einem Steinbruchbetrieb bessere Lohnverhältnisse zu finden, schlug fehl, und er kehrte wieder nach Hause zurück, wo er in einer Ziegelei als Lehmfahrer wieder Arbeit fand, mit 25 Pfennig Lohn für tausend Ziegel.

Hier wieder häufige Diskussionen mit den Mitarbeitern über politische Fragen. Nur drei Arbeiter waren organisiert. Die andern hielten sich zwar auch für Sozialdemokraten, weil sie die „Dresdener Arbeiterzeitung“ lasen, aber „die Kenntnisse des theoretisch-wissenschaftlichen Sozialismus mit seinem Programm und der geschichtlichen Entwicklung mangelte ihnen ganz. Das Nächstliegende und Greifbarste schien ihnen die Verkürzung der Arbeitszeit und die Lohnerhöhung. In politischer Hinsicht gipfelte ihre radikale Forderung darin, alles mit einem Schlage gleichzumachen. So wie es bisher ging in der Gewerkschaft und im Reichstage, schien ihnen krebsartig.“ [89]

Holek erklärt sich diesen Radikalismus sehr vernünftig dahin: „Daß sie zu solchen Auffassungen geneigt waren, ist aus ihrer Lage heraus ganz selbstverständlich. Diejenigen Arbeiterkategorien, welche unter dem schwersten wirtschaftlichen Drucke zu leiden haben, sind in ihrer Gesinnung die radikalsten, in ihren Wünschen maßlos und in der Sehnsucht, mit den Besitzenden aufzuräumen, groß.“ [90]

Im August sollte der Betrieb geschlossen werden. Aber zum Abschied wurde noch ein „Ziegelstreicherball“ gegeben, zu dem die Direktion 50 Mark stiftete. Es erschienen sämtliche Ziegelarbeiter und -arbeiterinnen. „Das älteste Mitglied des Komitees eröffnete den Ball mit einem großen Nordhäuser (ein Schnaps). Der Kellner schaute ihn, als er ihn verlangte, recht verdächtig an, holte ihn aber dann doch herauf; aber es war eben ein Ziegelstreicherball.“ [91]

---

[87] S. 13. [88] S. 19. [89] S. 30. [90] S. 31. [91] S. 32.

In der Zwischenzeit hatten sie eine andere Wohnung suchen müssen, da der neue Wirt „sein Haus vor Kindern verschont wissen wollte. Wer viele Kinder hatte, dem wurde gekündigt.... Gott sei Dank, daß nicht alle Wirte so denken, sonst müßten die auf fremde Wohnung angewiesenen armen Leute schon deswegen die Geburtsziffer künstlich einschränken.“ [92]

Seine Frau hatte schon vorher in einer Glasfabrik gearbeitet und brachte nun auch ihren Mann darin unter, gegen einen Wochenverdienst von 14 Mark 10 Pfennig. Bald mußte seine Frau zu Hause bleiben, da sie ihrer Niederkunft entgegensah. Er bat deshalb den Inspektor, ihm einen besseren Posten zu geben. Er wurde als Kohlenschieber angestellt, d. h. er mußte in einem „Blechhunde“ Kohlen in den Gasofen schütten und hatte ferner bei zwei Öfen die Asche unter den Feuerrosten herauszuschaufeln. Gearbeitet wurde Tag und Nacht. Eine Woche hatte er Tag- und die andere Nachtschicht. Dafür bekam er 2 Mark 50 Pfennig mehr Taglohn und außerdem Prämien, zusammen 5 Mark mehr. Die ausströmenden Gase machte die an sich schon aufreibende Arbeit noch äußerst gesundheitsschädlich.

Auch hier beobachtet er seine Mitarbeiter sehr genau und sucht sich in ihre Lage hineinzudenken und so ihre Irrtümer zu verstehen. Ein Beispiel. In den kurzen Pausen traten die Arbeiter zu einem Gespräche zusammen. „Für die Alten waren das die erbaulichsten Augenblicke. Einer log mehr als der andere, jeder wollte als der größere Held gelten; deshalb zogen sie, miteinander konkurrierend, alle Register ihrer Beredsamkeit. Mich überkam jedesmal ein Mitleidsgefühl mit den mir geistig arm vorkommenden Geschöpfen. Ich verstand sie wohl; es war auch in ihnen der Trieb vorhanden, etwas zu sein und zu heißen, und das taten sie bei ihrer Nichtigkeit in ihrer Weise.“ [93]

Seine Frau kam mit einem Mädchen nieder. Die Not war wieder groß. Seine Bitte um eine besser bezahlte Stelle wurde nicht berücksichtigt. Da nahmen die „geistlichen Schwestern in der Spielschule der Albertstiftung das kleine Mädchen — die andern nichtschulpflichtigen Kinder waren schon lange drin — auch noch zu sich.“ Das Neugeborene starb aber bald.

Die Frau suchte wieder Arbeit. Auch Holek meldete sich in der Glasfabrik ab, da die Arbeit seiner Gesundheit zu sehr schadete. Beide finden dann Arbeit in einer Kammfabrik, als Kammschleifer. Es waren ungefähr sechzig Menschen in der Fabrik beschäftigt.

„Worauf die erwachsenen Arbeiter besonders achteten, war das, daß jeder neue Ankömmling einer Organisation angehörte. Die Oberhand hatten hier die Mitglieder der ‚deutschen‘ Gewerkschaften. Der ‚Hirsch-Duncker‘ stand allein da. Von der Fabrikleitung angenom-

---

[92] S. 33. [93] S. 40—41.

men zu sein, war für den Neuling noch die Hauptsache; aber die Arbeiter hatten für ihn eine größere Macht in Händen. Verstand er von der Arbeit nichts, so hing doch nur von ihnen ab, was sie ihm zeigten, wie sie ihn berieten und wie er in der Arbeit überhaupt vorwärts kam. Nur ein begriffsstutziger Mensch hätte nicht sofort gemerkt, welche Macht dadurch über ihm schwebte. Er füllte bereitwilligst den Aufnahmeschein in die Gewerkschaft aus, falls er noch nicht drin war, um sich so die Solidarität der Kollegen zu sichern....“

„Was die Arbeiter so zu handeln veranlaßte, war nicht etwa die niedrige Gesinnung, der blöde Egoismus jener Ofenarbeiter, dem Neuling unter allen Umständen die Arbeit zu verekeln, ihn aus dem Betriebe hinauszubugsieren; sondern ein auf das Solidaritätsgefühl bauender Selbstschutz....“

„Die meisten von ihnen lasen die ‚Dresdner Arbeiterzeitung‘, und von den Frauen wurden die ‚Dresdner Neuesten Nachrichten‘ gelesen. Welche Zeitung der oder jener las, ließ sich ganz gut kontrollieren während der Eßpausen; in welche Zeitung er sein Brot eingepackt brachte, die las er auch und hatte sie abonniert. (!) Die Partei- und Gewerkschaftsliteratur: ‚Die Neue Zeit‘, ‚Sozialistische Monatshefte‘, die neuesten Auffassungen der Parteiführer über Generalstreik, die theoretischen grundsätzlichen Auseinandersetzungen zwischen der revisionistischen und radikalen Richtung wären ihnen gänzlich unbekannte Dinge geblieben, wenn sie davon in den Versammlungen nicht gehört hätten.“ [94]

„So stand es bei ihnen auch mit der andern Literatur. Nicht einen Mann fand ich unter ihnen, der bestrebt gewesen wäre, durch das Lesen von Büchern sein Wissen zu heben oder Geisteskultur zu treiben. Ihr einziges Streben bestand darin, alle Arbeiter für die Gewerkschaft zu gewinnen, wodurch sie ihre materielle Lage zu verbessern hofften; darum drehte sich ihr ganzes Denken und Handeln. Sonst klaffte zwischen ihnen und der Geisteskultur ein tiefer Abgrund.“ [95]

Schon in der Zeit, wo Holek in dem Betriebe antrat, merkte er, daß unter den Arbeitern eine besondere Bewegung zu beobachten war. Die Aufträge hatten sich gehäuft, und die Arbeiter glaubten den Augenblick gekommen, mehr Lohn fordern zu können. Versammlungen wurden abgehalten, Beschwerden vorgebracht und diskutiert. „Da schlugen die Wogen der Reden stets hoch.“ Der Sektionsleiter war tüchtig auf seinem Platze. Aber auch Holek griff gewöhnlich in die Debatte ein. Sein Verhalten ist besonders für die Beantwortung der Frage, ob er der Arbeiterbewegung abtrünnig wurde, sehr aufschlußreich. Er erklärt in der vorliegenden Spannung zwischen Direk-

[94] S. 46—47. [95] S. 47.

tion und Arbeitern seine Ansicht. „Mein Standpunkt war, daß man sein Recht aufs äußerste wahren, dabei aber auch den im Betriebe übernommenen Pflichten nachkommen solle; daß im umgekehrten Falle der Arbeiter im Nachteil bleiben werde, weil er sich von dem Arbeitgeber den Vorwurf, er sei ein unehrlicher Mensch, gefallen lassen müsse und sich so selbst entwaffne.“ [96] Bei dieser Stellung wird ihm von manchen Kollegen entgegengehalten, er zeige „eine übermäßige Rücksichtnahme gegenüber der Betriebsleitung“. Trotzdem wurde er in den Arbeiterausschuß gewählt, der mit der Leitung zu verhandeln hatte. Der Direktor war sehr höflich und zeigte aus Geschäftsbüchern und Bestellbriefen, mit wie wenig Gewinn der Betrieb arbeite. „Wahrhaftig, wir standen verlegen vor ihm und fragten uns: war das Wahrheit oder nur die Absicht, uns einzuschüchtern? Dann kam das Peinlichste. Er klagte über die Liederlichkeit mancher Arbeiter und ihre Verlogenheit, ein Tadel, den er sofort mit einigen schlecht ausgeführten Gegenständen zu beweisen suchte.“ [97] Die Arbeitervertretung wendete ein, daß sie für diese Arbeiter nicht verantwortlich seien. Mit Organisierten wäre das nicht vorgekommen. Das gab der Direktor zu, „fügte aber hinzu, daß dies erzogene, gebildete und gewerkschaftlich zielbewußte Arbeiter voraussetzte, und das wären unsere Arbeiter nicht.“ „Seine Worte wirkten auf uns mit voller Wucht; er hatte ja recht....“ Schließlich gab der Direktor sein Ehrenwort, nach Möglichkeit aufzubessern und grundlos schlechte Behandlung durch die Vorgesetzten nicht zu dulden. „Wir gaben ihm auch unser Ehrenwort, unsern ganzen Einfluß walten zu lassen, daß keine Mißstände mehr vorkämen.“ Aber der gute Wille des Direktors wurde durch die Besitzer der Fabrik durchkreuzt, die sogar die Löhne noch herabsetzen wollten. Wieder Versammlungen und Reden. „Dieser Druck erzeugte in uns Gegendruck.“ Die Situation wurde noch verschärft durch Einstellung eines mißliebigen, „duckmäuserigen“ Meisters, den die Arbeiter nur den Judas hießen. „Die Wogen der Streikstimmung schlugen immer höher. Aber nach vielen Für und Wider gelang es dem Vertreter des Holzarbeiterverbandes, den Streik zu verhüten.“

Holek zieht aus seinen Erfahrungen in dieser Sache die Schlußsumme: „Als Mitglied des Arbeiterausschusses oder als Vertrauensmann zu wirken ist wahrhaftig ein undankbares Geschäft.“ [98]

Der Konkurs der Firma machte Schluß mit dem Streit, aber auch mit dem Verdienst.

Das nun folgende Kapitel trägt den bösen Titel: „In der Reservearmee der Arbeitslosen.“ Wochenlang ist er ohne Arbeit und Verdienst. Endlich findet er wieder in der Ziegelei Arbeit. „Wenn die

---

[96] S. 48. [97] S. 49—50. [98] S. 50—55.

Not am größten, ist eine Ziegelei oder Glashütte am nächsten", parodierte er mit Galgenhumor. In einer Ziegelei im Plauenschen Grunde kommt er „in den Ringofen". Für das Auskarren von 1000 Ziegeln erhielt er 50 Pfennig Lohn.

Eine Verletzung am Knie machte ihn vier Wochen lang arbeitsunfähig. Dann findet er wieder eine Stellung „auf dem Tiefbau". Da liest er in der „Dresdner Volkszeitung" Inserate von Kammfabriken in Berlin, welche Arbeiter zu hohen Löhnen suchten, doppelt so hoch als die Dresdener Kammfabriken. Zwei seiner Kollegen hatten große Lust, „hinzumachen". Er selbst traute der Sache nicht ganz. Schließlich ließ er sich doch überreden und reiste mit. Die Enttäuschung war eine gründliche. Ihr Schleifrad mußten sie sich selbst „aus den Lumpen bauen". Jeden Tag bekamen sie andere Sorten von Kämmen zum Schleifen und mußten deshalb immer wieder die Maschine neu richten, so daß sie im Tage kaum über zwei Mark bekamen. Der Schluß war, daß Holek seinen Anzug versetzen mußte, um nur wieder nach Hause zu kommen.

Er fand dann Arbeit bei dem Schleusenbau in Radebeul, bei 30 Pfennig Stundenlohn. Er blieb dort nicht lange, sondern ging in die neu errichtete Kammfabrik nach Niedersedlitz. Aber der Direktor „wollte in dem Betriebe eine stramme Disziplin einführen". Bald hatte auch Holek einen Streit, bei dem er im Rechte war. Er ließ sich seinen Lohn auszahlen und ging weg.

Dann arbeitet er wieder bei dem Kanalbau in Mickten. Hier macht er unliebsame Erfahrungen mit Organisierten. Er hatte sich noch nicht recht „zu der Arbeit gestellt, da schnauzte mich schon einer an: ‚Bist denn du auch organisiert?' Ich wollte mich verstellen und wollte zunächst von dem Manne die Frage beantwortet wissen, welchen Zweck denn der Verband eigentlich habe, da schnauzte schon ein anderer: ‚Du siehst so dumm aus wie ein Hirsch-Dunckerscher!'" Nun setzt Holek den beiden in nachdrücklicher Weise auseinander, daß sie auf diese Art niemand überzeugen könnten, sondern im Gegenteil nur Abscheu erregten[99].

Der Frost setzte auch dieser Arbeit ein Ende. Ein Glück, daß seine Frau und sein Sohn verdienten.

Über die Weihnachtszeit diente er einige Tage bei der Post als „Kaiserlicher Postdiener". Die Anstellung endete aber schon wieder am 2. Januar.

Wieder ging er auf die Arbeitsuche. Dabei beobachtet er in einer „Schnapsbuttike" den Abschaum der verkommensten betrunkenen Männer und Frauen und ausgeschämteste Liederlichkeit.

Wieder war die Glashütte seine Rettung. Er wurde auf dem Hofe

---

[99] S. 71.

beschäftigt bei 25 Pfennig Stundenlohn, später am Ofen — Schlacken und Asche abführen mit Sonntagsarbeit — mit 2 Mark 50 Pfennig pro Tag plus einer wöchentlichen Prämie von 2 Mark 50 Pfennig. Die Arbeit „war leidlich". Seine Mitarbeiter waren wenig achtbare Leute. „Alberne Eitelkeit, Neid und Haß waren der herrschende Geist... Die Frechsten und Rücksichtslosesten blieben natürlich die Sieger über jene, die sich ihrer nicht zu erwehren wußten.... Man muß solchen Menschen geistig und nicht bloß in der Roheit überlegen sein.... Die Leitung erachtet es nicht als Aufgabe, erzieherisch auf die Menschen einzuwirken...." [100] Er spinnt diese Betrachtungen ruhig und vernünftig weiter. „Mag sein, daß man in solchen Betrieben auch ungerechterweise zu leiden hat. Dann ist es aber doch besser, auf seine Würde etwas zu halten, sich bei dem Arbeitgeber Achtung zu verschaffen, als durch derartige Verfehlungen seinem Groll Luft zu machen." [101]

Die Fabrikdirektion war aber doch nicht so übel, denn auf eine einfache schriftliche Darlegung, daß der Lohn im Hinblick auf die schwere Arbeit zu nieder sei, bekamen sie ohne weiteres Lohnzulage. Holek stellte sich so auf 23 Mark 50 Pfennig, eine Bezahlung, „mit der man so leidlich auskommen konnte" [102].

Die Überschrift des nächsten Kapitels ist wie ein Wegweiser aufwärts und ist sehr geschickt gewählt in ihrer Fassung: „Fronarbeiter und Schriftsteller." Hier beginnt endlich wahr zu werden, was Greyerz bezeichnet als: „Aufstieg von lähmender Fronarbeit zu freier, Seele und Geist gewidmeter Arbeit" [103], das Ziel, welches Holek sein ganzes Leben dunkel ahnte und erstrebte.

In der Tat steht Greyerz als guter Mentor am Anfange dieser zweiten Periode. Er war nach Dresden gekommen als Hauslehrer [104] und konnte jetzt unmittelbar auf die geistige Entwicklung Holeks einwirken. „Dabei haben wir beide viel gewonnen. Er lernte das Arbeiterleben gründlich kennen und ich: auch andere Menschen achten, d. h. ich lernte den Weg kennen, auf dem die Pflege des menschlichen Denkens, Handelns und Fühlens möglich ist. Ich sah nun immer mehr ein, daß bloß das Menschliche und nicht die Parteiprogramme (!) das Wesentliche im Handeln von Mensch zu Mensch ist. Ich muß gestehen, daß dabei mein Zukunftsideal nicht im geringsten verblaßte, nur meine Denkart änderte sich." [105]

Greyerz belehrt ihn und leitet seine Lektüre. Unter anderem bringt er ihm Fischers „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen". Dies war

---

[100] S. 78. [101] S. 79. [102] S. 80.

[103] II. Teil, „Zur Einführung" S. II.

[104] Greyerz wurde später Professor an der Kantonsschule in Frauenfeld (Thurgau).

[105] Holek, II. Teil, S. 83.

der Augenblick, in dem der Entschluß zum Niederschreiben seines eigenen Lebensganges in ihm reifte. Zuerst allerdings sank er wieder in Mutlosigkeit wegen seiner mangelnden deutschen Sprachkenntnisse. Aber der Freund ließ nicht nach. Er fing also an „und schrieb fast jeden Tag drei Viertel oder den ganzen Bogen Konzeptpapier einseitig....[106] Meine Frau, die die Rechtschreibung besser kannte, half mir, indem sie das Manuskript durchsah und, wo es nötig war, ausbesserte."[107] Zuerst wollte er nur die Jugendgeschichte schreiben. Wir haben hier die Erklärung, warum diese, insbesondere die Schulzeit, einen so breiten Raum im „Lebensgang" einnimmt. Im Februar 1908 war — neben seiner Arbeit als Karrenschieber her — das Manuskript fertiggestellt worden, oder wie der Schriftsteller sich ausdrückte: „ward ich endlich mit der Schreiberei fertig. Die Geschichte machte ungefähr bis zum 22. Lebensjahr 360 Viertelbogen Seiten aus."[108]

Nun kam die Frage nach dem Verleger. Abgewiesen von einem Verlag[109], wandte er sich an Paul Göhre, der sich bereit erklärt, die Arbeit zu übernehmen. Er reduziert das Manuskript auf 200 Seiten und gibt im Reduzieren „dem Ganzen eine andere Form". Göhre ist willens, die Arbeit verlegen zu lassen, nur müsse dieselbe weitergeführt werden, „weil die Leser das Recht hätten, auch den weiteren Lebensgang zu erfahren". Das wollte Holek nicht. Grund: „denn ich hätte von dem Parteileben, in dem ich ziemlich alt geworden bin, schreiben müssen, das wollte ich aber nicht"[110]. Holek hat hier wahrscheinlich seine wenig erfreulichen Erfahrungen im Parteileben im Auge. „Aber Göhre ließ nicht nach, bis ich nachgab und weiterschrieb." „Mitte Dezember seufzte ich endlich auf; ich war fertig, hatte 600 Seiten zusammengebracht.... Die frohe Botschaft, daß das Manuskript schon beim Verleger sei, hatte ich schon in der Tasche, und nun kam noch die Nachricht von ihm, daß das Buch wohl schon Ende Februar (1909) erscheinen dürfe."[111] Es wurde aber Mai, bis seine Erwartungen sich erfüllten.

---

[106] Heinrich Holek schreibt, sein Vater habe das Buch im Jahre 1906 begonnen (Dr. Charlot Straßer, Arbeiterdichtung [Zürich 1930, Volkshaus-Verlag VPOD] S. 52).

[107] Holek, II. Teil, S. 82. [108] S. 86.

[109] Heinrich Holek bringt in seinem „Unterwegs" S. 278 folgende Darstellung: „Und wenige Tage vor meiner Walz nach Dresden erhielt ich vom Vater die Mitteilung, daß er das Manuskript fertiggestellt habe. Nun hatte er den Wunsch, daß seine Arbeit auch veröffentlicht werde. Ich gab sie Dr. Diederich zur Durchsicht. Im darauffolgenden Jahre ist dann Vaters Arbeit durch die Vermittlung des Dr. Diederich, der das Manuskript dem ehemaligen Pastor Göhre in Jena geschickt hatte, im Verlage von Eugen Diederich als Buch erschienen." Die Angaben des älteren Holek sind aber so bestimmt und lückenlos, daß wir den Irrtum eher bei Heinrich Holek vermuten dürfen.

[110] Holek, II. Teil, S. 86. [111] S. 87.

Greyerz wendet sich in der „Einführung“ Seite VI „gegen einen etwaigen Verdacht, der Text des ersten Bandes sei in der Hauptsache Göhres Arbeit gewesen; Holek habe nur mehr den Stoff geliefert....“ Das Gegenteil sei wahr. Der Text, selbst dessen Stil sei durchaus Holeks geistiges Eigentum. Greyerz bringt eine Erklärung Göhres, daß nur die Kürzungen und grammatische Zurechtstellung des Textes seine Arbeit gewesen seien.

Wir dürfen dem in der Hauptsache glauben, denn der Stil zeigt manchenorts charakteristische Unbeholfenheit und Ausdrücke, die tschechischen Sprachgeist verraten. Inhalt und Form in weitgehendem Maße sind Holeks geistiges Eigentum. Es tut ihm aber keinen Abbruch, wenn wir annehmen, daß in der Grammatik manches auf Göhres Rechnung zu setzen ist.

Göhre warnte ihn, keine zu großen Hoffnungen auf klingenden Lohn zu setzen. Doch „das hätte er nicht nötig gehabt; soviel hatte ich schon erfahren, daß es den meisten Schriftstellern miserabel geht.... Die Hauptsache, an der mir zunächst lag, war die, daß ein Dokument des Arbeiterlebens in die Welt komme.“ [112]

Nun kehrt er wieder in der Erzählung ohne weiteres auf seinen Arbeitsplatz zurück. Auch hier muß er über den unmäßigen Schnapskonsum eifern. Ein Kohlenschieber, der in der Woche für 6—7 Mark Schnaps trinkt, ist ihm ein Gegenstand des Bedauerns, aber auch der Verachtung. „Aber dergleichen Schnapstrinker gab es da noch mehrere.“ [113]

„Inzwischen erhielt, was ich doch nicht verschweigen will, unsere Familie wieder Zuwachs. Ein hübscher Junge wurde uns geboren, den wir Theodor taufen ließen.“ (Ohne Zweifel dem Wohltäter Theodor Greyerz zu Ehren.) „Er ist das Nesthäkchen geblieben.“

Für sein Buch erhielt Holek 200 Mark Vorschuß. „Ich hätte am liebsten, als die zwei Hundertmarkscheine mit der Post kamen, den einen einrahmen lassen.“ [114] Er hatte aber das Geld für anderes nötiger. Seine Frau war an Rheumatismus krank geworden, und die Krankheit zog sich hin.

Er macht Studien an dem Arzte, der seine Frau besucht und sich dabei mit seiner Betrunkenheit vor dem Examen brüstet. „Kein Stand hat so an Achtung verloren wie der Ärztestand, namentlich jene Ärzte, die die Mitglieder der Betriebskrankenkassen behandeln.... Kein Arbeiter glaubt, daß ein Krankenkassenarzt ihm helfen könne.... Der Arzt ist in seinen Augen nichts als ein Kontrollbeamter, ohne den es eben keine Krankenunterstützung gibt. In der Sprechstunde ist der Ton oft derselbe wie in der Fabrik, die Behandlung kurz und unleutselig.“ [115]

---

[112] S. 87. [113] S. 88. [114] S. 89. [115] S. 90.

Endlich kommt der Tag, wo auch in den äußerlichen Verhältnissen ein „Aufstieg" kommt. Das Buch hatte Holeks Namen bekannt gemacht. „Ein humaner Herr" hat ihn für eine Stellung in den „Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst", und zwar unter den Tischlern, vorgeschlagen, und er wurde angenommen.

Die Organisierten benahmen sich sehr gehässig gegen ihn und zeigten ihm offen ihre Abneigung. Diese Kollegen und ihr Benehmen geben ihm erneut Gelegenheit, in einem sehr flüssig geschriebenen Kapitel: „Arbeitergespräche", seine Ansichten über Organisation und Arbeiter darzulegen. Wir geben als Beispiel für Inhalt und äußere Form hier einen Beleg: „Aber so sehr sie sich dem höheren Leben anzupassen, die ästhetischen Lebensformen nachzuahmen versuchten, das Mißtrauen und der Haß gegen die bürgerliche Welt glühte in ihren Herzen fort. In den niederen Arbeiterkategorien geht das Mißtrauen mit dem Haß Hand in Hand; in den oberen Kategorien, die der bürgerlichen Welt schon näher stehen, lebt noch das Mißtrauen, das nur zu oft seine Berechtigung hat. Wer jahrelang unter dem Gefühl arbeiten muß, daß immerwährend um seine Haut spekuliert wird, in dem entwickelt sich das Mißtrauen, so daß er es nicht mehr los wird; es wird Charakter daraus, den man bei den Ungebildeten Klassenbewußtsein heißt. Das Mißtrauen, nicht der Verstand, ist dann der günstigste Boden für die politische Agitation, die die Massen zu isolieren sucht."

„Den Bürgerlichen darf man nie trauen, die ziehen alle an einem Stricke gegen die Arbeiter", heißt es da.

„Das Mißtrauen und nicht selten auch der Haß liegen im Gemüte des Arbeiters wie ein Protoplasma, das ihm eingibt, sich abzusondern und alles, auch das Gutgemeinte, abzulehnen, wenn die Bürgerlichen wagen, es irgendwo anzubieten. Das ist der rote Faden, den man immer wieder beobachten kann, wie er sich von den untersten bis zu den Elite-Kategorien durch die Seelen zieht."[116]

Die geistige Armut unter vielen Arbeitern, verbunden mit dem ungesunden Streben nach Wissenschaft, zeigt er ebenfalls sehr anschaulich an den Bücherkäufen der Arbeiter. Wie z. B. ein Kollege die „Welträtsel" kauft, mit Mühe durchliest, und wie das, was er gelesen, „ihm wie ein Mühlenrad im Kopfe herumgeht". Dann „lieh ich ihm (dem Mitarbeiter) mein Buch ‚Vom Bazillus zum Affenmenschen' von Bölsche. Das freute ihn, das verstand er."[117] Man sieht hier des Lehrers wie des Schülers Überheblichkeit und Mangel im Denken, aber auch den Anteil, den die „populäre" Wissenschaft an der Irreführung der Arbeiter und des Volkes hat.

Holek macht sich nun auch an die Lektüre von Nietzsche und

[116] S. 100. [117] S. 103.

Kant. Mit dem geht es ihm aber wie dem oben genannten Arbeiter mit Haeckels „Welträtseln". Er liest auch „Die Geschichte des Materialismus" von Albert Lange und lobt die Einführung, weil man fast mit allen Philosophen aus der altgriechischen Zeit bis in die Gegenwart bekannt wurde.

Den Aufruhr, den die neue geistige Kost in seinem Kopfe entfachte, beschreibt er sehr richtig. „In der ersten Zeit verlor ich durch das philosophische Studium meine innere Ruhe. Mir, der ich bisher unten im Tale in dem schlammigen Leben hatte herumkriechen müssen, schien das Leben doch anders, als die Philosophen es oft ansahen. Und doch vermochte ich mich wieder nicht des Gefühls der Bewunderung zu erwehren, die die schöpferische geistige Kraft mancher dieser Männer mir einflößte. Die Phantasie flammte empor, als wollte sie die Männer auf ihrer geistigen Höhe erreichen oder sie gar überholen, so kindlich war sie manchmal. Oft spielte in die Gefühle noch die Empörung über die bitteren Lebenserfahrungen mit hinein." [119]

Später zog er nun in die neu gegründete Gartenstadt Hellerau, wo eine Filiale der Werkstätten gegründet worden war und wo er sich ein Häuschen mit Garten mietete für jährlich 220 Mark.

Für den Winter tat sich — die leitenden Personen rührten sich nicht — Holek mit sieben andern Arbeitern zusammen zu einem Ausschuß für wissenschaftliche Vorträge. Gleich fragten die andern Arbeiter, ob denn die Vorträge auch in sozialdemokratischem Sinne gehalten würden, und erhielten die treffende Abfertigung: „Mensch, hast du schon sozialdemokratische oder nationale Atome und Moleküle gesehen?" Die ganze Szene ist typisch in Frage und Antwort.

Die „obere Schicht" hatte eine Abneigung gegen die Arbeitergründung und tat sich zu einem „Kulturklub" zusammen. Es ist hübsch zu lesen, wie Aktion und Gegenaktion sich abspielen.

Eine Reise nach der Schweiz — von Schweizer Freunden ihm ermöglicht — war ein geistiger Hochgenuß für Holek [120].

Eine Schenkung machte ihm das Studium für die Dauer von neun Monaten möglich. Er fängt zuerst wieder an, in der deutschen Sprachlehre zu „exerzieren". Ein Dr. Wagner gibt dem 47jährigen Schüler — der übrigens sehr eifrig ist — täglich deutsche Sprachstunden.

Eine ganz besondere Ehrung bedeutet es für Holek, als er die Einladung erhält, auf der Tagung der „Evangelisch-Sozialen Vereinigung" einen Vortrag zu halten über die geistige Lage der Arbeiter. Auch vor der Leipziger Studentenschaft muß er reden.

Ein Pastor Liebster führte ihn eines Tages in die Lokalitäten des Volksheims an der Kirchstraße, dem ein Leiter fehlte. Liebster bietet Holek den Posten an. Holek nahm an. Das Volksheim sollte eine der

---

[119] S. 114. [120] S. 136.

modernen Anstalten werden, wo „Menschen verschiedenen Standes sich gesellig vereinigen, damit sie sich gegenseitig näher kennen lernen und zu freier und gerechter Würdigung ihrer verschiedenen Bedürfnisse und Grundsätze gelangen. Außerdem waren Vorträge aus allen Wissensgebieten vorgesehen, die von Fachleuten gehalten werden sollten“.[121]

Endlich kommt das Kapitel, das die Endstation der Leiden und Strebungen ankündigt: „Jugendhelfer im Dienste des Staates.“ Holek erhielt einen Ruf, in Thekla, einem Vorort Dresdens, die Leitung des „von dem evangelischem Pfarrer“ gegründeten Jugendvereins zu übernehmen. Er hatte freie Hand, „nach seiner Methode und nach seinen Grundsätzen zu arbeiten.“[122]

Wir gehen auf die weitläufigen Kämpfe, die er anfangs mit dem konkurrierenden Turnverein zu bestehen hatte, nicht ein, sondern begnügen uns zu sagen, daß es ihm gelang, die Schwierigkeiten zu überwinden und die Mitglieder des Turnvereins zum größten Teile zu sich herüberzuziehen.

An Anerkennung, auch staatlicherseits, fehlte es nicht. Er wurde nach Berlin berufen, um in der Sozialen Arbeitsgemeinschaft mitzuwirken. Nach langem innerem Kampfe nahm er an. Dieses Institut war eine Gründung von Lic. Siegmund Schultze, wodurch junge Studenten und sonstige Gebildete vorbereitet und in die Kreise der Ärmsten und der in die Tiefe des materiellen und moralischen Elendes Gesunkenen eingeführt werden sollten, um da belehrend zu wirken, sie zu fördern und hochzuziehen.

Mit innerer Zufriedenheit schließt der vielumhergeworfene, durch Leiden und harte Arbeit gewanderte Mann sein Buch mit den erlösenden Worten: „Zu diesen Pionieren zu gehören, wurde endlich auch mir beschieden.“[123]

Auf William Bromme folgt zeitlich Wenzel Holeks „Lebensgang eines Handarbeiters“. Das Lebensschicksal beider ist äußerlich insofern ähnlich, als es beiden Männern vergönnt ist, aus der Sphäre des Handarbeiters sich in eine höhere Stufe emporzuarbeiten. Der Bedeutendere von beiden ist unstreitig Wenzel Holek.

Der äußere Lebensgang Holeks ist schwerer und drückender als der Brommes und auch als der Fischers. Dem äußern Druck der Verhältnisse stemmt sich in Holek das geistige Streben nach Bildung und Wissen mit stärkerem Druck entgegen und bringt den ersehnten Erfolg.

Inhaltlich ist der Lebensgang Holeks reicher und fesselnder als der Brommes. Menschen und Verhältnisse sind ihm aber nicht nur äußere Erscheinungen, sondern sie geben ihm auch Fragen auf, die er mehr

---

[121] S. 145. [122] S. 149. [123] S. 173.

oder weniger richtig beantwortet. Der Ernst und das Streben, tiefer in die Materie einzudringen, nicht haften zu bleiben an der Oberfläche, bringt ihn auch zu einem besonderen Verhältnis zur Sozialdemokratie. Begeisterung und, was vor allem gilt, Opfergeist beseelen ihn in viel höherem Grade als die meisten seiner Parteigenossen, die ihn später einen Abtrünnigen schimpften. Aber ein starker Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit und der Mut, auch die andere Seite einer Frage unabhängig von Parteidogmen zu betrachten, brachten ihn in einen gewissen Gegensatz zur offiziellen Sozialdemokratie. Über dem Parteileben steht ihm die innere Freiheit des Arbeiters. „Recht beansprucht er, Gewalt lehnt er ab.“ [124] Diese Selbständigkeit gibt ihm eine Ausnahmestellung unter den sozialdemokratischen Schriftstellern der Anfangszeit.

Sein Bildungsgang ist charakteristisch. Wahllos und ziellos liest er alles, was er bekommen kann. Geschichte und Nationalökonomie sind seine Lieblingsfächer. Astronomie, Welträtsel, Nietzsche und Kant werden gelesen, aber nur halb verstanden.

Poesie scheint ihn weniger angezogen zu haben. Goethe und Schiller werden, wie wir schon oben sagten, von ihm nie erwähnt. Wir dürfen ihm dieses nicht als Schuld anrechnen, da ihm nicht nur die Anleitung zur methodischen Behandlung der Fragen fehlte, sondern auch die Zeit und die nötige Sorgenfreiheit, um Ordnung in seine Gedankenwelt zu bringen. Die Religion beschäftigt ihn immer wieder, und trotz gelegentlicher verächtlicher Anwürfe gegen die bestehenden Konfessionen sucht er sich eine Art Religion zu bilden. Aber auch das bleibt Stückwerk.

Die Schilderung seiner äußern und innern Kämpfe und Entwicklungen, besonders auch die Wandlungen seiner Ansichten über die Sozialdemokratie machen das Buch von Wenzel Holek zu einem sehr wertvollen Bestandteile der Arbeiterliteratur [125].

Was die formelle Seite des Buches angeht, so müssen wir uns immer vor Augen halten, daß die Muttersprache Holeks das Tschechische war. Um so höher ist es ihm daher anzurechnen, daß er die deutsche Sprache so geschickt und geschmeidig zu handhaben gelernt hat. Sein Fleiß und seine Energie in diesem Punkte ist aller Achtung wert. Auch in dieser Beziehung ist er ein wirkungsvolles Gegenstück zu Fischer. Dort das wuchtige Bibeldeutsch, untermischt mit der derben, aber treffenden Sprache des Volkes, hier das trotz gelegentlicher Unbeholfenheit und Unfreiheit nach Verfeinerung suchende, mit Hilfe von Grammatik und Lehrbüchern kultivierte

[124] Literarischer Handweiser 1929, Heft 8, Sp. 566.

[125] Dr. C. Straßer (Arbeiterdichtung S. 48) nennt Wenzel Holek den „Bedeutendsten unter den Arbeiterautobiographen.

Schriftdeutsch des emporstrebenden Arbeiters. Tschechismen geben der Sprache Holeks manchmal den eigenartigen Reiz des Fremdländischen.

Die Fortsetzung zum Lebensgang hat Holek im Jahre 1921 folgen lassen in dem Buche „Vom Handarbeiter zum Jugenderzieher". Das Buch zerfällt, wie wir bereits gesehen haben, in zwei völlig ungleichartige Teile. Die erste Hälfte führt sein Arbeiterleben in Ziegelei, Glasfabrik und als Gelegenheitsarbeiter fort. Das zweite behandelt seine Tätigkeit in verschiedenen sozialpädagogischen Instituten.

Die erste Hälfte des Buches fesselt unser Interesse noch in gleichem Maße wie der Lebensgang, während die zweite Hälfte literarisch abfällt. Die Schilderung seines Aufstieges hat wenig mehr von der Kraft und Bewegung wie sein Arbeiterschicksal. Es ist dies sehr begreiflich. Dort haben wir den Kämpfer und Dulder, was einerseits unser menschliches Mitgefühl stark beschäftigt, anderseits auch den Erzähler mehr in innerer Bewegung und Leidenschaft erhält, also starke Gefühlsmomente hervorruft. Sein Amt als Erzieher brachte ihm auch Kämpfe und Widerstände gegen feindliche Gegenströmungen. Aber hier ist es der Kampf um Prinzipien und Meinungen, was keine so tiefgreifende Teilnahme in uns auswirken kann wie jenes Ringen in leiblicher und geistiger Not.

HEINRICH HOLEK

Der älteste Sohn von Wenzel Holek, Heinrich, ließ sich durch Freunde bewegen, sein Leben ebenfalls zu schreiben, weil es „interessant sein würde, wenn der Selbstbiographie des Vaters die des Sohnes folgen würde"[1]. So entstand sein Buch „Unterwegs"[2].

Dieses nicht häufige Zusammentreffen ist auch der einzige Grund, warum wir das Buch hier erwähnen. Weder sein Inhalt noch die Form machen die Autobiographie Heinrich Holeks zu einer bemerkenswerten Lektüre, geschweige denn zu einem nennenswerten Bestandstück der Arbeiterliteratur.

Weit über die Hälfte ist ein Nebenläufer des Lebensganges des Vaters Holek, welch letzterem nur da und dort Zutaten und Erklärungen beigefügt werden.

Als Geschmacklosigkeit empfindet man es, wenn der Sohn noch einmal den Verdacht der Untreue gegen die tote Mutter abhandelt[3], nachdem der Vater bereits davon berichtete. Diesem kann es zugute gehalten werden, weil es seinem Leben eine tiefe Wunde schlug. Der

[1] Heinrich Holek, Unterwegs, Vorwort.
[2] Heinrich Holek, Unterwegs. Eine Selbstbiographie. Wien 1927, Bugra G.m.b.H.
[3] H. Holek a. a. O. S. 76 ff.

Sohn hat keine Entschuldigung. War es vielleicht ein schwer faßbares Suchen nach Sensation, mit der er das Buch ausstatten wollte? Die halbe Verteidigung der Toten ändert an diesem Urteil über seine Handlungsweise nichts. Auch wie er über die Stiefmutter spricht, ist in sich widersprechend und nicht nach jedermanns Geschmack. Auch einige Szenen grobsinnlicher Art hätten fehlen dürfen in einem Buche, das seinen Kindern gewidmet wurde. Es hätte ihm dies um so leichter sein müssen, als er nach seiner eigenen Behauptung „an dem Breittreten solcher Dinge keinen Gefallen fand“[4].

Der Sohn Holeks hatte natürlich die Not und das Wanderleben des Vaters zu teilen, und als er zu Jahren kam, mußte auch er mit zur Arbeit. Nur eines hatte er vor dem Vater voraus, was diesem trotz heißen Verlangens nicht vergönnt war, er konnte sieben und ein halbes Jahr die Schule besuchen, wenn auch mit öfterem Wechsel von Schulen und Lehrern, wie es das unstete Leben des Vaters bedingte.

Als die Schulzeit zu Ende war, kam Holek in die Glasfabrik. Wir kennen diese Arbeit aus dem Buche des Vaters. Empörend ist der Mißbrauch der Stellung, den die Meister und Arbeiter den in den Glasfabriken beschäftigten Mädchen gegenüber ausübten.

Auch der junge Holek zeigt den Bildungsdrang des Vaters. Nur ist er anmaßender und unreif in seinen Urteilen. Er „verschlingt“ den ganzen Heine. „Seine geistvolle Art faszinierte mich geradezu. Nachts träumte ich sogar von den Dichtern, und im Geiste glossierte ich die Dinge und Ereignisse um mich herum in seiner Art.“[5]

Dann kam Goethe an die Reihe. „Mit ihm erging es mir so ähnlich wie mit Heine. Besonders als ich seinen ‚Faust‘ las. Manche Stellen trafen mich wie eine Offenbarung. ‚Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind‘ las ich da, und ein freudiger Schreck fuhr mir durch die Glieder. Himmel! Was ich da schwarz auf weiß las, so klipp und klar, das war ja das, was ich dunkel und unbestimmt schon lange gefühlt hatte, was in mir rumorte, ohne daß ich es in Worte fassen konnte. Und wenn ich es auch gekonnt hätte, ich hätte es nicht gewagt, es zu tun! Und hier sprach es ein großer Dichter, der sogar ein Staatsminister gewesen ist, (!) mit packender Wucht.“[6]

Nachdem er noch Schiller verschlungen hatte, bricht er in den Vorwurf aus: „Und das alles hatte man uns Kindern des Volkes unterschlagen!“[7]

Sehr bezeichnend ist auch das Folgende: Zur Zeit, da er Schiller las, besuchte er einen Vortrag im „Verein jugendlicher Arbeiter“, welcher das Thema zu behandeln hatte: Schiller als Dichter der Freiheit. Der Vortragende brachte unter anderem die These: Schiller würde, wenn er heute lebte, bei all seiner freiheitlichen Gesinnung doch kein

---

[4] Ebd. S. 186. [5] S. 202. [6] S. 203. [7] S. 204.

Sozialdemokrat geworden sein (!), was aus seiner Dichtung „Die Glocke" hervorgehe, in welcher er das Leben der bürgerlichen Familie preist.

Holek meldet sich zum Wort und meint: „Was Schiller betreffe, so wäre er, falls er noch leben würde, gewiß auch Sozialdemokrat, der den Nationalismus ablehnen würde. Ich verweise auf das ‚Lied an die Freude', wo es heißt: ‚Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt!' (!) Und noch mehr: Schiller hat auch geschrieben: ‚Zu welcher Religion bekennst du dich! Zu keiner der bestehenden. Warum? Aus Religion!' Darum halte ich die Ausführungen, soweit sie sich auf Schillers Einstellung zu den Sozialdemokraten bezogen haben, nicht für richtig."

„Dann setzte ich mich. An den Gesichtern meiner Vereinskollegen merkte ich die Genugtuung, daß es einer der Ihrigen gewagt hatte, dem Vortragenden entgegenzutreten."[8]

Ein Schulbeispiel, wohin der Intellektualismus führte, den man in der sozialdemokratischen Propaganda der unerfahrenen Jugend vorhielt. Die Frucht war jene Überheblichkeit, die über alles, was nicht in das Parteidogma paßte, den Stab brach, und eine Gedankenlosigkeit und Oberflächlichkeit gefährlicher Art.

Durch die Vermittlung des Dr. Greyerz, den wir schon von Wenzel Holek her kennen, kam Heinrich aus dem Fabrikleben in die gesündere Atmosphäre auf einem Gutshof in Haubinda. Mit dem Gut war eine Erziehungsanstalt für Knaben verbunden, welche Dr. Lietz als Reformschule gegründet hatte und leitete. Unterricht und handwerkliche oder landwirtschaftliche Arbeit sollten Geist und Körper zugleich bilden. Die Schule hatte 120 Schüler.

Holek war als Kutscher angestellt und hatte die zahlreichen Gäste oder Sendungen vom Bahnhof abzuholen oder hinzubefördern.

Die Sonderbarkeit und Abnormität des Wesens Holeks erhellt ein Vorfall, der den neurasthenischen Zustand seines Nervensystems deutlich offenbart. „Es war im Sommer des Jahres 1906. Ich fegte, weil es Samstag war, den Hof. Im ‚Dreieck', einem idyllischen Winkel, von welchem man weithin in das Tal sieht, saßen die Schüler beim Unterricht, der an schönen Tagen im Freien abgehalten wurde. Während ich in ihrer Nähe den Boden kehrte, hörte ich den Vortrag des Lehrers. Eine Weile lauschte ich, auf den Besenstiel gestützt, dem Unterricht zu. Geschichtsstunde! Ich hörte Namen und Begebenheiten, von denen ich noch nie etwas vernommen hatte. Wenn du so mit bei der Schülerschar sein könntest, dachte ich und mußte den Hof kehren. Ich war ja doch nur der Knecht. Wie gerne hätte ich gelernt, studiert. Aber das war unmöglich. Warum? ... Eine

[8] S. 205.

Bitterkeit überkam mich. Ich wandte mich meiner Arbeit zu, um auf andere Gedanken zu kommen. Vergeblich! Die Bitterkeit wurde nur noch größer. Ich übersah meine Vergangenheit und erwog, was mir die Zukunft wohl bringen wird. ‚Hatte das Leben noch einen Sinn? War es nicht klüger, es zu beenden?' Ja! Ich ging in den Stall, nahm einen Strick, machte eine Schlinge und befestigte ihn an dem großen hölzernen Nagel, an dem das Pferdekummet aufgehängt wurde. Dann stieg ich auf eine kleinere leere Kiste, legte mir die Schlinge um den Hals und stieß die Kiste mit den Füßen fort. Ein Ruck und... War das der Tod? Ein wollüstiges Gefühl empfand ich, und mir war, als schlüge jemand eine weiche, dicke Decke um mich." [10]

Ein Kuhfütterer schneidet ihn ab. „Scham, Verzweiflung und Zorn erfüllten mich. Warum lebe ich noch? Warum war nicht alles schon zu Ende, vorbei?! Ein Ekel stieg in mir auf, Ekel vor dem Leben und vor mir selber." [11] „Es war eine recht wunderliche Stimmung, aus der ich mich nach einigen Wochen herausfand." [12] —

Von einer zweideutigen Stellung bei der Mutter eines Schülers, die ihn mit Aussicht auf guten Lohn und leichte Arbeit von Haubinda zu sich gelockt hatte, kam er zu einem Bauern und dann wieder nach Hause.

Aus der öffentlichen Bibliothek von Dresden-Plauen liest er Bücher in bunter Reihenfolge. Auch schreibt er Artikel für die „Sächsische Arbeiterzeitung". Nachher war er als Möbelpacker beschäftigt, und zwar in der Fabrik in Hellerau, wo sein Vater auch arbeitete.

Da winkt ihm endlich das Glück. Die Redakteurstelle beim Aussiger „Volksrecht", einer sozialdemokratischen Zeitung, wird ihm angeboten, und er nimmt an.

Schon nach wenigen Wochen brach der Krieg aus, und im November 1916 wurde die Zeitung aufgehoben, und Holek selbst kam ins Gefängnis. Die Ursache war ein Artikel über die Regierungszeit des kurz vorher gestorbenen Franz Josef I. Nach drei Wochen wurde er wieder in Freiheit gesetzt. Das Buch schließt mit dem schwülstigen Erguß: „Wozu und warum kreist unser Erdenball gleich den vielen Tausenden von Himmelskörpern durch das endlose Weltall um die Sonnen? Und: woher ist das alles? Warum leben und mühen wir uns auf dieser Erde, und welchen Sinn hat unser Leben? Aber ihnen folgen auch Augenblicke tiefer und wahrer Andacht, die mich über den Alltag erheben und mich das Ewige, Unbegreifliche ahnen lassen, Augenblicke, in welchen ich mich aufs innigste verbunden fühle mit der Erde und der Unendlichkeit. Solche weihevolle Stunden söhnen mich mit meinem Schicksal aus und verleihen mir neue Kraft, des alltäglichen Lebens Mühen und Widerwärtigkeiten leichter zu er-

[10] S. 260. [11] S. 261. [12] S. 261.

tragen und meine Pflicht im Dienste der Idee zu erfüllen, für die mein Vater gekämpft und auch gelitten hat. Ich folgte seinem Beispiel. Mögen es auch meine Kinder dereinst tun und als meine Nachkommen ihre Pflicht als aufrechte Menschen und klassenbewußte Proletarier erfüllen!“ [13]

Heinrich Holeks Buch hat nicht entfernt den literarischen Wert, wie ihn der Lebensgang des Vaters besitzt. In erster Linie fehlt ihm die Ursprünglichkeit. Man hat das Gefühl des Gekünstelten, Unoriginellen. Trotz einer gewissen Gewandtheit im Stil fehlt die innere Kraft, die der Vater Holek zeigt. Auch die geistige Verarbeitung der Gedanken vermißt man. Eine große Überheblichkeit ist an die Stelle des verantwortlichen Ernstes getreten und eine Selbstgefälligkeit, die manchmal komisch wirkt.

ADELHEID POPP

In der Reihenfolge unserer Besprechungen kommt an dieser Stelle auch eine Frau zu Wort, eine Arbeiterin, eine Sozialdemokratin, Adelheid Popp, deren „Jugendgeschichte einer Arbeiterin“ [1] zeitlich ihren Platz hier beansprucht.

Eine Kindheit „ohne Sonne, nichts vom behaglichen Heim, wo mütterliche Liebe und Sorgfalt meine Kindheit geleitet hätte“ — mit diesen Worten muß auch Adelheid Popp ihre Biographie einleiten. Ein sehr trübes Bild, wenn der jähzornige Vater die Mutter schlägt, daß diese fliehen muß und die Kinder einige Tage „allein mit dem grollenden Vater waren, dem man sich nicht nähern durfte“ [2].

Der Vater stirbt an Krebs, und bald erkrankt auch der Bruder und verfällt einem „jammervollen Siechtum“, und „kein Verdienst im Hause“ [3].

Der zweitjüngste Sohn war noch in der Lehre. Adelheid lernte das Knopfannähen und verdient damit 27 Kreuzer in der Woche.

In der Nähe ihres Heimatdorfes wohnt eine Herzogin, an die Adelheid ein Bittgesuch richten muß. Sie wurde eingeladen, aufs Schloß zu kommen. Ein Kammerdiener geleitete sie zur Herzogin. Dabei passierte es dem Kind, daß es durch die Scheiben einer Türe ein Mädchen erblickte, das genau so aussah und so gekleidet war wie es selbst. Auch trug es Holzpantoffeln wie Adelheid. Mutter und Tochter zerbrechen sich nachher den Kopf, wer das gewesen sein könne: „Da wir keine Ahnung von Spiegeltüren hatten, denn in einer

[13] S. 298.

[1] Adelheid Popp, Jugendgeschichte einer Arbeiterin. Mit einführenden Worten von August Bebel. Lebensschicksale Bd. 1. München 1930, Verlag Ernst Reinhardt. 4. Aufl. (16.—18. Tausend.)

[2] Popp a. a. O. S. 1. [3] Ebd. S. 5.

solchen hatte ich mein Ebenbild gesehen, so standen wir vor einem Rätsel.“[4] Die Herzogin schickt einen Arzt und Geld. Auch beschenkt sie die kleine Bittstellerin mit Büchern.

Verleumdungen neidischer Nachbarn entfremdeten die Herzogin der armen Familie, und die Hilfe fiel weg.

Der kranke Bruder starb, und die Mutter siedelte in die Stadt über. Adelheid häkelt Tücher in einer Werkstatt, wo sie 20—25 Kreuzer im Tage verdient.

Mit zwölf Jahren lernt Adelheid das Posamentiergewerbe. Zwölf Stunden im Tage mußte sie aus Perlen und Seide Aufputz für Damenkonfektion herstellen. „Unaufhörlich, ohne sich auch nur eine Minute Ruhe zu gönnen, mußte man arbeiten.... Mit welchem Verlangen sah ich immer nach der Uhr, wenn mich die zerstochenen Finger schon schmerzten und wenn ich mich am ganzen Körper ermüdet fühlte.“[5] Daheim wurde das Kind zu allen möglichen Hausarbeiten herangezogen.

Adelheid las gerne und wußte den Inhalt des Gelesenen gut wiederzugeben.

Die Überanstrengungen brachten das Kind so herunter, daß sich häufige Ohnmachten einstellten. „Ich fürchtete mich, einen Schritt allein vor die Türe zu machen, immer und immer hatte ich das Gefühl, wieder bewußtlos zu werden. Sterben zu können, war mein sehnsüchtigster Wunsch.“[6]

In einer Metalldruckerei und nachher in einer Patronenfabrik hielt sie es wegen ihres Leidens nicht lange aus. Sie kam zur Beobachtung in eine psychiatrische Klinik, wo sich das Leiden besserte.

Als sie wieder zu arbeiten versuchte, kehrte aber die Krankheit wieder, und eines Tages wurde ihr mitgeteilt, daß für sie keine Aussicht auf Gesundung sei, daher müsse sie in eine andere Anstalt. Es war dies das Armenhaus. „Ich war genau vierzehn Jahre und vier Monate alt. Ich war mir der Tragweite dieser Sache nicht bewußt, ich weinte nur, weinte unaufhörlich über die Umgebung, in die ich nun gekommen war. In einem großen Saal, wo Bett an Bett sich reihte und meist alte, gebrechliche Frauen waren, wurde auch mir Bett und Schrank angewiesen. Die alten Frauen husteten und hatten Erstickungsanfälle, manche waren sehr aufgeregt und redeten so sonderbar und wunderlich. Bei Nacht konnte ich nicht schlafen, weil ich mich schrecklich fürchtete; die alten Frauen waren auch unruhig und blieben nicht immer in ihren Betten. Auch das Essen war lange nicht so gut wie im Krankenhause; dann hatte ich nichts zu tun, keine Handarbeit, kein Buch, niemand kümmerte sich um mich. In dem großen Garten suchte ich die einsamsten Wege auf, um weinen

---

[4] S. 8. [5] S. 15. [6] S. 21.

zu können. Am fünften Tage wurde ich in die Verwaltungskanzlei beschieden, wo ich gefragt wurde, ob ich denn niemand habe, der für mich sorgen würde, denn hier könnte ich nicht bleiben, wenn mich niemand übernehmen würde, müßte ich in meine Heimatgemeinde gebracht werden....

Ich kannte meine ‚Heimatgemeinde' nicht, ich war nie dort gewesen und verstand die Sprache nicht, die dort gesprochen wurde. Mir war ganz entsetzlich zu Mute, und der Wunsch, doch sterben zu können, kam wieder über mich. Ich stammelte, daß ich doch eine Mutter habe, die arbeite, und daß ich selber seit meinem zehnten Jahre immer gearbeitet habe. Ich erhielt eine Karte, auf der ich schreiben mußte, meine Mutter möge mich schleunigst holen, da ich sonst nach Böhmen gebracht würde. Am nächsten Tag ging ich mit meiner armen Mutter, der nichts Schweres erspart geblieben war, nach Hause."[7]

„Nun war ich wieder daheim und sollte das Weißnähen lernen." Auch in dieser Lehrstelle wurde sie zu allem ausgenutzt, lernte aber wenig. Der Winter war kalt, und sie mußte sich nach Arbeit umsehen, konnte aber keine finden. Auf der Straße fand sie einen Geldbeutel mit 12 Gulden, und da sie nichts wußte von einer Verpflichtung, es an die Polizei abzuliefern, ist sie sehr glücklich über den Fund.

Um das Glück voll zu machen, bekam sie auch Arbeit in einer Glas- und Schmiergelpapierfabrik. Hier machte sie ihre erste Erfahrung mit einem Vorgesetzten, der unter dem Deckmantel des Wohltäters sein unlauteres Ziel zu erreichen suchte. Das Mädchen wird trotz ihres Widerstrebens von der Mutter gedrängt, wieder in die Fabrik zu gehen. Sie geht aber nicht, sondern sucht nach einer neuen Stellung. Sie irrt den ganzen Tag in der Stadt umher, um Arbeit zu finden. Vergeblich. Zwei weitere Tage vergingen in gleicher Weise.

„Da kam mir noch ein Gedanke. Ich hatte eine Tante, die bei einer Gräfin bedienstet war; diese Tante war für uns der Inbegriff aller Vornehmheit, ihre Stelle bei der gräflichen Dame verschaffte ihr diesen Nimbus.... Sie galt als sehr fromm, und die Ordenskirche, in die sie immer ging, erhielt von ihr viele Spenden. Von ihr erhoffte ich jetzt Hilfe. Ich traf sie nicht zu Hause, sie war in der Kirche. Ich suchte sie dort, sie war schon fort. Ich kniete nieder beim Altar und betete unter Weinen und Schluchzen, Gott und die Heiligen mögen das Herz meiner Tante für mich günstig stimmen. Wenn ich jetzt bedenke: Kaum 2 Gulden hätte ich gebraucht, und all mein Kummer und meine Herzensnot wären vorüber gewesen.... Auch als schlecht bezahlte Arbeiterin habe ich manchen Stundenlohn an fremde

[7] S. 24—25.

weinende Kinder verschenkt, die mir auf der Straße ihre Not erzählt haben...."

„Ich habe kein Mitleid gefunden. Meine fromme Tante, die ich endlich doch angetroffen habe, bewirtete mich zwar mit Kaffee und Kuchen; als ich endlich wagte, meine Bitte auszusprechen, blieb sie hart und unerbittlich. Sie ermahnte mich, jetzt bestimmt nach Hause zu gehen, es sei ja Weihnachtsabend, da werde man mich schon erwarten. Ich bat und weinte, es rührte sie nicht, mit frommen Sprüchen versagte sie mir jede Hilfe...."

„Auf keinen Fall wollte ich nach Hause gehen. Was sollte ich denn sagen? Ich fürchtete und schämte mich. Mein Gebaren der letzten Tage erschien mir jetzt als großes Unrecht. Ich stellte mir das Entsetzen meiner Mutter vor, meiner armen, geplagten Mutter, die mit jedem Kreuzer rechnen mußte und die auf mich so große Hoffnungen setzte.... Meine Reue und meine Angst wurden immer größer. Hätte ich mich doch überwunden und wäre ich in der Fabrik geblieben, sagte ich mir. Jetzt kam mir selber alles wie Übertreibung vor, meine Angst vor dem Reisenden, meine Scham vor den Arbeiterinnen und die Besorgnis um meine Anständigkeit. Nunmehr fühlte ich nur, wie schön es wäre, wenn ich mit meinem Arbeitslohn nach Hause gehen könnte. Ich schlug den Weg zur Donau ein und hatte die Vorstellung, daß es leichter sein müsse, in das Wasser zu springen, als mit meiner Schuld heim zu gehen." [8]

Sie wird wieder von einem Wüstling unter der Maske des Menschenfreundes angesprochen und stürzt erschreckt nach Hause. —

Endlich findet sie Arbeit in einer Fabrik, „die im besten Rufe stand" [9]. 300 Arbeiterinnen und 50 Arbeiter waren angestellt. Sie erhielt 4 Gulden Wochenlohn für den Anfang. „So gut war ich noch nie bezahlt worden." [10] Später erhielt sie 6 Gulden.

Trotz der verhältnismäßig guten Bezahlung konnten sich „nur jene Mädchen besser ernähren, die an ihrer Familie eine Stütze hatten" [11].

Adelheid Popp nimmt ihre Kolleginnen gegen den Vorwurf des Leichtsinns in Schutz. Wir glauben aber, daß noch kein vernünftiger Mensch den Mädchen ihre Freuden, wie die Verfasserin sie aufzählt, zum Verbrechen angerechnet hat. Ebensowenig wird der Opfermut dieser Arbeiterinnen von irgend jemand in Zweifel gezogen werden. Im Gegenteil ist jedem, der mit Karitas je zu tun hatte, bekannt, daß arme Fabrikmädchen mehr Verständnis für fremde Not aufbringen als manche Komiteedame.

Auch hier begegnen wir wieder der großen Schande so vieler Fabriken; der Wüstling als Vorgesetzter, der das Mädchen zuerst moralisch vernichtet und dann, wenn er des Opfers überdrüssig ist, es

---

[8] S. 34—36. [9] S. 37. [10] S. 38. [11] S. 40.

um seine Stellung bringt. „Plötzlich änderte er sein Verhalten. Sie konnte nichts mehr recht machen, sie avancierte nicht und bekam nicht mehr Lohn, dafür erhielt sie Verweise. Es wurde ihr mit Entlassung gedroht, und so ein armes Mädchen war dann wie eine Gehetzte, bis sie es nicht mehr ertragen konnte und selber ging.“ [12] Ihre letzte Zuflucht ist dann vielfach die Prostitution.

Daß eigene Not und Vorgänge, wie die eben erwähnten, der Massensuggestion, als habe der Fabrikarbeiter allein die Not des Lebens zu tragen und als sei er das Opfer der Ausbeutung allein, gewaltig Vorschub leisten, sehen wir an einem Beispiel bei Adelheid Popp. Sie glaubt noch nicht Sozialdemokratin zu sein, sie meint noch religiös zu sein, und doch läßt sie sich schon von den in der Agitation geläufigen Phrasen hinreißen. „‚Ein guter Herr‘, das war die allgemeine Meinung über meinen ‚Brotgeber‘. Wie gewinnbringend die Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft ist, kann man aber gerade an diesem Fabrikanten sehen; er, der wirklich den Arbeitern mehr gönnte als die meisten andern Unternehmer, er, der den Arbeitern und Arbeiterinnen, wenn sie krank waren, durch viele Wochen den Lohn fortbezahlte, der bei einem Todesfall ansehnliche Beträge an die Hinterbliebenen schenkte und der auch sonst nie eine Bitte abschlug, wenn sich jemand in der Not an ihn wendete, er war dennoch reich geworden durch die produktive Arbeit der in seiner Fabrik arbeitenden Männer und Frauen.“ [13]

Sie überlegt nicht, welche Arbeit der Arbeitgeber an sein Werk gewendet, nicht das Risiko, das auf ihm liegt, sie weiß nicht, ob der Gewinn überhaupt so hoch ist, wie sie annimmt, die marxistische Theorie von dem Mißbrauch der produktiven Arbeit der Männer und Frauen wird auch gegen den geschleudert, der gut ist.

Sie weiß nicht, daß auch in den beneideten Klassen Not herrscht, verborgen, aber drückender, daß dort auch Kraft und Leben geopfert werden für das Wohl der Allgemeinheit, daß man dort keine Rechenexempel anstellt über klingenden Wert menschlicher Arbeitskraft.

Hier schon ist Adelheid Popp Sozialdemokratin in ihrer Gesinnung, obwohl sie es nicht wahr haben will. In ihrer Lektüre zeigt sie einen gewissen Geschmack. Lenau, Chamisso, Wieland, für dessen „Oberon“ sie schwärmt, Goethe, von dessen Werken sie „Iphigenie“ und die „Natürliche Tochter“ am häufigsten liest.

Was von ihrer sozialdemokratischen Gesinnung gilt, das trifft auch ihre religiöse Einstellung. Sie gibt noch vor, Katholikin zu sein. Der Ton, in dem sie von der Wallfahrt erzählt (Seite 46 u. 49), zeigt jedoch deutlich, daß ihr Glaubensleben auf sehr schwachem Grunde steht. Wir bestreiten ihr dabei nicht, daß vieles ihr Fühlen und Denken

[12] S. 41. [13] S. 43.

abstoßen mußte, aber weil ihre Religion wohl nie in die Tiefe ging, ging sie ihr auch so leicht und ohne Kampf verloren.

In der Tat beginnt jetzt auch ihr äußeres Übergehen ins sozialdemokratische Lager. Bald ist sie „begeistert". Sie liest mit ihren Brüdern und deren Freunden die sozialistische Literatur und kauft sich täglich das Parteiblatt. Als sie zum ersten Male den Verkaufsraum des sozialdemokratischen Blattes betrat, war ihr zu Mute, als betrete sie ein Heiligtum. Höher kann man wohl die Begeisterung nicht mehr treiben. Auch „von allen religiösen Vorstellungen war sie frei geworden".

Sie agitiert unter den Arbeiterinnen und besucht auch die Parteiversammlungen, wo sie den mächtigen Drang fühlt, selbst aufzutreten und für ihr Geschlecht zu reden.

Bald wurde auch dieser Wunsch erfüllt, und Adelheid Popp hielt ihre erste öffentliche Rede, welche mit „grenzenlosem Jubel" aufgenommen wurde.

Die einzelnen Phasen ihrer Entwicklung und ihrer Tätigkeit zu berichten, würde zu weit führen. Sie tritt aus der Fabrik mit glänzendem Zeugnis aus und ist von nun an in der sozialdemokratischen Agitation unter den Frauen tätig.

Schließlich heiratete sie einen Parteigenossen. Häusliches Unglück mußte sie bald verkosten, als ihr Mann erkrankte und das Krankenlager nicht mehr verließ.

August Bebel hat zu dem Buch ein Vorwort geschrieben, dessen Lob in den Worten gipfelt: „Die Bande der Kirche, in die sie in der Kindheit geschlagen war, zerreißt sie und wird Freidenkerin, die von monarchischer Ehrfurcht Erfüllte wird Republikanerin, und des Lebens harte Not und Erfahrungen machen sie zur begeisterten Sozialistin und zur Vorkämpferin für die Befreiung des gesamten Proletariats." [14]

Wenn wir darin weniger eine „Befreiung aus eigener Kraft" zu sehen vermögen, wie es Bebel tat, so ist an unserem Zweifel die Verfasserin selbst schuld. Wir finden in dem Buche weder in ihrer Loslösung vom Staat noch von der Kirche einen Kampf, sondern ein Ablegen von etwas, das nur gewohnheitsmäßig mitgetragen wurde, ohne jemals seelisches Eigentum gewesen zu sein. In manchem können wir der klar sehenden Frau zustimmen. Für unser Urteil verfiel aber Adelheid Popp sehr rasch der Massensuggestion, als sei der Arbeiter allein der unschuldige Träger aller leiblichen und geistigen Not auf Erden, von welchem Elend ihn allein die Sozialdemokratie befreien könnte. Die Zeit hat ihr nicht recht gegeben.

Das lebhaft und flüssig geschriebene Buch bringt manches Interessante. Daß es die Gedanken und nicht zuletzt die Gefühle einer Frau zu Tage bringt, gibt ihm einen besondern Reiz.

[14] S. IV, Vorwort.

OTTO KRILLE

Wir begegnen in Krille einem Autobiographen, der zugleich als Dichter bekannt ist. Allerdings sagt Julius Bab in seinem Buch „Arbeiterdichtung“ [1] von Krilles Gedichten, sie seien vielfach „Nachahmungen berühmter älterer Gedichte“, und Hans Mühle sagt im „Proletarischen Schicksal“ [2] von seinen dichterischen Werken, daß in Krille „eine so starke Empfänglichkeit für das dichterische Erbgut“ lebe, „daß er sich nie ... zu einer ganz unabhängigen Eigenmelodie hindurchringen konnte“.

Aber in seiner Prosa gab uns Krille ein Werk, das nach seiner sprachlichen Seite zum Besten gehört, was die Arbeiterliteratur aufzuweisen hat. Es ist dies seine Jugendgeschichte, welche den symbolischen Titel trägt: „Unter dem Joch.“ [3]

Das Schicksal verfolgte ihn schon, als er noch nicht einmal geboren war. Sein Vater, ein Maurer, verunglückte tödlich, bevor noch sein Sohn das Licht der Welt erblickte. Seine Mutter, eine resolute, immer gut gestimmte Frau, nimmt den harten Kampf gegen das traurige Schicksal auf und arbeitet Tag und Nacht, um den fünf Kindern Brot zu schaffen.

Die praktische Frau sah es wie ein Geschenk des Himmels an, als ihr Sohn Gelegenheit fand, in die Königlich Sächsische Soldatenknaben-Erziehungsanstalt in Kleinstruppau zu kommen [4]. Damit hatte der Knabe Aussicht, Unteroffizier zu werden und gut versorgt zu sein. Der Sohn war anderer Ansicht. Ihm „schien der Tod noch besser als die Gefangenschaft hinter Anstaltsmauern“. Der militärische Drill, der streng sachliche Ton sagte seiner weichen Natur ganz und gar nicht zu. „Praktische, korrekte und pünktliche Leute machte das Reglement wohl aus den Knaben, aber Menschen — nein, denn es vernachlässigte das, was zu einem vollen Menschen gehört wie die Blüte zur Pflanze: das Gemüt.“ [5]

Wir beobachten in diesem Urteil, wie Krille trotz innerster Abneigung danach strebt, der Anstalt gerecht zu werden. Das ist um so höher zu bewerten, als in ihm eine sehr bittere Erinnerung lebt, nämlich der Vollzug einer Prügelstrafe vor aller Öffentlichkeit, die ihm schon höchst widerwärtig vorkam, wenn er sie an andern vollstreckt sah.

---

[1] Neue, erweiterte Auflage (Berlin, Volksbühnen-Verlags- und Vertriebs-Gesellschaft) S. 13.

[2] Das proletarische Schicksal — Ein Querschnitt durch die Arbeiterdichtung der Gegenwart (Gotha 1930, L. Klotz) S. 222.

[3] Otto Krille, Unter dem Joch. Geschichte einer Jugend. Berlin 1914, Fleischel & Co.

[4] Der Vater Krille war Kriegsveteran gewesen. [5] Krille a. a. O. S. 28.

Er unternahm einen Fluchtversuch mit einem andern Knaben. Die Flüchtlinge besinnen sich aber bald eines Besseren und kehren freiwillig zurück.

Trostlose Monate folgen. Sein Gottesglauben geht verloren. Er sucht Ersatz dafür in der Poesie und versucht selbst, Gedichte zu machen.

Mit fünfzehn Jahren wird er zur Unteroffiziersschule nach Marienberg versetzt, um von da in die Armee einzurücken. Hier war alles schon auf den rücksichtslosen Ton der aktiven Truppe zugeschnitten. Von den Jungen wurde das Äußerste an Anstrengung und Disziplin verlangt. Krille sieht ein, daß er im Militärdienst niemals sein Glück finden werde, und bittet um seine Entlassung.

Nach langer demütigender Suche fand er eine Stelle als Schreiber in einem „Bureau für verkäuflichen Grundbesitz". Das Geschäft ging bald ein. In einer großen Dresdener Spitzen- und Gardinenfabrik, wo seine Mutter arbeitete, bekam auch er Stellung. Die Sozialdemokratie hatte in der Fabrik noch wenig Boden gefaßt. Krille selbst war sehr begierig, „die neue Lehre kennen zu lernen, die einen Aufstieg aus dem Elend verhieß".

„Von meinen religiösen Anschauungen war Stück um Stück gefallen. Den Rest spülte mir die Maschine von der Seele."[7] Es waren keine philosophischen oder theologischen Zweifel, welche sein Geistesleben in diesen Zustand brachten, daß er „keinen Sinn in der Weltordnung" zu entdecken vermochte. Es waren die alten, immer wieder zündenden Lehren der Marx-Engelschen Theorie von der Beraubung des Arbeiters, von welchen auch Krille eingefangen wurde. „Daß Millionen entbehren, ihr ganzes Menschtum an eine kärgliche Existenz setzen müssen, während anderseits ein märchenhafter Reichtum wächst und jeder Tag neue Kulturwunder bringt, der Gedanke war marterND." Die Lektüre der sozialdemokratischen „Sächsischen Arbeiterzeitung" und einige politische Broschüren waren in der „wenigen Zeit, die mir zwischen Arbeiten und Ruhen blieb", seine Lektüre. Aber das war ihm nicht genügend; er „verlangte innerlich nach einem Halt"[8]. Beim Stiftungsfest des sozialdemokratischen Vereins wurde ihm die „Erleuchtung" zuteil. Er trug von diesem Feste „beinahe religiöse Gefühle heim"[9]. Die „sozialistische Weltauffassung" söhnte ihn bis zu einem gewissen Grade mit der proletarischen Existenz aus und lehrte ihn die gewöhnliche Handarbeit achten.

So wenig uns die Oberflächlichkeit dieser Äußerungen über wichtige Lebensfragen befriedigt, so zeigen sie uns doch, mit welchen Lockmitteln die Agitation ihre Zuhörer zu fassen verstand.

Ein an sich kleines Ereignis brachte eine Wendung in sein Geistes-

---

[7] S. 156. [8] S. 157. [9] S. 162.

leben. In seiner Fabrik arbeiteten zwei junge Engländerinnen. In eine derselben, „ein rechtes Gretchengesicht", verliebte sich der junge Arbeiter. Er kannte ihren Namen nicht und sprach sie nie an, aber er liebte sie. Nach einigen Wochen waren die beiden Mädchen weg, und der Verlassene fing an, an der Spulmaschine zu träumen und endlich zu dichten. „Der Schmied", „Erlösung" und einige „singmäßige Wander- und Vagantenlieder" sind aus dieser romantischen Episode entstanden.

Um diese Zeit verließ Krille seine bisherige Arbeitsstätte und trat in eine Stroh- und Filzhutfabrik als Arbeitsbursche ein bei einem Wochenlohn von 10—12 Mark. 1896 kam er als Markthelfer und Appreteur in die Strohhutfabrik von Welsch. Sein Wochenlohn war wieder 12 Mark. Die Arbeit dauerte von früh sieben Uhr bis abends sieben Uhr bei anderthalbstündigen Mittagspausen. Die Arbeit war eine leichte. Er mußte die genähten Hüte, bevor sie geformt wurden, mit Leim oder Schellack schwefeln. Akkordarbeit war in der Fabrik vorherrschend. Krille beanstandet das viele Trinken. „Es wurde oft und viel getrunken, auch Schnaps." Die meiste Schuld an dieser Unmäßigkeit trug, nach der Ansicht Krilles, das Akkordsystem, „das die Arbeiter trieb, eine Stimulation zu suchen, um die Leistung zu erhöhen" [10].

Auch die Hutarbeiter fand Krille schlecht organisiert und sieht den Grund dafür teilweise in dem vielen Trinken, das zur mangelhaften Einigkeit der Arbeiter beitrug.

Zwei Gruppen von Arbeitern standen sich in der Fabrik mit einer „gewissen dumpfen Gespanntheit gegenüber: die während eines Streikes eingetretenen und angelernten Arbeiter auf der einen Seite und die Organisierten auf der andern. Letztere hatten einen begreiflichen Haß gegen die „Streikbrecher", welche ihre Hauptwaffe gegen die Fabrikleitung unbrauchbar machten.

Krilles Sympathie war ganz auf der Seite der „Organisierten". Nach seiner Überzeugung übt die Organisation einen erzieherischen Einfluß aus. „Auch hier", schreibt er, „beobachtete ich wieder, daß im Durchschnitt der organisierte Arbeiter der weitaus sympathischere Mensch war. Manchen hielt seine Überzeugung ab, sich ganz zu verlieren, wie jener mit der ‚Trinkphilosophie'. (!) Er ließ trotz aller Sorgen sich nie zum Sklaven der Trinkgewohnheit machen und war, wenn irgend, so doch als Organisierter empfindlich in seiner Ehre." [11]

Drei Jahre war er in der Hutfabrik. Sein Lohn war auf 18 Mark die Woche gestiegen.

In diesem Jahre war in Sachsen das allgemeine gleiche Wahlrecht abgeschafft worden, weil es den Sozialdemokraten größere Wahl-

[10] S. 178. [11] S. 178.

erfolge brachte. Es gab Protestversammlungen, aber zu Krilles großer Enttäuschung ließ es das Volk bei dem bewenden und wurde wieder still.

Krille hatte Liebknecht einige Male gesehen, ebenso Bebel. Letzterer hielt eine Versammlung ab in der „Güldenen Aue". Es gelang ihm aber nicht, hineinzukommen, da alles überfüllt war. Hunderte standen außerhalb und wurden von der Polizei zerstreut, wobei es auch Verwundete gab.

Dieses Ereignis weckte in ihm wieder jenen dumpfen Haß der brutalen Gewalt gegenüber, den er aus der Arrestzelle der Unteroffiziersvorschule her kannte. Sein Haß wendet sich gegen den Staat, der die Ordnung gegen die Aufrührer aufrecht hält, der „bei dem geringsten, ja harmlosen Vorstoß den ganzen Aufwand der staatlichen Machtmittel aufwendet, hier die Gleichgültigkeit des Staates gegen die unverschuldete Notlage vieler Tausende von Staatsbürgern" zeigt[12].

Auch sein Glaube an Gott erhielt einen gewaltigen Stoß: „Blut, Mord, Unterdrückung, Opfer in der Geschichte der Menschheit von Anbeginn! Nein, bei dieser Erkenntnis vermochte der Glaube an göttliches Walten keine Lebensfreude mehr hervorzurufen. Ich wünschte bei solchen Reflexionen, lieber nicht geboren zu sein.... Nur der Gedanke, daß das alles Menschenwerk und durch Menschenwille veränderbar sei, konnte mich halten."[13]

Krille war damals noch nicht Mitglied der sozialdemokratischen Partei, wohl aber gehörte er dem „Verein für Volksbildung" in Dresden an, der, in den sechziger Jahren gegründet, „gute Dienste für die sozialdemokratische Propaganda während der Sozialistengesetze geleistet hatte"[14]. Jeden Samstag werden Vorträge gehalten, aber direkt politische nie. Der Verein hatte mehrere Abteilungen: Gesangs-, Turn- und eine dramatische Abteilung. In die letztere trat Krille ein. Hier lernte er Ledebour kennen, der damals Chefredakteur der „Sächsischen Arbeiterzeitung" war. Ihm verdankt er viel an Belehrung auf literarischem Gebiete. Er begann Gedichte zu schreiben und hatte den Erfolg, diese in Zeitschriften und Zeitungen gedruckt zu sehen. Auch hier war ihm Ledebour sehr behilflich.

Zum zwanzigsten Stiftungsfeste des Vereins hatte Krille ein Festspiel gedichtet, betitelt „Sonnenaufgang", welches großen Beifall erntete. Wilhelm Liebknecht hatte die Festrede gehalten. Es gelang dem Dichter aber nicht, Liebknecht zu sprechen, „da er so viele um sich hatte". Er hoffte, es in der folgenden Woche nachzuholen, aber da starb Liebknecht an einem Herzschlag.

Als er seiner Militärpflicht genügen sollte, dachte er zuerst an Flucht, aber Ledebour riet ihm ab. Er solle seine Pflicht tun.

---

[12] S. 188. [13] S. 188. [14] S. 189.

Am Ende seiner Militärzeit erhielt er von einer Dame, „einer Ethikerin", die er im Verein kennen gelernt hatte, die Mittel zum Selbststudium.

Krilles Buch schließt mit den Worten: „Und in abermals einem Jahr war ich mitten in den Strudeln der Parteipolitik, und das eben Geschilderte lag weit hinter mir, doch die Gedanken und Empfindungen jener Zeit, ließen ihre Spuren, wie alle Abenteuer, in der Seele. Und nach Jahren... Doch das gehört nicht mehr hierher. Es gäbe ein zweites Buch und müßte den Titel tragen: ‚Wie ich mich wiederfand!' Denn es kommt in der Welt nicht darauf an, daß jeder das gleiche, sondern daß jeder sein Bestes gibt." [15]

Otto Krille ist kein Stürmer und Kämpfer in der Arbeiterbewegung. Man möchte sagen, der Idealismus des Dichters leitet ihn auch in seinen politischen Anschauungen und Gedanken. Die Arbeitermassen in ihren Leiden und Mühen sind ihm Objekt der Beobachtung und Bewunderung. Er übersieht Einzelheiten und übersieht die umstehenden andern Stände, die doch auch Kreuzträger sind. Er sieht nur den Idealismus der Arbeitermassen. „Dieser hochstrebende Idealismus macht die sozialdemokratische Bewegung unwiderstehlich. Man mag zur Sozialdemokratie stehen, wie man will, eine Bewegung, die so viel Opfermut, Hingabe, Begeisterung erzeugt, die von so viel Glauben, Sehnsucht, Überzeugung getragen wird, verdient schon deshalb Achtung als Äußerung des geistigen und seelischen Lebens der sogenannten Herrschenden und politische Bedeutung." Vergegenwärtigen wir uns hier einen Augenblick den Standpunkt eines Bromme oder des jüngeren Holek, so fühlen wir die weite Kluft, welche diese Parteigänger von einem Geiste wie Krille scheidet. Man wundert sich nur, wie auch Krille nicht über gewisse Massenirrtümer wegkommt. Auch bei ihm gilt unbesehen die Parole eines Marx und Lassalle. Wenn der Reiche praßt, ist nur der Arbeiter Lazarus, und wenn die Polizei ihrer Pflicht gehorcht und Unruhen bekämpft, ist sie die brutale amtliche Despotie. Auch von dieser Seite gesehen, ist Krille ein Schulbeispiel.

ALFONS PETZOLD

„Aus den finsteren Löchern des sozialen Unrechtes komme ich hervor. Dort kauerte ich jahrelang und schrieb im Hunger und Dunkel die Klage und den Haß der Armen in zerbrochenen Versen nieder.... Ich predige Hingebung und verzweifelte Abwehr, Demut und stolzestes Aufgerichtetsein. Ich singe das Lied der Hölle und der Himmel, leide die Schmerzen aller Kreatur, sinke tief in den Schmutz der

[15] S. 228.

Menschen und verkünde strahlenden Auges den Sieg der reinen Sterne.“ [1]

Mit diesen seinen Worten führen wir einen der größten, wenn nicht den größten unter den Arbeitern, die ihre eigene Lebensgeschichte geschrieben haben, ein. Im Gewande der echten Poesie gibt er die bis aufs Wort wahre Geschichte seines Lebens und Leidens in dem Buche „Das rauhe Leben“ [2].

Alfons Petzold ist einer der Großen in unserer Reihe von Autobiographen. Es ist schwer, eine Skizze seines Lebens zu geben, weil die Fülle des Interessanten und Traurigen und Schönen zu groß ist. Sein Leben führte durch alle Stationen des Elendes und Hungers bis hinab zu den Tiefen der Kanalröhren des Wienflusses, wo die Ausgestoßenen hausten. „Und dies alles unterbrochen von den Katastrophen eines völligen körperlichen Zusammenbruches, des Hungers und der Verzweiflung in den Pausen der Arbeitslosigkeit.“ [3]

„Niemand unter den Arbeiterdichtern“, sagt Hans Mühle [4], „hat so namenlos unter dem Proletarierschicksal gelitten, das ihn schließlich mit der Krankheit der Armut, der Lungentuberkulose, ganz verzehren sollte, aber niemand von allen war so der Verkünder der allerbarmenden Liebe wie er.“

Petzolds beide Eltern kamen aus guten Häusern. Der Vater war der Sohn „eines der reichsten Bürger in der kleinen Landstadt Borna im Herzogtum Sachsen-Altenburg“ [5]. „Die Schilderungen meiner Mutter von ihrem Elternhause muten mich heute in der Erinnerung wie Bilder von Ludwig Richter an.“ [6]

Den Vater zeichnet Petzold folgendermaßen: „Mein Vater war der geborene Selfmademan, der alles ist, alles kann, sich in jede Lage schickt, den kleinen und großen Tücken des Tages in die höhnisch-verblüfften Fratzen lacht und immer Herr der Situation ist. Etwas weniger an Gutmütigkeit und Leichtsinn, mehr Festigkeit des Charakters und der Gesinnung, und er wäre als reicher Mann gestorben.“ [7]

Die kurze Skizze vom Lebensgang des Vaters bis zu seiner Verheiratung ist schon ein kleiner Roman in nuce.

Der Vater der Mutter war Schuhmacher und hatte als Lehrling in Jena noch dem Dichter Schiller, als er dort Professor war, „manches

---

[1] Albert Soergel, Dichtung und Dichter der Zeit S. 548.

[2] Alfons Petzold, Das rauhe Leben. Roman eines Menschen. Eingeleitet von Dr. Franz Krotsch. Graz 1932, Deutsche Vereins-Druckerei.

[3] Aus der Rede für Alfons Petzold, gesprochen anläßlich der Trauerfeier im Salzburger Stadttheater am 4. Febr. 1923 von Franz Xaver Ginskey. — A. Petzold, Das letzte Mittel und andere Geschichten (Reclams Universalbibl. Nr. 6457) S. 70.

[4] Das proletarische Schicksal S. 225.

[5] Alfons Petzold, Das rauhe Leben S. 10.

[6] Petzold a. a. O. S. 18.

[7] Ebd. S. 10.

Paar geflickte und neue Stiefel in dessen Haus am Marktplatz gebracht“ [8].

Da der Vater mittellos war (die Stiefmutter hatte das große Vermögen des Großvaters vergeudet), so wurde mit dem ersparten Gelde der Mutter in einem Vororte Leipzigs eine kleine Gastwirtschaft eröffnet. Das Geschäft ging sehr gut, und die Eltern hatten ein gutes Auskommen.

„Über Nacht kam das Unglück herein.“ [9] Der Vater hatte sich in sozialistische Umtriebe eingelassen und wurde wegen Aufruhrs zu fünf Jahren Festungshaft verurteilt, und das Geschäft auf behördlichen Befehl geschlossen. Die Mutter mußte eine Dienststelle suchen. Ein Bittgang zum König befreite zwar den Vater, aber er wurde des Landes verwiesen.

Ein Wanderleben beginnt. Neufchatel, Zürich, München, Stettin und Hamburg waren die einzelnen Stationen. Eine Erfindung, die ihm ein abenteuernder Schlosser abtrat, brachte etwas Geld. Damit wird in Hamburg ein Zigarrenladen neben einer Werkstätte eröffnet. Die Fabrikation der Gasbrenner mit dem Ertrag des Ladens brachte die Familie wieder in angenehme Verhältnisse. Da trieb es den Vater wieder an, neben dem Zigarrenladen ein Bankgeschäft aufzutun, mit dem er Glück hatte. Reichtum kehrte in die Häuslichkeit ein. Ein Bekannter des Vaters, den dieser vom Selbstmord gerettet hatte, veruntreute 30 000 Mark und floh nach Amerika. „Das war der Anfang vom Ende.“ [10]

Mit einigen hundert Mark kamen die Eltern wieder nach München. Der Vater hörte von Serbien als einem Lande mit gutbezahlter Tätigkeit, und die Reise geht dorthin. In Belgrad restauriert der Vater, „der in seinem Leben noch nie ein Billard überzogen hatte“ [11], das Billard- und Spielzimmer im Konak zur Zufriedenheit Milans IV., des späteren Königs. Es geht ihnen zwei Jahre lang gut. Die panslawistische Bewegung in Serbien vertrieb auch die Familie Petzold, und sie wanderte nach Wien. Dort wurde am 24. September 1882 Alfons Petzold geboren. Seine Geburt schon war mit Schrecken und Jammer umgeben.

„Meine Eltern bewohnten einen hölzernen Gartenpavillon, der zu einem uralten Wiener Hause in der Stadiongasse, jetzt Robert-Hamerling-Gasse, in Fünfhaus gehörte.“

„Gerade während meine Mutter sich in den ärgsten Wehen krümmte, brach infolge der Schadhaftigkeit eines Ofens im Pavillon Feuer aus. Sie mußte aus dem brennenden Hause zu barmherzigen Nachbarn getragen werden, als sie eben einem Knaben das Leben geschenkt hatte.“ [12]

---

[8] S. 18. [9] S. 19. [10] S. 26. [11] S. 28. [12] S. 30—31.

Das Kapitel „Kindheit" leitet Petzold mit den schönen Worten ein: „Zwei Menschen stehen vor den Bildern des Lebens mit offenen, klaren, täuschungslosen Augen: das Kind und der Greis."

„Der Greis faßt die vor ihm aufsteigenden Bilder in ihrer verwirrenden Mannigfaltigkeit mit den ruhigen Händen des wissenden Forschers an, schiebt sie klug ein Stück von sich weg, mißt sie gelassen mit dem Maßstab seiner Erfahrung und stellt sie dann lächelnd in den Schrank der Lüge oder den der Wahrheit."

„Anders das Kind: Es nimmt das Erschaute in seine Spiele, in sein Bettchen mit, schlägt alles in das Tüchlein seiner wachen Träume ein, plaudert mit ihm, macht es lebend, bringt das Stummste zum Sprechen und gibt ihm Wohnung auf Jahre hinaus in den einsamen Schlössern seiner Seele." [13]

Inzwischen hat der geniale Vater eine Erfindung gemacht, eine chemische Mischung zur Lösung des Kesselsteines, dem er den tönenden Namen Baralitikon Minerale gab. Da das industriereiche Ungarn einen besseren Absatz für das neue Mittel versprach, siedelte die Familie nach Szegedin über.

Die Erfindung brachte in der Tat Erfolg. Der Vater hatte weite Reisen zu machen, um sein Fabrikat in den Handel zu bringen.

Der kleine Alfons war ein schwächliches Kind, und der Arzt war „ein ständiger Gast des Hauses". Die Spuren einer schweren Rachitis wurden an seinem Körper sichtbar, und er mußte einen Geradehalter tragen. „Ich fürchtete dieses Marterding aus Holz, Gummibändern und Eisen, wie der mittelalterliche Verbrecher die Daumenschrauben." [14]

Der immer mehr zunehmende Deutschenhaß vertrieb den Vater Petzold auch aus Ungarn, wie vorher aus Serbien. Die Familie siedelte wiederum nach Wien über, wo sie in Ober-Sankt-Veit, damals noch ein Vorort Wiens, ein Haus bezogen, das mitten „in busch- und blumenreichen Auen, durch die die Wien floß", gelegen war [15].

Mit sechs Jahren kam Alfons in die Volksschule.

Die Mutter ließ das Kind nicht gerne auf die Straße, „aus Furcht, ich könnte an Leib und Seele Schaden nehmen" [16]. So war der Kleine ganz auf sich angewiesen. Frühzeitig begann er über sich selbst und die Dinge ringsum nachzudenken und in sich hineinzugrübeln. Auch las er, was ihm in die Hände fiel.

Im dritten Schuljahr kam er in das Internat der Christlichen Schulbrüder in Preßbaum bei Wien. „Nur Kind, wenn ich in den Ferien zu Hause weilte, dort aber ein Wesen, das voll von Bösem war, ein klobiges Stück Menschenholz, das in die Drehbank des geistlichen Unterrichts fest eingespannt und mit dem Stahl rücksichtsloser Lehrmoral bearbeitet wurde, daß die Späne davonflogen." ...

---

[13] S. 31. [14] S. 36. [15] S. 41. [16] S. 44.

„Bei den Lehrern herrschte fast ausnahmslos die Meinung, alle Knaben des Internats seien boshafte, lernfaule, nur auf schlechte Streiche bedachte Teufelsbeflissene, denen nur mit äußerster Strenge beizukommen sei."...

„Es gab unter unsern Lehrern ja auch einige, die mit wirklicher Liebe zu uns kamen und in unserer Erziehung auch noch andere Ziele vor Augen hatten, als uns einzig und allein vor der Hölle zu retten. Es waren dies aber Ausnahmen, und der größte Teil des Lehrkörpers war Anhänger der obenerwähnten Erziehungsform." [17]

Eine schwere Erkrankung des Vaters war der Anlaß, daß der Sohn in eine öffentliche Schule kam, wo er näher dem Elternhause war.

Das war eine glückliche Periode in Petzolds Leben. Räuber- und Indianerspiele im verwilderten Schmelzer Friedhof machten die Hauptstücke der Knabenfreuden aus. Er erzählt dies in bilderreicher, reizender Sprache. Schon aber warf das Unglück seine Schatten in die Kinderseligkeit. Die Krankheit des Vaters nahm immer ärgere Formen an. Bald zeigten sich Lähmungserscheinungen an den Füßen.

Auch die Mutter erkrankte und schrie vor Schmerzen oft die ganze Nacht hindurch. „Trotzdem versuchte sie das Geschäft zu halten und bereiste auch die näher gelegenen Provinzorte." [18] Der Erfolg war sehr gering und die Not stand immer vor der Türe.

So schloß seine Schulzeit sehr trübselig ab, und der Knabe ahnte, daß all dieses Mißgeschick nichts anderes sei als das Präludium der Not, die auf den Jüngling wartete.

Der Besuch der Oper und des Schauspiels, den ihm eine Nachbarin ermöglichte, warf einige Freudenstrahlen in diese traurige Zeit.

Die Mutter bekam eine Blutvergiftung an der Hand, die zum unförmigen Klumpen anschwoll. Das Kind mußte nachts aufstehen, um den kranken Eltern Kaffee zu kochen, den sie mit Rum vermischt tranken, um die Schmerzen zu besänftigen.

Als die Mutter durch einen Wunderdoktor mit merkwürdigen Mitteln geheilt war, suchte sie dem Geschäft wieder aufzuhelfen. Von drei Uhr früh bis an Mitternacht war sie auf den Beinen, um Geld zu verdienen. „Die kurze Zeit, die sie daheim verbringen konnte, wurde sie vom Vater, den die Krankheit zu einem boshaften Tier gemacht hatte, bis aufs Blut gepeinigt." [19]

Der unglückliche Mann mußte „wie ein Säugling gepflegt und gereinigt werden". Da sein Rückenmarksleiden mehr und mehr voranschritt, mußte er ins Hospital verbracht werden. Als der Knabe ihn besuchen darf, sieht er ein trauriges Bild. „Er lag in einem Saal mit ungefähr zwei Dutzend andern Männern. Ich sah nichts als Medizinflaschen, ausgehöhlte Menschengesichter, gelbes oder fieberrotes Leid

[17] S. 46—47. [18] S. 64. [19] S. 69.

aus dem weißen Leinen herausblicken, darüber den argen Geruch von Jod, Schweiß und Karbol. Mir wurde sehr übel, und die Mutter mußte mich nach Hause führen.“ [20]

In das winzige Gartenzimmer in Penzing, das die Mutter jetzt gemietet hatte, zieht auch der Hunger ein. „Hunger hatte ich bisher nur als den angenehmen Zustand gekannt, der einem das Essen zu einem Fest machte. Nun lernte ich ihn als einen tückischen Gesellen kennen, der eine böse Art hatte, seine Opfer zu peinigen.“ [21]

Die Schulzeit ging zu Ende, und die Mutter hatte ihm eine Lehrstelle bei einem Silberschmied ausgemacht. Eindrucksvoll schreibt Petzold über diesen Wendepunkt in seinem Leben. „Es fehlten drei Monate an der Vollendung meines vierzehnten Lebensjahres, als ich am dritten Ferientag um fünf Uhr früh von der Mutter geweckt wurde, um meine Lehrzeit anzutreten. Sie begleitete mich bis vor das Haus, worin sich die Werkstatt befand, und gab mir einen langen Kuß, der mich schützen und segnen sollte. Mit ihm war meine Kindheit zu Ende.“ [22]

In der Silber-Präge- und Montieranstalt lernte er zwar nichts. Aber er schildert mit viel Humor und Sarkasmus das Milieu des Hauses, wo der Meister eine große Rolle im Kaffeehaus spielt, während die Meisterin in der Werkstatt herrscht.

Vom Silberschmied kam der Junge in eine Schuhmacher-Werkstatt. Auch hier war es mit der Lehre schlecht bestellt. Eine rohe Szene trieb ihn aus dem Hause.

Er findet eine neue Lehrstelle in der berühmten chirurgischen Instrumenten- und Bandagenfabrik Odelga & Söhne. „Abgesehen von der guten Bezahlung, die man als Ausgelernter erhielt, wurde ich von diesem Beruf selbst angezogen. War es doch mein sehnlichster Knabenwunsch gewesen, Arzt zu werden. Nun sollte ich doch ein Gewerbe erlernen, das in enger Berührung mit der Heilkunde stand!“ [23]

Da er aber die aufreibende Tätigkeit seiner Mutter nicht länger mitanschen kann, opfert er ohne deren Vorwissen den geliebten Beruf und wird Maurer. Es wurde seinem schwachen Körper nicht leicht, sich der schweren Arbeit anzupassen.

Mehr als unter der Arbeit litt er aber unter der Roheit der Bauhandwerker. Über seine Schwächlichkeit spotteten sie und verachteten und hetzten ihn. Er findet eine Erklärung dieser Grausamkeit gegen Schwächere. „Vor dem indifferenten Proletariat gilt der gute Wille nichts, ihm imponiert nur körperliche Kraft, Geschicklichkeit, das Können des Leibes. Bei ihm herrscht noch beinahe bewußt das Gesetz der Auslese, das dem stärkeren Tier das Recht gibt, das schwächliche bis zur Vernichtung zu bekämpfen.“ [24]

Er strengt sich aufs äußerste an, um der kranken Mutter am Sams-

---

[20] S. 70. [21] S. 71. [22] S. 72. [23] S. 85. [24] S. 87.

tagabend etwas Geld nach Hause zu bringen, dessen sie so notwendig bedarf, oder dem kranken Vater etwas Obst oder Zuckersachen bringen zu können. „Ich nahm daher alle meine noch so kindliche Energie zusammen, um bei den Ziegelsteinen und Mörteltruhen auszuharren.“[25] Aber der arme Körper machte allen kindlich guten Vorsätzen ein Ende, indem er zusammenbrach.

Er kam dann in eine Bäckerei. Es geht einem zu Herzen, wenn man die Anstrengungen liest, welche das schwächliche Kind macht, auszuhalten, um der Mutter kein Leid zu machen. Wieder war alles vergebens. Er kommt wieder stellenlos nach Hause.

Er versucht es als Kellner. Auch hier reicht die Kraft nicht aus, dazu noch Spott über seine durch die Krankheit verursachte schiefe Haltung, schlechtes Essen, Dienst bis drei Uhr morgens. Todmüde will er zu Bette gehen, da fühlt er, wie ihm im Bett Käfer über die Hände laufen. Mit Entsetzen prallt er zurück und legt sich schließlich doch in Schmutz und Ungeziefer; so müde war er.

Er wäre geblieben, wenn nicht ein Vorfall seinem Bleiben ein plötzliches Ende gesetzt hätte. Sein Vater war am Sterben, und die Mutter wollte das Kind mitnehmen, damit es den Vater noch lebend antreffe. Der Wirt verweigert mit rohen Worten den Urlaub. Da geht Petzold ohne Erlaubnis.

Am Sterbebett des Vaters erkrankt der Junge plötzlich an einer Rippenfellentzündung und lag drei Wochen krank.

Das Erlernen eines Handwerkes hat er nun endgültig aufgegeben.

Als er wieder gesund geworden, findet er nach achttätigem Suchen eine Stelle „als männliches Mädchen“ in einer Stiefelschmier- und Wichsefabrik mit fünf Kronen Wochenlohn. Er findet dort einen Werkführer, ein origineller Kautz, sonst aber ein gutmütiger Mensch.

In der Schachtelfabrik, in die er nachher kommt, findet er wieder einen schon mehr als sonderbaren Brotherrn.

Die häuslichen Verhältnisse gehen mehr und mehr bergab. Die Mutter war als Wartefrau in einer öffentlichen Bedürfnisanstalt angestellt worden. Bald entdeckte der Sohn zu seinem namenlosen Schmerze, daß die Mutter sich dem Trunke ergab.

Um Weihnachten erkrankte sie. Der Sohn und ein Freund von ihm pflegten die Kranke. Nach ihrer Genesung hatte sie ihre Stelle verloren.

„Diesen Winter hungerten wir wie die Hunde in Konstantinopel.“[26] Mit Vogelfang verdienen Petzold und sein Freund einige Kronen. Auch das Säubern der mit Schnee belasteten Dächer brachte etwas Verdienst, aber auch ständige Lebensgefahr.

Eine freudigere Note kam in das armselige Leben Petzolds, als er

---

[25] S. 87. [26] S. 140.

einen Freund fand, der sich für die Bühne berufen glaubt. Franz Komarek, wie der Freund hieß, war etwas überspannt, sonst aber ein gutmütiger Mensch. Er lehrt Petzold, „was ein Streckvers, ein Blankvers, ein Pentameter und ein Hexameter sei, wo man den Daktylus, wo den Alexandriner anzuwenden habe". „Jetzt", meinte Freund Komarek, „sei es keine Kunst mehr, mit dieser Hilfe ein großer Dichter zu werden"[27]. Nun wurde gedichtet.

Köstlich ist die Szene, wo die Begeisterung der Freunde über das Kunstwerk des jungen Dichters von der Mutter in ihrer hausbackenen Art gedämpft wird. „Ich konnte kaum den Moment erwarten, an dem ich mein Kunstwerk Freund Wolfgang — wie sich der Freund als Dichter nannte — zeigen durfte, der es laut deklamierte, wobei ich eine Art Ehrfurcht vor mir selbst empfand; ich wurde damals zum ersten Mal von dem sonderbaren Gefühl ergriffen, ein Doppelwesen zu sein, wie es mir später meist geschah, wenn mir ein gutes Gedicht gelungen.

„In stürmischer Weise gab Wolfgang seiner Befriedigung Ausdruck und prophezeite meiner Mutter, daß einst ein großer Dichter aus mir würde; dann seien die Tage der Not für sie zu Ende und sie würde ein Haus und Dienerschaft besitzen. Denn jetzt sei nicht mehr die Zeit, wo man die Dichter hungern lasse, nun vergolde man ihnen den Lorbeer reichlich."

„Meine Mutter sagte, daß sie da wohl bis ‚Micheldut' warten müsse, daß wir überspannte Kerle wären, und daß man in der Welt nicht auf uns warten würde. Ihr wäre es lieber, ich hätte das Glück gehabt, einen so schönen, gutbezahlten Beruf zu erlernen, wie es Wolfgang gegönnt war. Er möge sich nicht versündigen und, anstatt solchen Dummheiten nachzuhängen, lieber trachten, etwas Tüchtiges zu leisten. Wir sollten uns im übrigen nur merken: der liebe Gott lasse der Ziege den Schwanz nicht zu lang wachsen, damit sie ihn nicht abstößt."

Trotz alledem wurde weitergedichtet. „Ist es schon einmal geschehen, daß sich jugendliche Begeisterung vom klug warnenden Alter abschrecken ließ?"[28]

Auch Dramen wurden mit verteilten Rollen im armen Stübchen geübt. „Die Räuber", „Wilhelm Tell", das „Kätchen von Heilbronn", ... sogar Schauerstücke von Müller, Howarth und Werner erfreuten sich bei uns größter Beliebtheit."[29]

Es muß ein komischer Kontrast gewesen sein, die Gruppe zu sehen. Die beiden Jungen, „welche die furchtbarsten, teuflischsten, melancholischsten Grimassen schnitten, bald spitzfindig, bald verklärt, heldenhaft oder blödsinnig taten, und dies in einer Tonstärke, daß sie die Fenster schließen mußten, „indes die Mutter behaglich in ihrem

---

[27] S. 164. [28] S. 165. [29] S. 166.

Lehnstuhl saß und ihre Rolle eintönig, gemütlich herunterleierte, ganz gleich, ob sie das Klärchen oder Amalie vorzustellen hatte“ [30].

Dieses frohe und bunte Leben „zerriß ein wenig den Schatten der Bedrückung und Sorge, unter dem ich bisher meine Jugend verbracht hatte“ [31].

Aber die Not schwebte bald wieder über Mutter und Sohn, und die frohen Stimmen waren verklungen. „Nur die Träume blieben mir treu.“ [32]

Wieder schwere Arbeit in einer Wäscherei. Er hatte in Eimern das Wasser herbeizuschleppen und, abgesehen von der Überanstrengung, die für seine Kräfte zu viel war, erkältete er sich in der Nässe. Seitenstechen zeigte die nahende Lungenentzündung an.

Wie ein verzweifelter Notschrei lesen sich die nun folgenden Seiten. „Was werden wir die nächste Woche beginnen? Weißt du nicht, daß der 1. März nahe ist, wo ihr zwölf Kronen auf den Tisch des Hausherrn legen müßt, der kein Erbarmen mit seinen Mietern kennt? Und dann glaubst du wohl, die Fabrikbesitzer und andern Arbeitgeber warten nur so auf dich Nichtskönner; du wirst dir den Riemen bald enger zusammenziehen müssen und vielleicht den Herrgott um warme Nächte bitten, wenn ihr einmal im Freien kampieren müßt.“ [33]

Da gibt ihm jemand den Rat, Couplets für die Volkssänger zu schreiben. Sein „dichterischer Stolz“ sträubt sich dagegen, für die „Bablatschen“ zu schreiben. Aber schließlich gab er nach und „Die Wichse ist gut“, sein erstes Couplet, von einer beliebten Soubrette gesungen, rief beim Publikum „die stürmischste Heiterkeit“ hervor.

„Ich durfte“, sagt der Dichter selber, „an ihrer Seite Platz nehmen und bekam ein riesiges Stück Apfelstrudel vorgesetzt, dem ich trotz meiner Schüchternheit eifrig zusprach.“ [34]

Nachdem die Sängerin gegangen war, bekommt er von einem berühmten „Brettlkomiker“ Unterweisung, nach welchen Gesichtspunkten man beim Coupletdichten zu schauen habe. Der Rat ist echt Wienerisch und praktisch: „Büldn S' Ihnan nur net ein, daß's Coupletschreiben so leicht is wia Zwetschenknödel essen! Do muaß ma net allani an Spiritus habn, sondern a a Nasn z'wegn an Aktuölln, was so an an Tag in da Luft liegt. Sö müassn d'höchere Politik verstehn wia da Luega, und dös so g'schickt, daß kan wehtuat, denan Leutln vursingen. Freili werdn S' do net drei Liadln in an Tag schreiben kennan, alls braucht sei guate Zeit. I schreib oft in ana Wochn nur a Couplet. Ma derf d'Leut net verwöhnan! San S' net bös und komman S' bald wieda! Servas!“ [35]

Eine ausgezeichnete Stelle des Buches ist die Erzählung, wie es

---

[30] S. 167. [31] S. 170. [32] S. 182. [33] S. 186
[34] S. 188. [35] S. 189.

ihm beim Dichten der Couplets und bei den berufenen Kritikern geht. Letztere zeichnen sich durch unbestechliche Grobheit aus: „Sie sind ein Dichter unter Dichtern, wie die Schusterkerze unter den Lichtern.“ [36] Aber ein anderer richtet ihn wieder auf: „Na, machen S' Ihnen nix draus, junger Herr Kollega, gar so damisch blöd sein die Couplets nicht, wie das Skelettgigerl sie macht! Lassens S' michs noch einmal durchlesen!“ [37]

In einem Tage schrieb er ein „Lebensbild“ nieder, an dessen „Sujet“ er sich aber nicht mehr erinnerte. Es findet Gnade, aber nur 10 Kronen Bezahlung und wird in der Zobelschen Bierhalle auf dem Lerchenfelder Dürtel aufgeführt. Der Dichter schlich sich am Festabend in den Gasthausgarten und erlebt auf einem Stuhl durch die Fenster schauend den rasenden Beifallssturm, der seinem Stück zu Teil wird. „Während in dem Saal das Klappern der Eßbestecke und Trinkgläser aufs neue begann und der Direktor sich zum Klavierspiel an die große Trommel setzte, um einen Marsch zu begleiten, schlich sich der hungrige Dichter so heimlich fort, wie er gekommen war.“ [38]

Als Hilfsarbeiter in einer Färberei dichtete er ein umfangreiches Gedicht, das er selbst an einem Festabend zu Ehren eines Komponisten rezitieren sollte. Petzold schildert mit rührendem Humor, wie ihn seine Mutter für den Abend in Gala steckt. „Die ganze Woche war schon am Essen gespart worden, damit ich nun einen neuen, ganz modernen Hemdkragen und eine blendendweiße Pikeekrawatte anziehen konnte. Großes Kopfzerbrechen bereiteten uns nun aber die Schuhe. Denn von den zwei Paaren, die in meinem Besitz waren, war das eine zerrissener als das andere. So wurde schließlich das eine, immerhin um etwas bessere Paar mit einer dicken Schicht von Stiefelschmiere bedeckt und dann mit Schuhlack überstrichen. Sie glänzten nun herrlich, und wir waren beide recht stolz darauf. Die alten, unendlich langen Manschetten des Vaters schlotterten anfangs fürchterlich um meine mageren Gelenke. Aber auch da verengten sie zwei Messerstiche zu ihren Gunsten, und die Mutter heftete sie außerdem noch an die Hemdärmel, so daß sie mir nicht mehr bis zu den Fingerspitzen herunterrutschen konnten. Weste und Gehrock waren mir ziemlich weit und lang, aber die Mutter wußte so lange daran herumzurichten, bis alles saß.“ [39]

Der Beifall war „tosend“.

Aber unter all dem Schönen und Erheiternden, das wir da lesen, liegt furchtbares Elend, Hunger und kaum ertragbare Arbeit.

Unterdessen war in seinen politischen Anschauungen, wenn wir bei den rein gefühlsmäßigen Eindrücken überhaupt von einer Anschauung reden dürfen, eine Wandlung vor sich gegangen. Sein Held war eine

[36] S. 195. [37] S. 195—196. [38] S. 203. [39] S. 205.

Zeit lang der große „Demagoge“ Lueger gewesen, dann, „als ich das Wesen klerikaler Barmherzigkeit bei der Behandlung meines kranken Vaters zur Genüge kennen gelernt hatte“, flaute die Begeisterung ab. Er wurde dann ein Bewunderer Bismarcks und dementsprechend deutschnational. „Den sozialen oder antisozialen Bestrebungen der einzelnen Parteien stand ich ganz gleichgültig gegenüber.“ [40]

Durch einen Freund wird er in die Vereinsversammlung „Jugendlicher Arbeiter“ eingeführt. Es gefällt ihm, und er tritt dem Verein bei. Interessant sind seine Beweggründe zum Beitritt: „Mit Erstaunen hatte ich bei meinen ersten Besuchen der ‚Jugendlichen Arbeiter‘ die Strammheit, Nüchternheit, den Ernst, aber auch die reine, fanatische Begeisterung bemerkt, die hier herrschte. Anstatt mit Biertrinken und Johlen anzufangen, wie es bei den Theater- und Gesangvereinen der Fall war, die ich kannte, wurde zuerst ein Vortrag gehalten, der ein Thema aus der Natur- oder Kunstgeschichte behandelte. Während der Stunde, die dieser dauerte, hörten die Mitglieder mit mustergültiger Aufmerksamkeit zu. Meist wurde dann mit ruhiger Sachlichkeit gesprochen, wobei die älteren und gebildeteren Mitglieder den jüngeren Ratschläge erteilten. Zum Schluß gab man die ausgeliehenen Bibliotheksbücher zurück, um dafür neue einzutauschen. Es wurde während des ganzen Abends kein Alkohol, sondern nur Sodawasser oder Fruchtsäfte getrunken, und auch das Rauchen war verboten.“ [41] Seine Begeisterung ergoß sich natürlich bald in Liedern. Er trug in den „stärksten Farben“ auf.

„Ich schüttete ja nun das Kind mit dem Bad aus, sah in jedem Unternehmer einen herzlosen Despoten, in jedem Priester die personifizierte Dummheit und Lüge und war nun in dem gleichen Maß von einem ungerechten, blinden Haß erfüllt, wie ich vorher die demütige Ergebenheit selbst war.“ [42]

Da verunglückte seine Mutter durch einen bösen Fall und mußte in eine Klinik verbracht werden. Es besserte sich aber wieder.

Wahlzettelverteilen bringt ihn in Haft, die nur einen Tag dauerte, aber ihn die Stellung kostete.

Er wurde nun Fensterreiniger. Das war durch das Arbeiten auf den hohen Leitern eine gefährliche und durch das unvermeidliche Naßwerden eine für seine Gesundheit ganz ungeeignete Beschäftigung.

Wieder verunglückt seine Mutter und muß von neuem ins Krankenhaus. Eine wunderbare Stelle über die Mutterliebe ist die Schilderung seines Besuches im Spital. Er fragt in einem Krankensaal nach Frau Petzold. „Da atmete es durch den ganzen Saal.“ „Alfons!“ Meine Mutter hatte mich gerufen. Sie war hier und — lebte noch!

„Im nächsten Augenblick beugte ich mich über sie; unsere Augen

---

[40] S. 211. [41] S. 212—213. [42] S. 212.

sanken ineinander, küßten sich, fragten und antworteten. Und die Mutter gab mir aus ihren Schmerzen mehr als ich ihr an Trost und Hoffnungen. Von ihrem blutlosen Körper, der so arm, so zermartert unter der dünnen Wolldecke hingestreckt lag, floß es nicht kalt und vernichtend in den meinen — ich fühlte es, jeder Nerv des Mutterleibes war sich seines Liebesgesetzes bewußt: bis zuletzt die Gebende zu sein.“ [43]

Wie er dann das arme kalte Stübchen beschreibt, das er beim Nachhausekommen vorfindet und wie er die armseligen Geräte mit Kindesliebe verklärt, gehört zum rührendsten, was man lesen kann.

Die nächsten Seiten bringen eine Steigerung seines kindlichen Wehes, als seine sterbende Mutter durch einen unbarmherzigen Anstaltsarzt nach Hause gesprochen wird, weil sie im Spital Platz brauchten. Und dann ihr Sterben! Alles das ist in seiner Einfachheit tief ergreifend.

Das nächste Kapitel „Der Abgrund“ führt in die tiefste Tiefe seines Elendes: „Monatelang hatte ich mich nicht mehr sattgegessen. Seit dem Tode der Mutter stellenlos.... Die Einrichtung des Stübchens war bis auf das Bett, einen brüchigen Schubkasten und einen uralten Koffer zum Trödler gewandert. Vor einem Monat hatte ich sogar das eiserne Öfchen verkauft.“ „Da ich so manchen Abend hungrig zu Bett gegangen war, war mein Aussehen nicht glänzend, und ich konnte es den Leuten ... nicht verübeln, daß sie mich nicht aufnehmen wollten. Ein Blick in die Fensterscheiben der Geschäfte zeigte mir ein Skelett in fadenscheinigster Kleidung.“ [44] Er kam nunmehr buchstäblich an die letzte Station seines Elendes.

Im Kanalschacht des Wienflusses hatten die Ausgestoßenen der menschlichen Gesellschaft sich einen Lagerplatz gemacht:

„Wir traten alle drei in die Spalte ein, die eine Art Luftschacht war und nach wenigen Schritten in eine kleine Halle führte; überall roch es nach feuchtwarmem Moder; die Unschlittkerzen, die meine Kameraden angesteckt hatten, gaben ein unstetes Licht, erhellten den Raum aber doch so gut, daß ich alles darin wahrnehmen konnte. Das niedere Gewölbe aus Ziegelsteinen maß vielleicht zwei Meter im Quadrat; am Boden lagen alle möglichen Fetzen, Strohsacküberreste, Fragmente von Frauen- und Männerkleidern, auch dicke Lagen von Zeitungspapier, darauf rekelten sich sitzend oder liegend ein halbes Dutzend Gestalten. Es waren lauter Männer, von denen der jüngste etwa sechzehn, der älteste siebzig Jahre alt sein mochte. Ihre zerrissenen Kleider, die vielfach in Fetzen herunterhingen, die unrasierten, hohlwangigen Gesichter, die Entbehrungen, die aus ihrem ganzen

---

[43] S. 239. [44] S. 245.

Aussehen sprachen, kennzeichneten sie als die bejammernswürdigsten Bankrotteure der Gesellschaft.“ [45]

In der tiefsten Not kommt der Retter in Gestalt eines alten Freundes. Der gab ihm Unterschlupf in seiner Kutscherkammer und das erste ordentliche Essen.

Wieder findet er Arbeit, aber wieder ist sie zu schwer für seinen an sich schon schwachen und durch die entsetzliche Not noch mehr heruntergekommenen Körper.

Ein Mitbewohner des Kanalschachts — „ein Heiliger, ein Narr oder ein Weiser?“ — und der Eindruck, den „die wunderbare Ergebenheit in das furchtbarste Schicksal und die Zufriedenheit, um nicht zu sagen, die Glückseligkeit dieses Menschen auf mich gemacht hatten“ [46], zusammen mit der Lektüre der Bibel und Tolstois Werken wandelten den jungen Petzold und seinen Gastfreund völlig um. „Von nun an kontrollierten wir streng unser tägliches Leben, erforschten wir unser Gewissen nach einem Fluch oder Schimpfwort, nach bösen, aufrührerischen Gedanken, nach einer unwilligen Bewegung beim Anblick eines Bettlers. Dies geschah meistens abends, wenn wir schon im Bett lagen und das Licht ausgelöscht hatten; jeder war sein eigener Beichtvater und gab sich selbst harte Bußen auf, die meistens in der uns arg treffenden Form einer Geldausgabe an noch Ärmere bestanden. Frühmorgens beim Abschied und abends beim Wiedersehen küßten wir uns und nannten uns Bruder.“ [47] Eine merkwürdige Erscheinung, an mittelalterliche Büßer erinnernd. Aber der Rückfall kam bald.

In der Terrakottafabrik „Wiener Kunst“, wo er Gipsfiguren abzuschleifen hatte, wurde seine schwache Lunge durch den Gipsstaub so angegriffen, daß er zusammenbrach. Wir geben diese Stelle wieder, weil sie uns zeigt, wie genau er beobachtet, dann aber auch, wie anschaulich er zu erzählen weiß. „Als die Sonne höher stieg und wieder in jede Ecke des Saales ihr gelbes, grausames Feuer warf, kroch die stechende Pein neuerlich aus ihrem Schlupfwinkel auf das Herz zu und quälte es noch mehr als die Tage vorher. Fieber überstürmte mich, von Schläfe zu Schläfe donnerte ein Schnellzug dahin, meine Augen sahen kaum mehr die Arbeit und der Körper glühte. Ich stierte mit verstohlenem Blick vor mich hin, auf die Wände, die Kleider der übrigen Arbeiter, um irgendwo Linderung, Kühlung, Erlösung zu suchen. Dann verwandelte sich auf einmal alles um mich, eine rotgrüne Dämmerung wogte um die Dinge und wischte sie fort. Nur die weißen Gipsstaubwolken blieben. Gipsstaub? Ach, wie ich mich täuschte! Das waren ja die weißen, weichen Betten im Elternhaus. Vater und Mutter standen daneben und warteten auf ihren kranken

[45] S. 255. [46] S. 289. [47] S. 290.

Sohn, um ihn gesund zu pflegen. Und beglückt mit dem leisen Jubel: Nun wird alles, alles gut, legte ich mich selig in die schönen, kühlen, weißen Betten zu einem langen schweren Schlaf nieder. Aus weiter Ferne hörte ich noch die aufgeschreckte Stimme der Frau Bischof um Hilfe rufen und viele Menschen auf mich zurennen; dann wurde es still und kühl in weitem Kreise.

„Als ich wieder aufwachte, lag ich schon den dritten Tag in einem weißen Spitalbett des Allgemeinen Krankenhauses, und die freundliche Nonne sagte mir, daß ich eine Herzbeutel- und Rippenfellentzündung hätte und mich sehr ruhig verhalten müsse.“ [48]

Kaum genesen, versuchte er die letzte Kraft in einer Essig- und Obstweinkellerei: „Wenn ich mich am frühen Morgen mit vollem Wagen vom Hause fortächzte, war dieser immer einige hundert Kilo schwer. War mir ein weit entfernter Bezirk zugewiesen, so dauerte es oft eine Stunde, bevor ich den Wagen um eine Flasche erleichtern konnte. Ging es bergauf, stemmte ich den Kopf gegen die Stirnwand des Wagens, warf alle Muskeln in starrem Krampf dagegen und kämpfte mich vor Schweiß rauchend und mit kochendem Atem hinauf. Auf abschüssigen Straßen wieder hatte ich Mühe, um den vorwitzigen, rennlustigen Wagen zurückzuhalten, zwang ihn mit zurückgestemmtem Rücken und schleifenden Füßen, seiner Ungeduld die Kette anzulegen.“ [49]

Da kam denn auch die letzte Warnung der Natur, Lungenbluten. — Seine Wirtin, selbst arm, nimmt ihn in rührender Mütterlichkeit auf und pflegte ihn wie ein Kind. Sie widersetzt sich, als er in ein Spital gebracht werden soll, und nur der Zuspruch des Arztes bringt die gute Frau dazu, ihn gehen zu lassen.

Seine Gedichte waren in der Zwischenzeit seine Fürsprecher gewesen und hatten den Hofschauspieler G. auf ihn aufmerksam gemacht. Eines Tages kam dieser und besuchte ihn, und seiner Fürsprache verdankte es der Kranke, daß er in die ausgezeichnet geleitete Lungenheilanstalt Alland aufgenommen wurde.

Frohe Hoffnung erfüllt ihn, als er in seinem reinen, weißen Bette liegt und hinausschauen kann in die Waldlandschaft. „Traumhaft führte mich der violette Dämmer des Saales in das silberne Schneereich des Waldes hinüber. Ich ging durch seine Herrlichkeit immerzu.... Und dann trat ich auf eine Wiese, eine einzige diamantene Fläche, hinaus. Unerhörte Reinheit umgab mich. Und sie wusch mir von Seele und Leib den Schmutz ab. Ich spürte es, wie Kruste um Kruste schwand. Da sah ich die Sterne strahlen, den Himmel unendlich nahe und alles Böse, Häßliche, Hassenswerte mir fern wie noch nie in meinem Leben. Und wie wird es erst sein, wenn hier Sommer ist!

---

[48] S. 320—321. [49] S. 323.

Ein starkes Glücksgefühl erfaßte mich. In der Unwirklichkeit der zauberhaften Erlebnisse dieser Winternacht, in der schneeigen Tiefe des Waldes sah ich das wahrhafte Glück einer freundlicheren Zukunft erstehen. Meine Ungläubigkeit gegenüber dem Leben schwand.

Lächelnd flüsterte ich vor mich hin:

‚Ich muß und werde gesund werden!'

Dann schlief ich ein." [50]

So schließt Petzolds wunderbares Buch.

Ein Leben getaucht in die tiefsten Tiefen menschlichen Elends, nicht bloß bildlich und geistig, sondern wörtlich genommen bis in die Kloake des Wienflusses; aber dieses arme, kranke Arbeiterleben ist umflossen vom Schimmer einer Poesie, die auch im Dunkel der Erde und des Ausgestoßenseins noch Milde kennt und erleichternden feinen Humor. In der Gedächtnisrede auf Petzold [51] sagt Ginzkey von Petzolds Wesen: „Es gibt vielleicht kein besseres Wort, sein Wesen und Wirken zu umschreiben, als dieses: daß er, der in schlimmer Erdenkümmernis Geborene, irdisch trüb Belastete, jederzeit auch schon im Himmlischen daheim gewesen ist. Die helle, sanfte Gewalt, die aus Petzolds Büchern zu uns spricht, sie konnte nur aus der Wechselwirkung beider Beherrscher des Daseins hervorgehen: daß nämlich niemals das Leben aus ihm sang, ohne daß der Tod die Harfe dazu spielte."

In der Tat, ein armes Stübchen mit seiner Mutter, hungernd am ärmlichen Tisch, sein kranker Körper erliegend unter drückender Last, und noch verspottet, schon den Todeskeim in der Lunge, zieht er den schweren Karren, bis die gequälte Lunge Blut ausatmet; aber durch alle diese Leidensstationen tönt ein Wunderton der verstehenden Güte.

Richtig sagt Soergel: „Man erwartet nach solchem Leben die schroffsten Anklagen, die schrillsten Worte der Empörung gegen eine Weltordnung, die so auf schwache Schultern Knechtschaft, Armut, Verachtung, Spott, Hohn häufte: Aber dieser grollende Ton hält selbst in den Anfängen nicht durch." [52]

Petzold erklärt sich selbst „im Spiegel" über diese Seite seines Wesens: „Ich bin ... der strenge, nüchterne Richter und der jede Tat Verzeihende, der weiß, daß alles Gute und Schlechte nur Sehnsucht über sich hinauszukommen ist." [53]

Was das Buch besonders liebenswürdig macht, ist die heilige Liebe des Kindes zu seiner Mutter. Auf sie bezieht er alles, und um ihr Kummer zu ersparen, sucht er auszuhalten, bis der arme Körper versagt.

---

[50] S. 368. [51] In dem bereits erwähnten Reclam-Bändchen Nr. 6457 S. 70.
[52] A. Soergel, Dichtung und Dichter der Zeit S. 548. [53] Ebd. S. 548.

Zu diesem reichen Lebensgehalt besitzt Petzold ein Sprachtalent, das zu jeder Schattierung der wechselvollen Szenen nicht bloß den richtigen Ausdruck findet, sondern auch die richtige Färbung. Wir leben alle diese Bilder mit ihm durch in den seltenen Freudenstunden, in den Enttäuschungen, in den Roheiten und Härten. Seine Sprache ist in all diesen Einzelheiten so eindringlich, daß sie alle Saiten unseres Geistes in Schwingung bringt.

KARL SCHIRMER

Wir waren anfangs im Zweifel, ob sich diese Autobiographie von Karl Schirmer: „Fünfzig Jahre Arbeiter“ [1], für unsere Arbeit eigne. Das Büchlein ist kaum etwas mehr als eine ziemlich nüchterne Aufeinanderfolge von Daten, Tatsachen und sozialpolitischen Ausführungen.

Man fühlt aber zwischen den schlichten Zeilen eine gewisse Kraft, das Wort eines zielbewußten Charakters, und dieses Merkmal dürfte genügen, das Buch zu einem kleinen Literaturdenkmal der Arbeitergeschichte zu stempeln. Dazu kommt, daß Schirmer — noch Industriearbeiter aus dem Handwerk her — Angehöriger der christlichen Gewerkschaften, scharfer Gegner der Sozialdemokratie und Mitglied der Zentrumspartei ist, so daß seine Erwähnung eine Vervollständigung unseres Aufgabengebietes bedeutet.

Schirmer hat im gleichen Jahre (1924) neben diesem Buch auch eine zehn Seiten umfassende Broschüre erscheinen lassen: Karl Schirmer, „Aus meinem Leben“. Der Zweck derselben ist aber mehr eine Entwicklungsgeschichte der christlichen Gewerkschaften zu geben als eine Lebensbeschreibung und bringt für unsere Arbeit keinen nennenswerten Beitrag.

Die Wiege Schirmers stand im Schwäbischen Allgäu, in Winterstetten. Der Vater, ein Schmied, starb, als der Sohn elf Jahre alt war. Da die Mutter nach des Vaters Tod mittellos dastand, mußte der kleine Karl in seiner schulfreien Zeit als Hirtenbub noch einige Pfennige verdienen.

Nach seiner Entlassung aus der Volksschule kam der Knabe zu einem Verwandten nach Aulendorf, um die Schlosserei zu lernen. Der Meister behandelte ihn gut, aber die Kost war schmal. Die Arbeitszeit ging von fünf Uhr morgens bis sieben Uhr abends, nur unterbrochen von einer halbstündigen Vesperpause und einer Mittagessenszeit. Maschinen gab es in der Werkstätte nicht; sogar das Bohren des Metalls wurde mit der Handkurbel getan. Dadurch war die Arbeit wesentlich erschwert.

[1] Karl Schirmer, 50 Jahre Arbeiter. Duisburg 1924, Echo-Verlag. (Bücher der Arbeit Bd. 13.)

Für die gewerblich-theoretische Ausbildung der Lehrlinge waren Abend- und Sonntagsschulen eingerichtet. Der Schulzwang dauerte bis zum achtzehnten Lebensjahre.

1880 war seine Lehrzeit beendet. Er war sechzehn Jahre alt, da er als Geselle in eine größere Schlosserei in Altshausen kam, wo es wieder Neues zu lernen gab. In dem erweiterten Betrieb wurde ihm klar, warum der Geselle bei der Frage des Meisters, bei dem er um Arbeit vorsprach, auf die Frage: „Sind Sie Schlosser?“ nach Zunftvorschrift zu antworten hat: „Nur ein Stück davon“. Er kam dann nach Stuttgart, blieb aber nicht lange, da ihm die Residenzstadt zu belebt war. Er bekam Heimweh nach der stilleren Heimat.

Nach kurzer Beschäftigung in Ravensburg und wieder in Aulendorf ging er nach Freiburg im Breisgau. Der Meister, bei dem er eintrat, verlangte Überstunden, bezahlte dieselben aber nicht. Schirmer geht vors Gericht, aber vierzehn Tage zu warten bis zum Entscheid, ist ihm zu lang, und so geht er unverrichteter Sache weiter. In Oberkirch treffen wir ihn wieder bei der Arbeit. Dort trat er dem katholischen Gesellenverein bei, dessen kameradschaftliche Abende ihm viele fröhliche Stunden brachten.

1883 ist er in Mainz, wo er an dem Stadthallenneubau arbeitete. Wohnung und Essen bekam er billig im Gesellenhaus. Oft kniete er am Grabe des großen sozialen Bischofs Wilhelm Emanuel von Ketteler und dankte dem Toten für sein soziales Wirken. Ketteler war damals sechs Jahre tot.

Auch nach Köln kommt er. Von den Lehrstunden des Gesellenvereins wählt er das Zeichnen, um sich in diesem Fach zu vervollkommnen. Bei den Septennatswahlen sieht er Windthorst, dessen Rede ihm sehr imponiert.

Nach drei Jahren ergreift er den Wanderstab aufs neue und besucht die Weltausstellung in Antwerpen, sieht sich etwas in Holland um und geht dann zurück nach Hannover, Bremen, Hamburg und Berlin.

Wo er ist, sucht er für sein Handwerk zu profitieren und Neues zu lernen.

Er tritt noch einmal in seiner alten Firma in Köln ein. Der Fabrikherr war sehr human mit seinen Gesellen, so z. B. bekam jeder an den Samstagen eine Dose Rauchtabak. Auch die Wahrnehmung, daß Seife und Handtuch für den Werkstattgebrauch vorhanden waren, macht einen günstigen Eindruck auf Schirmer. Als er 1888 im Mai Köln verläßt, geschieht es nicht gerade leichten Herzens. Er wandert mit einem Freunde bis nach Zürich, wo beide Arbeit finden.

In den Versammlungsabenden im Schlosserfachverein wurden anfänglich soziale und fachberufliche Fragen behandelt. Aber bald „setzte es auch politisch gefärbte Referate ab, um so hinten herum die

Mitglieder des Vereins der Sozialdemokratie näher zu bringen."[2] Deshalb kam es zu einer scharfen Auseinandersetzung, infolge deren er seinen Austritt erklärte. Die Genossen drängten ihn dann auch aus der Speisegenossenschaft, die nicht für „Schwarze" da sei. Auch aus dem Lesezimmer wurde er verwiesen.

Dagegen wählte man ihn an der Gewerbeschule in Zürich, obgleich er Ausländer war, zum Schulrepräsentanten, weil er für dieses Amt ein richtig gehendes „Mül"[3] hätte. Die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse veranlaßten ihn, Zürich zu verlassen.

Er wandte sich nach München. Dieses Kapitel wird vielverheißend überschrieben: „Am festen Boden." Er findet Beschäftigung und verheiratet sich 1892.

Unermüdlich bleibt er in der Vervollkommnung seiner Fachkenntnisse und sonstiger nützlicher Kenntnisse. So nimmt er immer wieder an den Unterrichtsabenden des Gesellenvereins teil: Zeichnen, Mathematik, Buchführung, und sogar Französisch sind seine Fächer. Zur gewerblichen Fortbildungsschule zugelassen, hört er bei Professor Gernewein wöchentlich zwei Stunden „Stillehre und deren Bedeutung".

Im Jahre 1897 wurde ihm erlaubt, sich bei der Universität München als Hörer einzuschreiben, und er hört Vorlesungen über ökonomische Politik und Statistik.

Der zweite Teil des Buches ist ganz der Geschichte der Entstehung der christlichen Gewerkschaften gewidmet. Dieser Abschnitt ist nur mehr eine Skizze der Geschichte bezw. Tätigkeit der Vereine und Fachabteilungen und eine Aufzählung der Wahlvereine und ihrer Organisationen, gehört also nicht mehr zu unserem Gebiete.

Was Schirmers Buch auszeichnet, ist die klare, knappe Sprache und die Zielsicherheit seiner Gedanken. Man steht unter dem Eindruck, daß in dem Buch ein Mann zu uns spricht, der weiß, was er soll, und den keine Lockungen vom Wege abbringen. Die suggestive Gewalt eines geschulten Charakters macht das Buch zu einem nützlichen Führer für den katholischen Arbeiter.

EUGEN MAY

„Mein Lebenslauf"[1] von Eugen May führt uns einen gut talentierten Menschen vor. Sein Charakter ist unausgeglichen, eine große Empfindlichkeit und die Sucht zu kritisieren und seinen nicht immer feinen Spott spielen zu lassen, herrschen in seinem Wesen vor und bestimmen auch oft sein Schicksal.

---

[2] Schirmer a. a. O. S. 21. [3] Ebd. S. 22.

[1] Eugen May, Mein Lebenslauf. Erschienen in „Sozial-psychologische Forschungen, herausgegeben von Prof. W. Hellpach, Bd. II.

Wie bei vielen andern Arbeitern muß auch bei May in Betracht gezogen werden, daß eine harte Jugend das Leben des gut begabten Kindes schon früh verdunkelte und verbitterte. Auch fehlte ihm die Ruhe des Denkens und die Stärke eines entschiedenen Charakters, um diesen Mängeln erfolgreich entgegenzuwirken.

Schon mit acht Jahren muß das Kind mit seinen Brüdern Steine klopfen, um zum Unterhalt der Familie beizutragen. Es ist für seine Charakteranlage sehr bezeichnend, daß ihm diese Stunden zu den schönsten gehören, weil man da ohne Aufsicht arbeiten durfte und dann noch mit großem Stolze seinen „Zahltag" der Mutter überreichen konnte. Es spricht viel Drang nach Selbständigkeit aus diesen Worten.

Nach der Schulentlassung (May war noch nicht ganz 14 Jahre alt) mußte er in einer Ziegelei sehr hart arbeiten, die Stunde um dreizehn Pfennig. Nach einem Vierteljahr geht er wieder zu seinem Steinhaufen zurück. Dann wollte er in die Maschinenfabrik Eßlingen eintreten, wurde aber als Herzkranker nicht zugelassen.

Er trat bei einer Firma A. & S. als Lehrling ein. Es war eine Dreherei. Der Meister huldigte noch stark der Theorie, daß die Prügelstrafe ein Hauptförderungsmittel bei der Erziehung des Lehrlings bedeute. May muß aber doch bekennen, daß er dort viel gelernt habe. Schon im ersten Halbjahr konnte er „Gewinde schneiden".

Hier trat auch eine religiöse Wandlung bei ihm ein. Mit ihm arbeitete der Sohn eines Pfarrers, welcher, selbst ungläubig, auch ihm seine Zweifel mitteilte. Mit einem mehr kecken als überlegten Satze macht May der Theologie ein Ende: „Das Geschwefel der Pfarrer an die armen Leute über Himmel und Hölle und Jüngstes Gericht oder das Fortleben des Geistes, wie es den armen Leuten von den Pfaffen gepredigt wird, ekelt mich geradezu an, nachdem ich an eine sogenannte (!) Urkraft glaube, die von geistig über mir stehenden Leuten mir begreiflich gemacht wurde."[2]

Als er sich eines Tages mit einem andern Lehrjungen stritt, gab ihm der Meister eine Ohrfeige und daraufhin „ging er durch".

Vom sozialen Standpunkt aus betrachtet, ist ein Vorkommnis, das May erlebte, sehr bemerkenswert. Die beiden Lehrjungen hatten den Dampfkessel zu reinigen, den angesetzten Kesselstein abzuklopfen und die Rauchzüge zu entrußen. Ein gelernter Essenkehrer braucht zu dieser Arbeit fünf Stunden. Die beiden Jungen brauchten sieben Stunden dazu. Wegen der zwei Stunden mehr gab es „großen Krach mit gut gesalzener Prügelsuppe dazu".[3] Dazu hatten die beiden Jungen keine Kesselanzüge gestellt bekommen, und ihr Überanzug war voll Ruß und Schmutz. Bezahlung — 40 Pfennige.

Sein Vater brachte ihn nunmehr zu einem Schmied, bei dem er

[2] Ebd. S. 18. [3] May a. a. O. S. 17.

Kost und Logis hatte, aber „durch Erzählungen eines gereisten Gesellen erwachte auch in mir der Freiheitsdrang, und ich versuchte, dort ebenfalls auszureißen“[4]. Sein Vater dämpfte jedoch den Freiheitsdrang ziemlich energisch. Da wurde May „bockbeinig“ und ging bald darauf doch weg.

Eine Kesselschmiede von Gebr. W. (wohl in Cannstatt) war sein nächster Posten. Ein Uriasbrief des Vaters bewirkt eine strenge Behandlung des freiheitliebenden Jungen. Er eignete sich viele Fertigkeiten in seinem Berufe an, aber auch „das sehr rohe Gebaren der Kesselschmiede“, und er wurde sonderbarerweise aus diesem Grunde von „den Herren besser behandelt“. In seiner Erinnerung blieb diese Zeit als „eine der schönsten“ vermerkt[5].

Auf Wunsch seiner Mutter, welche damit wohl seine Gesundheit im Auge hatte, kam er wieder in eine Dreherei, wo er so reiche Kenntnisse zeigte, daß ihn der Meister nicht als Lehrling, sondern als Dreher einstellte, der „nach Leistung“ bezahlt wurde. Das stachelte den Ehrgeiz des Sechzehnjährigen an, und bald wurde der Anfangslohn um 15 Pfennig pro Stunde erhöht. Ein „Krach“ mit dem Vorarbeiter brachte den schnell Aufbrausenden nach acht Monaten wieder auf die Wanderschaft.

Die nächste Firma, von der wir Näheres über seine Verhältnisse erfahren, ist K., vielleicht auch in Cannstatt. Hier notiert er seine schmerzliche Erfahrung, wie die Meister die Akkordsätze willkürlich festsetzen oder reduzieren. „Unter diesen Umständen“ gefiel es ihm nicht mehr, und er zog es vor, nach drei Monaten wieder zu „verduften“[6].

Die vielen Einträge in seinem Arbeitsbuche, wohl nicht alle sehr schmeichelhafter Art, scheinen ihm nicht mehr gepaßt zu haben, denn er verbrannte das ihn bloßstellende Buch.

Nun kam er in die berühmten Daimlerwerke, Daimler-Motoren-Gesellschaft. Hier fand er hohe Akkordsätze, und die Behandlung war gut. Der Stundenlohn betrug 32 Pfennig, der durchschnittliche Akkordstundenlohn 45—50 Pfennig[7]. An Werkzeugen fehlte es ebenfalls nicht. Dazu bemerkt er eigens, daß Waschräume und Garderobe gut waren. Trotzdem blieb er in diesem Werke nicht lange. Streit mit dem Vater gab seinem Wandertrieb den nötigen Vorwand, und trotz des Bittens seiner — des 17jährigen — Braut ging er ohne Abschied nach Augsburg[8]. Bei einem Fahrrad- und Nähmaschinenmechaniker fand er Beschäftigung. Es gefiel ihm dort gut, bis auch hier Streit und Prügel ihn mit „verschlagenem Gesicht“ in die Heimat zurücktreiben.

Kurze Zeit nachher wandert May zu Fuß nach Plauen im Vogt-

---

[4] S. 18. [5] S. 19. [6] S. 20.
[7] S. 21. [8] Nähere Zeitangabe fehlt.

land, wo er Arbeit in einer Maschinenfabrik fand. Er sah da viel moralische Verwilderung. Schnapstrinken und die Verelendung der Mädchen in der Stickereibranche, welche bei einem Wochenlohn von 6—9 Mark, bei sechzigstündiger Arbeitszeit dem Laster förmlich zugetrieben wurden. „Hier entstand mein Haß gegen die Blutsauger der Stickereiindustrie.“ [9]

Er ist sehr begierig, die Neuerungen in den Betrieben zu studieren, „wovon er mit den Augen so viel als möglich gestohlen hat“ [10].

Bei der einfallenden Reichstagswahl am 26. Januar 1907 hört er Bebel und Ledebour und verbreitet sozialdemokratische Wahlzettel. Weil er am Wahltag keinen Urlaub erhält, bringt ihn das so in Zorn, daß er am Tage vor der Wahl, mitten im Winter, die Arbeit einstellt.

In Gera findet er wieder einen Platz. Aber auch hier bleibt er nur kurze Zeit. Seine Freude am Wandern hat nun noch einen sehr kräftigen Antrieb bekommen. May war nämlich zwanzig Jahre alt geworden und somit militärpflichtig. Um sich seine Freiheit zu erhalten, sucht er sich mit allen Mitteln vom Militärdienst zu drücken.

Von Gera ging's über Fulda nach Großenheim bei Frankfurt. Hier arbeitete er auch nur kurze Zeit, weil seine Firma nach 14 Tagen Bankrott machte. Er ging wieder zurück nach Sachsen und arbeitete in Meerane. Nach vier Wochen ist er in Werdau, „wo er in einer Saubude Arbeit fand“. Fünf Mann mußten sich in einem Wassereimer waschen. In Werdau lernte er seine „jetzt von ihm geschiedene Frau“ kennen. Seine frühere Braut hatte ihm schon vorher die Verlobung gekündigt. Er kehrt nach Hause zurück, aber schon nach kurzem Aufenthalt wandert er nach Karlsruhe (Baden), Mainz, Köln. Er macht wieder seine Beobachtungen über die schamlose Ausbeutung der in den Fabriken beschäftigten Mädchen und über die traurigen Zustände in den Asylen für Obdachlose.

Plötzlich packt ihn das Heimweh nach Sachsen. Über das Sauerland, Kassel kommt er nach Erfurt.

In Apolda findet er Beschäftigung in einer Fabrik für Brauereiartikel. Aber in seinem Logis, dessen fünfzehn bis zwanzig Insassen — junge Leute — dem Trunke ergeben waren, wird ihm das Verweilen zur Qual.

Er führt in der Fabrik eine technische Neuerung ein, kann sich aber seines Erfolges nicht lange erfreuen, denn die Frühjahrsmusterung, der er ausweichen will, vertreibt ihn wieder.

Über Gera, Plauen, Hof, Bayreuth und Nürnberg kommt er nach München. Dort bettelt er im Kapuzinerkloster. Unter einem Kruzifix sieht er eine Frau knieen und macht die geistlose Betrachtung: „Ich bedaure heute noch diese arme, vom Wahne befallene Frau und halte

[9] S. 22. [10] S. 23.

diejenigen, die einen Menschen so weit bringen, für gemeine Verbrecher.“ [11]

Über Dachau geht er weiter über Augsburg, Ulm bis Stuttgart. Sein Weg führt ihn in die Nähe seines Heimatortes. „Ließ mich aber zu Hause nicht sehen, weil ich nicht mehr gut in der Kluft (Kleider) war und kein Geld hatte. Aber ohne meine Heimat gesehen zu haben, konnte ich nicht weiter reisen.“ [12] Und so stellt er sich in Cannstatt auf die Wilhelmsbrücke und schaut für eine Viertelstunde nach dem Heimatdorf hinüber. Weiter über Leonberg, Pforzheim, Karlsruhe, Durlach, nach Bruchsal. Überall nimmt er die städtische Verpflegung mit: „Abendbrot, Schlafen und morgens Kaffee.“ [13]

Von diesem Aufenthalt in Bruchsal erzählt er eine erschütternde Episode aus dem Leben eines Landstreichers. Ein alter „Kunde“ wurde schon lange von der Gendarmerie gesucht, aber diesmal nicht um ihn zu verhaften, sondern um ihm die Freudennachricht zu bringen, daß ihm eine beträchtliche Erbschaft zugefallen sei. Was tut der plötzlich reich Gewordene? Er läd seine bisherigen Schicksalsgenossen zu einem Biergelage ein. Er selbst sitzt dabei unter ihnen, trinkt aber bei seiner Feier nichts, sondern „weinte nur leise“. Er wies jeden Dank zurück, und obwohl ihm seine Mittel es erlaubt hätten, im Hotel ein bequemes Nachtlager zu haben, blieb er und schlief mitten unter seinen armen Brüdern auf der Herberge [14].

Von Bruchsal ging's nach Heidelberg, wo er sich über die betrunkenen Studenten ärgert. Von da nach Heilbronn und nach Wertheim, wo er wieder Arbeit findet. Welcher Art seine Anstellung war, erwähnt er nicht. Der Lohn beträgt 32 Pfennig. Sein Vorgänger hatte 48 Pfennig, weil dieser, wie er auf seine Beschwerde hin erfährt, verheiratet war. Er erhält darauf 40 Pfennig pro Stunde, ist aber nicht befriedigt, da ihm die Berücksichtigung der Verheirateten ungerecht erscheint. Nach ihm müßte jeder den gleichen Stückpreis erhalten.

Wir finden ihn dann in Halle wieder, wo er wegen einer Verletzung in einem Spital liegt, und hier wird er von der Militärbehörde gefaßt. Er wurde aber als untauglich entlassen.

Es zog ihn wieder nach der Heimat zu seiner Braut (obwohl er in Plauen eine zweite hatte). In Cannstatt fand er Arbeit. Später ging er wieder in die Daimlerwerke, wo er die Arbeit gut und die Preise angemessen fand. Eine Schwäche von ihm waren die „blauen Montage“.

Auch in diesem Betriebe wußte der talentierte Arbeiter eine Verbesserung einzuführen, die er in Plauen gesehen hatte.

Seine nächste Wanderung führt ihn weit über die Grenzen Deutschlands nach Italien, nach Mailand. Er findet die italienischen Arbeiter

---

[11] S. 29. [12] S. 29. [13] S. 29. [14] S. 29—30.

sehr zuvorkommend gegen den Fremden. Er bleibt aber nicht lange in Italien, da er sich nicht verständlich machen kann, und wendet sich nach der Schweiz. In Frauenfeld lernt er das Logierburschenwesen der Schweizer kennen und schätzen, aber in den Schweizer Fabriken gefällt es ihm nicht, weil man sich vor der Einstellung ärztlich untersuchen lassen muß. Daß die Ausschußware dem Arbeiter zu Lasten fällt und daß der Arbeiter das zerbrochene Werkzeug ersetzen muß, erregt ebenfalls sein Mißvergnügen.

Über Singen, Friedrichshafen kommt er wieder nach Württemberg, nach Ravensburg. Eine Maschinenfabrik nimmt ihn an. Er findet gute Maschinerie und ebensolche Werkzeuge, so daß er sehr hohe Achtung vor dem Betrieb bekommt. Aber die grobe Behandlung und die rohen Ausdrücke der Vorgesetzten ärgern ihn. Er fordert seine Mitarbeiter auf, sich dagegen zu wehren. Das Anerbieten des Chefs, ihm einen Meisterposten zu geben, wenn er von der Agitation abstehen wolle, kann seine Haltung nicht ändern. Er läßt eine gut bezahlte Stellung hinter sich und geht.

Auch das Los des Arbeitslosen muß er durchkosten und als Rübenablader arbeiten — 100 Zentner für 70 Pfennig. Bald aber fand er wieder Facharbeit, wechselt jedoch kurz nacheinander zweimal, weil es ihm nicht paßt.

Bei der nächsten Firma fand er wieder zu große Strenge vor. So z. B. wurde eine Minute Verspätung mit dem Abzug eines ganzen Stundenlohnes bestraft, und bei der Arbeit durfte jeder Mann nur einen und denselben Handgriff machen, so daß man vieles wieder verlernte.

Es geht wieder in die Schweiz, aber die dortige harte Disziplin trieb ihn wieder nach dem gemütlicheren Schwaben, nach Friedrichshafen zurück. Ein Streit wegen Lohnverkürzung vertreibt ihn aufs neue nach der Schweiz, nach Zürich und Como. Da er keine entsprechende Stelle fand und auch kein Geld mehr hatte, kommt er auf polizeilichem „Schub", im Gefangenenwagen, wieder in die Heimat.

Von da wandert er bis Augsburg, wo er Arbeit, aber veraltete Maschinen findet. Das verleidete ihm das Arbeiten, und er wandert wieder.

Er war inzwischen 26 Jahre alt geworden und fand es nunmehr an der Zeit, den „Berliner" auf die Seite zu legen und sich seßhaft zu machen. Er verheiratete sich.

In der Kugel- und Rollenlagerfabrik in Cannstatt kam er unter und fand eine Arbeit, wie er sie liebte. Er sagt einmal von der Arbeit: „Wenn ich ein wirklich schwer zu bearbeitendes Stück hatte, so war mir die Arbeit eine Freude. Ich vergaß Ort und Zeit und konnte mit Lust und Liebe mich ganz dem Genuß schöpferischer Arbeit hingeben." In der Kugellagerfabrik konnte er diesen Drang nach Präzisionsarbeit voll befriedigen. Oft mußte er mit der Lupe arbeiten,

um die Feinheiten herauszubringen. Dafür war aber auch der Lohn ein sehr guter: 87,5 Pfennig die Stunde. Hier zeigte sich May auf der Höhe seines Könnens. Er wird zu einer besonders schweren Arbeit herangezogen, wo er sein Licht leuchten lassen kann. May schiebt hier eine Abhandlung über Kalkulationsverfahren und Arbeitssystem ein, das ihn als einen Menschen zeigt, der seine Arbeit durch Nachdenken vergeistigt. Man muß wirklich bedauern, daß sein unstetes und heftiges Temperament so viele Möglichkeiten zur Verbesserung seiner Verhältnisse vereitelte.

Ganz unvermittelt springt das Endkapitel ein mit der Überschrift: „In eigener Werkstatt". Ein gewisser Keßler, ein Fabrikant, hatte sein Talent entdeckt und ihm in seinem Heimatdorf Münster eine Werkstatt eingerichtet, wo er für sich arbeiten konnte und, wie er eigens betont, wo auch die Kinder den Vater besuchen konnten. Bald konnte er eine weitere Drehbank für einen Gesellen einstellen. Keßler und May „kamen gut auf ihre Rechnung, und er war frei" [15]. In einem Rückblick taxiert May seine jetzigen Verhältnisse und Leistungen gegenüber denjenigen in der Fabrikzeit als „fünf zu zwei, sogar sieben zu zwei", und trotzdem war alles „immer munter und quietschvergnügt", keine Spur von der in der Fabrik unvermeidlich eintretenden Arbeitsunlust infolge von Abspannung war zu bemerken [16]. May fühlte richtig den Unterschied zwischen der alten Handwerksweise und dem Fabriksystem.

Leider ließ sich May durch einen schlauen Kollegen verleiten, seine bisherige gute Stelle aufzugeben und in einem Schwarzwalddorfe eine G. m. b. H. (wohl ein Holzbearbeitungsgeschäft) zu gründen. Durch einen Rechtskunstgriff machte sich der Kompagnon unabhängig und May ging.

Seit 1920 war er dann arbeitslos. Er mußte schließlich wieder in dem gleichen Steinbruch arbeiten, wo er zwanzig Jahre früher „als Schuljunge zur Unterstützung der immer schmalen Familienkasse Steine hatte klopfen müssen" [17].

Sein immer noch abenteuerlicher Geist fand ein besonderes Vergnügen am Sprengen der Steine. Es war ihm eine Lust, „wenn ich meinen dreimaligen Warnungsruf ‚Feuer' und dann mein ‚Brennt schon' ausstoßen konnte, mich rasch vor etwa umherfliegenden Stücken in Sicherheit brachte, und hatte der Schuß gut gewirkt, dann war ich glücklich und vergaß, daß ich eigentlich ein anderes, weniger hartes und gefährliches und besser bezahltes Arbeiten gelernt hatte." [18]

Um sich die für seinen Beruf notwendige Beweglichkeit des Geistes zu erhalten, schrieb May in dieser Zeit einen Aufsatz: „Nachwuchs und Kalkulation im Maschinenbau." [19]

---

[15] S. 66. [16] S. 67. [17] S. 70. [18] S. 70.

[19] Dieser Aufsatz ist in die Autobiographie S. 59—65 eingefügt.

Später kam May wieder zu seiner früheren Firma Gebr. Keßler in Cannstatt und wurde dort Meister.

Eine Schlußbemerkung des Herausgebers der Autobiographie belehrt uns, daß May seinen oben geschilderten Versuch, auf einem Schwarzwalddorf zu siedeln, unter günstigeren Umständen wieder aufgenommen hat.

In Eugen Mays Buch ersteht vor uns das Lebensbild eines Mannes, der, mit reichen Fähigkeiten für sein Fach ausgerüstet, doch nie zu einem vollen Erfolg kam. Ein ungezügelter Freiheitsdrang, vielleicht wäre das Wort Starrsinn besser, oft zur unrechten Zeit geäußert, hat ihm immer wieder die besten Aussichten verdorben. Wir gedenken des Shakespeare-Satzes: „Niemand ist sein eigen", und enthalten uns des Urteils. Sicher ist, daß May als reiner Handwerker, frei vom Zwang und den Schikanen des Fabriklebens, Besseres geleistet und einen angenehmeren Lebensgang gehabt hätte.

GEORG WERNER

Das Buch „Ein Kumpel"[1] ist die Autobiographie eines Bergmannes. Sie bringt den Einblick in ein neues Gebiet deutscher Arbeit. Bei der ungeheueren Bedeutung und den Beziehungen zur Schwerindustrie ist es für die Arbeiterliteratur von Bedeutung, auch aus diesem Arbeitsgebiete einen Vertreter zu hören.

Werner bringt zuerst eine kurze Familiengeschichte. Der Vater Werners war eine Zeit lang in den Vereinigten Staaten, kehrte aber wieder nach Deutschland zurück und wurde Bergmann. Als Schlepper hatte er einen sehr schweren Dienst. „Wer mehrere Jahre hintereinander ‚die Bahn fuhr', merkte es sein Leben lang, weil er für jede andere Arbeit zu steif geworden war."[2] Als der Vater 1½ Jahre den harten Dienst getan hatte, wurde er Wiegemeister.

Die Schulzeit schon stellt den Knaben vor soziale Probleme. Das Waldburger Gebiet hatte ein sehr zurückgebliebenes Schulsystem. Es zählte zwölf Klassen, von „denen 6 die A-Seite oder die Rektorklassen, die übrigen 6 die B-Seite hießen. Die Kinder der Armen, die Söhne der Bergarbeiter, waren die Schüler der B-Seite, die Söhne der Bessersituierten die Schüler der A-Seite." Obwohl der junge Werner lange Klassenerster war, konnte er nie auf die A-Seite kommen. Auf seine Beschwerde hin erklärte ihm der Lehrer: „Du gehörst als Arbeiterjunge zur B-Seite, und da mußt du bleiben."[3]

Der junge Werner las gerne. Die „Gartenlaube", „Daheim", „Gute Stunde" standen ihm in erster Reihe.

---

[1] Georg Werner, Ein Kumpel. Erzählung aus dem Bergmannsleben. Berlin 1930, Verlag „Die Knappschaft". 6. u. 7. Tausend.

[2] Werner a. a. O. S. 11. [3] Ebd. S. 12.

Sein Vater, der nicht nur selbst viel gelesen, sondern auch im Leben viel erfahren hatte, half ihm bei seiner geistigen Entwicklung in sehr vernünftiger Art.

Nach der Schulentlassung ging er „zur Grube". Als Lehrling hatte er die Aufgabe, die Steine aus den Förderkohlen auszulesen. „Eine stumpfsinnige Beschäftigung von morgens sechs Uhr bis abends halb sechs Uhr."[6] Durch Kurzsichtigkeit war er bei dieser Arbeit sehr gehindert. Trotz einer Brille konnte er nur schlecht sehen.

Es war ihm Gelegenheit geboten, im Büro der Zeche verwendet zu werden, er aber zog die Arbeit in der Grube vor, weil er zum Bürodienst „gar keine Lust" hatte[7].

Seine Mutter starb, und der Vater mußte seinen vielen Kindern eine zweite Mutter geben, „um ihnen Ordnung und Erziehung zu gewähren"[8]. Der Stiefsohn konnte mit der neuen Mutter nicht recht auskommen und zog aus. „Im Frühjahr 1897, nachdem ich 19 Jahre alt geworden, wurde ich Quartierbursche und kam unter fremde Menschen."[9] Mit dem Vater blieb er in gutem Verhältnis und sah ihn täglich auf der Grube.

Während die Vorschüler sich bei ihren Vergnügungen mehr für sich hielten, ging Werner mit seinen Grubenkameraden auf die Dörfer und amüsierte sich dort Mittwochs und Samstags. Oft kam er erst morgens nach Hause und hatte kaum Zeit, das Arbeitszeug anzuziehen und zur Schicht zu gehen.

In die Bergschule wurde er nicht aufgenommen wegen seines „rüpelhaften" Benehmens gegen Vorgesetzte. Aber ganz abgesehen von diesem Tadel zweifelte er selbst an der Möglichkeit. Er wußte, „sicher würde auch mein übriger Lebenswandel zur Sprache kommen, der mich nach den dort herrschenden Anschauungen ganz ungeeignet zum Bergschüler machte".

„Ich besaß nämlich im Gegensatz zu meiner strengen Auffassung über die Pflichten im Beruf außerhalb der Arbeitszeit sehr wenig Hemmungen. So war mir die Meinung der andern über mein Tun und Lassen völlig gleichgültig. Ich hielt alles für erlaubt, was andere Menschen nicht schädigte.

Diese an und für sich richtige Einstellung wurde jedoch durch verschiedene Umstände ungünstig beeinflußt."[10]

Wir werden gleich hören, wie und in welchem Grade. „Infolge meines Überall-zu-Hause wußte ich viele Stellen, wo man eine lustige Gesellschaft, eine nette Kellnerin oder ein Tanzvergnügen mit Anschluß finden konnte und wo es überall Alkohol gab. Dieser aber brachte mich in einen eigentümlichen Zustand. Ich blieb Herr meiner Glieder und glaubte auch Herr meiner Sinne zu sein. Doch am andern Tage fehlte

---

[6] S. 23. [7] S. 28. [8] S. 39. [9] S. 41. [10] S. 61.

mir jede Erinnerung, wo ich die letzten Stunden überall gewesen und was ich angestellt hatte. Erfreulicherweise leiteten mich auch in diesem Dämmerzustande die gleichen Ansichten über Geradheit und Ehrlichkeit wie im sonstigen Leben. Sie warnten mich stets vor Handlungen, die mich bei ernsterer Prüfung hätten schamrot werden lassen. Aber der mir innewohnende Betätigungsdrang brachte mich in Konflikte mit den Hütern der Ordnung und hat mir beinahe ein ganzes Dutzend Polizeistrafen eingetragen. Mehrere Male wurde ich des Nachts eingesperrt, auch bin ich verschiedentlich in Schlägereien geraten, wobei es nur dem Zufall zuzuschreiben war, daß sie für mich und für die andern Beteiligten ohne schlimmere Folgen blieben. Wenn auch das Messer nicht gebraucht wurde — das Wort ‚Messerheld' war das verächtlichste Schimpfwort unter den jungen Burschen —, so war aber auch der Hausschlüssel eine gefährliche Waffe. Einige Male mußte ich Schmerzensgeld zahlen, denn konnte ich einer Prügelei nicht mehr aus dem Wege gehen, dann versuchte ich wenigstens dafür Sorge zu tragen, daß mich der Angreifer in Zukunft in Ruhe ließ. Die Taktik ‚selten, aber dann feste' war mein Grundsatz. Zu jener Zeit erhielt ich den Beinamen ‚der verrückte Werner'." [11]

So wundern wir uns nicht, daß er sich gerne von einem Werber der Zeche „Friedrich der Große" aus Herne in Westfalen anwerben ließ. Er ging in den ersten Tagen des Mai 1899 nach dort ab.

„Als Arbeiter auf Hibernia" ist das folgende Kapitel überschrieben. Hier bemerken wir in Werner eine entschiedene Wendung zum Solideren und Besseren. Er bringt Ordnung in sein äußeres Leben, und in seinem Berufe wird er ein ehrlicher, achtungswerter Streber, der etwas auf sich hält.

Er ist fleißig und überlegt, auch freundlich und hilfsbereit gegen seine Kameraden.

In gefährlichen Lagen zeigt Werner nicht nur Mut, sondern auch kluge Umsicht und Kaltblütigkeit. Davon ein Beispiel: „Nachdem ich einige Monate in diesem Betriebe tätig war, fuhren wir eine Gebirgsstörung, eine sogenannte Überschiebung, an. Diese Störungen bergen des öfteren große Gasmengen in sich. Da die Gase, sobald Grubenhauer an sie herankommen, unter großem Geräusch austreten, nennt man diese Gasausbrüche Bläser. Und einen solchen Bläser hieben wir an. Die Grubengase traten unter einem dumpfen Knall in großen Mengen aus, und ihr Druck war so stark, daß sie den frischen Wetterstrom bis an den Aufbruch, das waren etwa 30 m, zurückdrängten. Der abziehende Wetterstrom ging durch den dicht abgekleideten Fahrschacht im Aufbruch nach unten. Der Fahrschacht stand daher

[11] S. 62—63.

voll Schlagwetter und durfte nicht betreten werden. Im Fördertrum [12] des Aufbruchs konnten wir aber auch nicht nach unten, denn es wurde mit Gegengewicht gefördert, und der Korb war oben. Sonst wären wir am Strick hinabgerutscht. Auch fehlte ein voller Wagen zum Hinablassen des Korbes. Es war ein Zusammentreffen verschiedener Umstände, die uns die Flucht unmöglich machten. Wir legten uns daher am Aufbruch hin und hielten den Kopf in den Schacht, in dem die frische Luft nach oben drängte.

„Im Augenblick des Gasausbruches habe ich sofort die Situation übersehen. Nachdem ich an den Luft- und Wasserröhren Brand geklopft, schrie ich dem um Aufklärung im Aufbruch heraufrufenden Schießmeister zu, warum und wie er alle Wetterabzugswege in den andern Teilen des Reviers sichern müsse, damit niemand in das Gasgemisch gelange und Unheil stifte.

„Auch der Schießmeister übersah sofort die furchtbare Gefahr und hat meinen Rat ausgeführt. Wären die Gase angesteckt worden, hätte die Explosion die Menschen in zwei Revieren das Leben gekostet. Diese meine Geistesgegenwart hat meinem Steiger eine solch hohe Meinung von mir beigebracht, daß er beim Direktor beantragte, mich als Beamten anzustellen.“ [13]

In der Tat wurde er bald befördert und tat 1900 schon Steigerdienst.

Für Fachleute müssen seine längeren Ausführungen über die Lagerungen, Schlagwetterreviere, Vorsichtsmaßregeln usw. interessant sein. Sie liegen aber außerhalb unserer Arbeit. Zu bemerken ist, daß an dieser Stelle die Sprache Werners viel geläufiger wird und er eine gewandtere Art hat zu erklären, als wenn er z. B. gesellschaftliche Vorgänge schildert. Die Wichtigtuerei ist hier ganz zurückgetreten. Man hat den Eindruck, hier spricht ein tüchtiger Arbeiter, der auf dem Gebiete daheim ist und der des Zierates nicht bedarf, um etwas zu gelten.

Nunmehr tritt auch die schwere Frage seiner Verheiratung an ihn heran. Sein Hauptmotiv ist einstweilen ein rein Materielles. Die verheirateten Kollegen haben „freie Wohnung und Feuerung, während ich als Kostgänger leer ausging“. „Auch die häusliche Ordnung war für die Verheirateten besser.“ [14]

Wenn wir nun Werner seine Gedanken über die Frau aussprechen hören, so fragt man sich, ob dies der gleiche „Windhund“ ist wie in Waldenburg, so vernünftig und besonnen urteilt er hier. „Mit Mädchen, die man heiratet, hatte ich keine Erfahrungen. Zu einer richtiggehenden Liebschaft hatte ich es niemals gebracht. Es

[12] Schlagwetter werden die explosiblen Gemische in der Luft genannt. Die einzelnen Teile des Schachtes heißen „Trume“ (Fahrtrum, Fördertrum).
[13] S. 77—78. [14] S. 112.

fehlten mir die Schwestern und weiblichen Verwandten, die einem die Psyche des andern Geschlechts vermittelt hätten. Auch dachte ich an des Vaters Bitte, mich nicht zu zeitig zu binden; zum andern sahen die ehrsamen Jungfräulein auf mich und ich auf die ehrsamen Mädchen herunter. Bei ihnen hatte ich keine Chancen. Einmal war ich alles andere als ein Adonis, zum andern hatte ich Ansichten über Anständigkeit und Moral, die mich als einen Menschen ohne alle Hemmungen erscheinen ließen. Ich aber sah wieder die, die sich wunder wie wichtig vorkamen, nicht für voll an. Es fehlte mir eben völlig das Verständnis für diese Mädchen."

„Bei einem Besuch eines auf der Zeche Hibernia als Sprengstoffausgeber tätigen Schlesiers lernte ich seine aus Weisstein stammende Frau kennen, die alle jene Eigenschaften in hohem Maße besaß, die ich an allen Menschen als das Wertvollste schätze. Sie war fleißig und pflichttreu, war anständig und gerade im Denken und fühlte mit dem Arbeitsvolk. Sie besaß ein sympathisches Äußeres, konnte sehr gut kochen, und die Wohnung blitzte von Sauberkeit. In diesem Hause war eine Tochter von 17 Jahren. Ich hielt um sie an, und Weihnachten 1901 erfolgte die Verlobung." [15]

Um einen eigenen Hausstand gründen zu können, sucht er bei einer Zeche als Reviersteiger anzukommen. Das gelingt ihm in Haßlinghausen bei Barmen. Seine Wohnung nimmt er in dem Dorf Sprockhövel.

Wieder müssen wir über die bergmännischen Ausführungen hinweggehen, so klar sie auch gefaßt sein mögen.

Bei der Erzählung von einem Wortwechsel, den Werner mit einem Vorgesetzten über die Zweckmäßigkeit einer dienstlichen Anordnung hat, freut man sich über die Art, wie er Ruhe und Höflichkeit mit der nachdrücklichen Selbstbehauptung zu vereinigen weiß [16].

Das Streben nach einem besseren Einkommen veranlaßt ihn, die Stelle wieder zu wechseln. Er kommt nach Hamborn auf die Zeche Neumühl. Es war eine „Mammutanlage", wie sie „in Deutschland wahrscheinlich nur einmal errichtet" wurde [17]. Er gibt dafür einige Zahlen: Von 19 854 t im Jahre 1897 stieg die Förderung in Kohle auf 1 641 470 t im Jahre 1904. Die Belegschaft setzte sich zusammen aus 3108 Deutschen, 1095 Österreichern, 240 Holländern, 156 Italienern, 53 Russen, 33 Belgiern und 4 sonstigen Ausländern. Darunter waren viele, „die aus irgend einem Grunde untertauchen wollen". Auf dieser Zeche arbeiteten „mehr Zuchthäusler, als in einem großen Zuchthause untergebracht sind".

„Der Schnapsausschank in der an der Zeche gelegenen Wirtschaft Ostrop betrug monatlich zirka 300 hl. Neumühl war ‚Wild-West'.

---

[15] S. 112—113. [16] S. 119—120. [17] S. 123.

Allmonatlich wurde mindestens ein Mensch totgeschlagen. Die Steiger hatten jeder einen Waffenschein und trugen Revolver bei sich.“ [18]

Er stellt uns auch einen Direktor vor, der Strenge mit Sachlichkeit zu vereinigen wußte. Wir geben die Stelle hier wieder als ein Beispiel für die neue Einstellung Werners.

„Der Direktor einer Zeche ist nun ein Herr, der von seinen Angestellten und Arbeitern als der Herr ihres Schicksals angesehen wird. Brutale Menschen können auch wirklich in einer solchen Stellung namenloses Unglück anrichten. Direktor Bentrop war daher auch für uns eine gefürchtete Persönlichkeit. Er war zwar in den Konferenzen scharf, aber doch sachlich. Einem jeden von uns versuchte er, den Geist der Aufgabe, den Zweck jeder Arbeit und etwaige Fehler klarzumachen. Infolge seiner kurzen und präzisen Art, unterstützt durch seine Autorität als Direktor, kam es zwar selten zu einer Diskussion, doch fragte er mitunter selbst, ob man mit seiner Ansicht einverstanden sei. Auch ließ er sich von der Richtigkeit anderer Ansichten überzeugen, denn die Betriebsführer sprachen ganz offen und frei ihre Meinungen aus.“ [19]

Für seine Leute tritt Werner unerschrocken ein, auch wenn es ihm selbst schadet [20]. Dabei ist die Art seines Auftretens fest, aber ruhig und sympathisch.

Die Bedeutung des Titelwortes „Kumpel“ im Sprachgebrauch des Bergmannes bekommen wir auch erklärt. „Kumpels sind nicht nur im Bergbau zu finden. Es gibt solche Menschen, wenn auch viel seltener, in allen Berufen. Der Kumpel ist ehrlich, wahr und sucht keine Freundschaften. Glaubt er in einem andern Menschen die gleichen Eigenschaften zu sehen, so verständigt er sich mit dem ohne viele Worte und hält ihm die Freundschaft, auch wenn ihm üble Nachrede zu Ohren kommt. Kumpels sind treue, uneigennützige Kameraden.“ [21]

Nach dem Streik von 1905, der sogar für Werner überraschend eintrat, bekam er fünfzehn der gemaßregelten Arbeiter in sein Revier, weil er der Direktion als ein Mann bekannt war, der es verstand, „gut mit den Leuten umzugehen“ [22]. Werner hatte Erfolg. Er brachte alle so unter, daß keine Differenzen entstanden.

Wie er sich zur Sozialdemokratie stellt, soll mit seinen eigenen Worten gesagt werden. „In dieser Zeit nahm mich der Beruf weniger in Anspruch, denn das Revier war sehr gut in Ordnung, und die Förderung klappte, auch war das Revier ohne besondere Schwierigkeiten. Da begann ich mich für Politik und Gewerkschaft zu interessieren. Gefühlsmäßig war ich zum Gegner der von den Arbeitern vertretenen Ansichten geworden. Einmal kommt man durch den Beruf

[18] S. 124. [19] S. 128. [20] S. 138—141. [21] S. 146. [22] S. 151.

in Gegensatz zu den Arbeitern, zum andern lehnte ich die Verallgemeinerungen in der Bergarbeiterzeitung entschieden ab. Aber meine Veranlagung, mir ein eigenes fertiges Urteil in nicht beruflichen, wichtigen Fragen nur sehr schwer und auch nicht gefühlsmäßig zu bilden, veranlaßte mich, die Unterhaltung mit den gemaßregelten Arbeitern zu suchen, um mein politisches und gewerkschaftliches Gefühl verstandesgemäß zu untermauern.

„In diesen mitunter sehr gründlichen und langen Unterhaltungen mit Leuten, die in der Arbeiterbewegung und in der Sozialdemokratie Funktionäre waren und die auch sachlich ihre Ansichten sehr geschickt zu vertreten wußten, lernte ich ihre Art des Denkens kennen und das Wesentliche unterscheiden. Mein Verstand sagte mir nun, daß sie von ihrem Standpunkte aus ihre Anschauungen logisch und richtig begründen konnten. In ihrer politischen und gewerkschaftlichen Betätigung aber sah ich kein Unrecht. Denn die Freiheit des Denkens und des Handelns, die ich für mich unbedingt in Anspruch nahm, billigte ich ihnen als Selbstverständlichkeit zu.“ [24]

Werner gehörte bisher zur Unterklasse der Steiger. Jene Steiger, die in der Prüfung das Prädikat „gut“ erhielten, hatten das Anrecht, ohne Prüfung zur Oberklasse zugelassen zu werden. Es gehört aber eine besondere Befähigung dazu. „Die Oberklasse der Bergschule zu Bochum bildet die Betriebsführer der großen Schlagwetterzechen im Ruhrrevier heran. Dieser Beruf erfordert einmal ein sehr großes bergmännisches Wissen, zum andern aber große Energie und Entschlußkraft. Denn der Betriebsführer einer großen Zeche mit Tausenden von Arbeitern muß in jedem Augenblick des laufenden Betriebes Entscheidungen treffen, die von der größten Bedeutung für das Wohl und Wehe der Belegschaft und für das wirtschaftliche Ergehen des Betriebs sind. In Stunden der Gefahr sind die Anforderungen noch größer.

„In diesem schweren Berufe gibt es eigentümlicherweise fast nur Menschen mit Volksschulbildung. Der schwere Beruf schreckt die Bessersituierten ab.“ [25]

Der Besuch der Oberklasse dauerte ein Jahr bei täglich 6 Stunden Unterricht. Um während des Unterrichtsjahres etwas nebenher zu verdienen, räumte die Direktion dem tüchtigen Steiger besondere Vergünstigungen ein.

Einen Einblick in die Denkweise des bekannten Großindustriellen Stinnes erhalten wir ebenfalls. „Auf Grund meiner Entwicklung hielt ich es für eine selbstverständliche Pflicht eines leitenden Grubenbeamten, durch Schaffung eines guten Zusammenarbeitens aller im Betriebe Tätigen gute Leistungen zu erzielen. Zwar dachte man im

[24] S. 152. [25] S. 161.

allgemeinen nicht so positiv; denn nicht nur der Betriebsleitung der Zeche Neumühl, sondern den meisten Werksleitungen war es vollständig gleichgültig, wie die Menschen zusammenarbeiteten, wenn nur die Leistung kam. Bei den einzelnen Menschen wirkten aber doch die Gebote des Christentums so stark nach, daß die Tendenz der Nächstenliebe allgemein als ehrenwert, die Rücksichtslosigkeit im Betrieb dagegen als Makel angesehen wurde. Diese Ansicht, daß im Betriebe das Christentum richtunggebend für den Geist des Betriebes sein soll, war so lange selbstverständlich, bis das System Stinnes das erstrebenswerte Ideal des Betriebes wurde....

„Stinnes gehörte zu jenen Menschen, denen der Erfolg Lebensfreude ist. Des Geldes wegen brauchte er sich nicht so intensiv um eine Reihe von Dingen zu kümmern, wie er es getan hat, denn er selbst war persönlich sehr anspruchslos. Nun hätte er die Leistungen steigern können, wenn er neben den durch den Verstand und die Wissenschaft gebotenen Verbesserungen des Betriebes gute Menschenökonomie verlangte. Aber über Menschenbehandlung machte er sich, wie es im Zuge jener Zeit lag, keine Gedanken. Die ersten Menschen, die ihm die großen Erfolge auf seinen Zechen brachten, waren junge energische Betriebsführer, die mit der Schlafmützigkeit rücksichtslos aufräumten, und denen das Schicksal des einzelnen nicht nur gleichgültig war, sondern denen es sogar Freude bereitete, recht brutal zu sein.

„Ihre brutalen Methoden aber wurden für Herrn Stinnes das Evangelium des Erfolges, während sie in Wirklichkeit Begleiterscheinungen des Systems der Reibung waren. Der Erfolg aber beruhte auf den technischen Fortschritten, auf der verminderten Ausführung der notwendigen Reparaturen und dem Aufzehren der innern Reserven auf Kosten der Sicherheit.

„Diese neuen Herren brachten Leben in jeden Betrieb; denn Stinnes ließ seinen Mitarbeitern freie Hand. Einer von ihnen entfesselte im Jahre 1905 auf Zeche Bruchstraße den Bergarbeiterstreik. Diese Herren stellten systematisch die Betriebe auf Reibung ein. Sowohl die Beamten untereinander als auch die Arbeiter in den Kameradschaften mußten einer des andern Teufel werden. Das mir aus meiner schlesischen Heimat so verhaßte System des Lohnkürzens in den Kameradschaften wurde hier gegenüber den Beamten angewandt. Den Steigern gewährte und kürzte man Prämien nach Gunst und Gabe und zwang sie, Treiber zu werden, die als Sklavenvögte die Arbeiter drangsalierten....

„Gelegentlich der Verhandlungen im Essener Rathause im Jahre 1920 über die Sozialisierung des Bergbaues, an der die Herren Stinnes, Silverberg und Vögler von Arbeitgeberseite beteiligt waren, habe ich in den Sitzungen selbst und auch in einer stundenlangen Unterhaltung

mit Herrn Stinnes nach dem Essen ihm unter vier Augen die Auswirkungen seines Systems geschildert, wobei er mir ganz betroffen sagte: ‚Herr Werner, Absicht ist das nicht gewesen.' Er gab mir auch ohne weiteres zu, daß meine Ansichten über Menschenbehandlung die richtigen seien. Durch den Krieg und seine Folgen veranlaßt, hatte er sich selbst schon sehr stark mit diesem Problem beschäftigt. Das aber änderte nichts mehr an dem Bösen, das durch dieses System zu einer notwendigen Folgeerscheinung im Betriebe geworden war.

„Nachdem auf den Stinneswerken die jungen, schneidigen Betriebsführer die Leistung gesteigert, wurden sie von Herrn Stinnes zu Inspektoren befördert, wie er überhaupt das System der zahlreichen Oberbeamten eingeführt hat. Das sogenannte Inspektoren- oder Fahrsteigersystem, welches darin besteht, für die Leistung verantwortliche Ober- oder Zwischenbeamte zu schaffen, die die gesetzlich für die Sicherheit verantwortlichen Steiger und Betriebsführer drangsalieren können, war eben auch ein Teil des auf Reibung eingestellten Betriebes. Alle diese Dinge hängen ineinander."[26]

Die Oberklassen-Studien schloß Werner glänzend ab. Sein Aufsatz: „Die Selbstkosten beim Abbau des Flözes J", wurde auf Veranlassung des Direktors Bentrop vervielfältigt und den Betriebsführern mit der Empfehlung eingehändigt, die darin niedergelegten Gedanken zu berücksichtigen. Nicht alle der älteren Kollegen waren davon erbaut, von dem jüngeren Beamten Belehrung zu bekommen.

„Die letzte Stellung" ist die Überschrift auch des letzten Kapitels. Es ist eine Auseinandersetzung mit dem System Stinnes, das auch auf die Zeche Neumühl übergriff. Brutales Antreiben und rücksichtslose Behandlung war der Geist des „Systems der Reibung". Ein weiteres Grundgesetz war: Der Vorgesetzte hat dem Untergebenen gegenüber immer Recht, weil die in diesem System liegende Ungerechtigkeit erst die gewünschte Reibung gibt. „Ob das auf die Dauer den Sicherheitszustand des Reviers herabsetzte oder den Förderzustand des Gesamtreviers ungünstig beeinflußte, störte den Vertreter des Systems nicht."[27] „Kohlen, Kohlen waren das Ziel."

In Werner erwachte in jenen stürmischen Tagen ein Entschluß, den er auch durchführte, nämlich die Steiger zu organisieren und damit den Kampf gegen das System aufzunehmen. Damit schließt das Buch.

Eine Besprechung des Wernerschen Buches in der Literaturbeilage der „Frankfurter Zeitung" (17. XI. 1929) spricht von einer Unbeholfenheit der Form und der Ausdrucksweise Werners. Wir können diesem Urteil nicht beitreten. Wenn die Sprache auch keine poetische ist, sondern schlicht und einfach, oft knapp, so kann doch von einer

[26] S. 172—175. [27] S. 184.

Unbeholfenheit nicht die Rede sein. Werner wiederholt sich nicht in den Wendungen der Sätze, fällt nicht auf durch gewaltsame Konstruktionen und findet sogar für den Rhythmus der jeweiligen Stimmung die passende Sprachform. Die Klarlegung der technischen Bauten im Schacht, das Arbeiten der Maschinen und Menschen ist so belebt, daß auch der Nichtfachmann es nicht ohne Genuß liest.

Seine soziale Einstellung ist nicht die des Beamten, der sich über seine Untergebenen erhaben fühlt, sondern die des kameradschaftlichen Führers seiner Arbeiter, der Strenge walten läßt, wo es nötig wird, der aber auch ohne Rücksicht auf sich selbst für das Wohl und Wehe seiner Leute eintritt. Der sozialdemokratischen Bewegung sucht er einen Sinn abzugewinnen.

BRUNO H. BÜRGEL

Das Buch von Bruno H. Bürgel: „Vom Arbeiter zum Astronomen“ [1], erweckt schon durch den Titel unsere gespannte Neugier. Der Weg vom einfachen Arbeiter zur Astronomie, der sublimsten Wissenschaft, ist schon etwas Außerordentliches. Das Buch hat aber nicht nur den Zweck, uns Aufschluß zu geben über den außergewöhnlichen Aufstieg eines Menschen. Der Verfasser, der „aus der Tiefe aufstieg, sich vom Proletarierkinde, vom Fabrikarbeiter hinaufentwickelte, unter Arbeitern, unter Gelehrten, unter Künstlern, unter gemeinen Soldaten und unter Offizieren lebte“, glaubte, bei der Erfahrung, die ihm der Verkehr mit all diesen verschiedenartigen Ständen vermittelte, die nötigen Eigenschaften zu besitzen, als Vermittler zwischen dem Arbeiter und den andern Gesellschaftsschichten dienen zu können.

Sehr wirkungsvoll durch den Kontrast leitet Bürgel seine Jugendgeschichte ein. Er hat soeben als weitbekannter Astronom vor einem zahlreichen Publikum einen Vortrag gehalten. „Mit rauschendem Beifall, mit Zurufen und Händedrücken hatte man ihn wieder ziehen lassen.“ [2] Er geht hinaus in die dunkeln Straßen, den Kopf noch voll von der geistigen Anregung. Er kommt in eine kleine Straße. Da findet er sich plötzlich vor einer Mietskaserne stehend und — „da oben, im dritten Stockwerk, ganz rechts, wo zwei dunkle Fenster, erloschenen Augen gleich, erkennbar waren, stand meine Wiege“ [3]. Im Jahre 1875 war der Astronom hier geboren, das Haus hatte den Spitznamen „das graue Elend“ [4].

Die Mutter starb da droben an einem Lungenleiden, und die Handwerksleute, bei denen die junge Mutter Unterschlupf gefunden hatte,

[1] Bruno H. Bürgel, Vom Arbeiter zum Astronomen. Neue, erweiterte Ausgabe, 102.—110. Tausend. Berlin 1930, Ullstein.
[2] Bürgel a. a. O. S. 10. [3] Ebd. S. 11. [4] S. 14.

adoptierten das Kind. Auch die Pflegeeltern waren mit Glücksgütern nicht gesegnet, aber „von jener biederen, grundehrlichen Art, die heute immer mehr ausstirbt“ [5].

Bürgel sieht die Armut seiner Jugend auch von einem andern Gesichtswinkel, als wir es gewöhnlich in den Biographien zu lesen gewohnt sind. Er findet etwas Erzieherisches in der Entbehrung. „Die Armut kann Kraft verleihen! In der Finsternis wächst die Sehnsucht zum Licht mehr, als im Licht selbst.“ [6] Und an einer andern Stelle: „Auch Armut und Dürftigkeit kann zu einem Schatz werden! Sie kann den Ernst erzeugen, die Nachdenksamkeit über das Leben und die Lebenswerte. Sie kann den vom Schicksal Enterbten anspornen, alle Kräfte zusammenzureißen und den Weg nach aufwärts zu suchen, während der reichen Mutter Sohn im Überfluß und dem Gefühl des Geborgenseins erschlafft und sein Pfund verliert!“ [7]

Anziehend sind seine einzelnen Erinnerungen an die alten Häuser und das Leben in dem nördlichen Vorort von Berlin, wo noch die letzten Reste der Bauernschaften gegen die vordringende Stadt sich wehrten.

Eine eigentümliche Sehnsucht nach dem gestirnten Himmel war schon in dem 12 oder 13 Jahre alten Knaben erwacht. Das Kalendarium des „Lahrer Hinkenden Boten“ hat vielleicht, wie er selbst annimmt, die ersten Anregungen zu dieser Neigung gegeben. Oft lag er an den Sommerabenden in den „nicht sehr dekorativen, aber praktischen Kartoffel- und Rübenfeldern“ und starrte zu dem gestirnten Himmel empor [8].

Aber auch andere, mehr irdische Offenbarungen wurden ihm an solchen Abenden zuteil. Ein gleichalteriger Kamerad, „ungemein ernst und frühreif“, gesellte sich dann und wann zu ihm. In dessen Elternhaus war „die bitterste Not zu Gaste“. Der Junge las alle sozialistischen Parteischriften seines Vaters und war „der geborene Revolutionär“. Dieser erzählte nun dem jungen Bürgel von Kapital und Armut, von Freiheit und Unterdrückung. Das alles bringt der Hörer in einen innern Zusammenhang mit dem Sternenwald, und ein für seine Jugend merkwürdiger Entschluß steigt in ihm auf: „Du willst all dem Kleinen, das die Menschen machen, möglichst aus dem Wege gehen und willst ‚die Sterne studieren‘, herausbekommen, was es mit ihnen ist.“ [9]

Ein entgleister Mathematikprofessor der kaiserlichen Marineschule erklärt ihm die Ursachen einer Mondfinsternis in einem lichtvollen Vortrag, „der mit einem Male tausend Fragen klärte und Zweifel löste, die sich bei der Betrachtung der Sterne in meinem Hirn gebildet“ [10].

Als er aus der Schule entlassen war, hätte er gerne „die Sterne

---

[5] S. 15. [6] S. 13. [7] S. 12. [8] S. 21. [9] S. 22. [10] S. 24—25.

studieren wollen", aber der Vater muß ihm sagen, daß daran nicht zu denken sei.

Er ergab sich in sein Geschick und fing an, „für ein paar Wochen in die Geheimnisse der Pechdrahtbearbeitung und Holzspeilnagelung einzudringen".

In der Meinung, viel Gelegenheit zum Lesen zu bekommen, trat er in eine Buchdruckerei ein. „Jeder Papierfetzen, der damals in meine Hände kam, wurde bis zum letzten Buchstaben studiert, und meine größte Trauer war es, daß ich keinen Pfennig Geld hatte, um Bücher kaufen zu können." [11] In der Druckerei fand er aber seine Erwartungen gründlich enttäuscht. „Als Farbenreiber und Druckwalzenwäscher kann man kein Alexander von Humboldt werden, und das Lesen der Prospekte, Preislisten, Viehmarktkalender und Maskenballplakate führt auch nicht gerade zum Polyhistor." [12]

In einer Schraubenfabrik, in einer Flaschenfabrik, wo er es nacheinander versuchte, reichten seine Kräfte nicht aus. Was ihn aber fast noch mehr abschreckte, war der gemeine Umgangston in den Fabriksälen. „Ich fiel aus allen Himmeln, als ich diesen gräßlichen Umgangston der Fabriken (wenigstens jener Fabriken) wie einen Sturzbach auf mich eindringen fühlte. Wüste Schimpfereien, bei geringsten Gelegenheiten gegenseitiges Androhen von Tätlichkeiten, unflätiges Benehmen gegen weibliche Arbeiter, das die jüngeren, denen es vielleicht ging wie mir, mit verlegenem Schweigen aufnahmen, das aber von den älteren oft mit nicht minder handgreiflichen Eindeutigkeiten beantwortet wurde, deren Sinn mir erst nach und nach klar wurde, Unsauberkeiten aller Art, das Fehlen jedes ernsten Gespräches über irgend ein verständiges Thema, wüste Kneipereien an Sonnabenden, ein ekelhaftes Brüsten mit schmierigen Weibergeschichten..., das war der Ton, vor allem der jüngeren Arbeiter.

„Wer sich diesem rüden Ton, diesen ewigen Schweinigeleien, diesen Sauf(usw.!!)zügen der Sonnabende zu entziehen suchte, nicht mitmachte, wohl gar schüchtern und errötend abseits stand, wurde verhöhnt, wurde zum Hanswurst gestempelt und war ‚kein Kerl'." [13]

Gerade diese Klage zieht sich durch alle Biographien, und nichts illustriert mehr die Tatsache, daß es den Führern nur um die politischen Erfolge zu tun war und nicht um die Hebung des Arbeiters, daß sie diesen offenkundigen Gemeinheiten ohne auch nur einen Versuch der Besserung gegenüberstanden.

Die älteren Arbeiter hatten allerdings an diesem niederen Treiben weniger Anteil. Ihr Interesse lag auf einem andern Gebiete. „Mit durchfurchten Gesichtern, vielfach verbittert, lasen sie mit Andacht ihr Parteiblatt, diskutierten über die Arbeiterbewegung, über Vor-

[11] S. 33. [12] S. 33—34. [13] S. 33—34.

gänge in Versammlungen, und ihre Augen flammten auf, ein Hauch von Begeisterung rötete die fahlen Wangen, wenn sie davon sprachen, daß das glimmende Feuer unter der grauen Asche eines Tages auflodern würde in hellen Flammen und die gewaltigen Bataillone sich zusammenschließen würden, um es wahr zu machen, was verstohlen da und dort gesummt wurde: ‚Der Bahn, der kühnen, folgen wir, die uns geführt Lassalle.‘ “ [14]

Auch das Alkoholübel wird erörtert. Bürgel leugnet nicht, daß er selbst dem Teufel Alkohol seinen Tribut gezollt hat. Aber: „Ich tauchte nieder, ich tauchte auf.“ „Die Sterne, die schon zu versinken drohten, stiegen leuchtend wieder auf!“ [15]

„Per aspera ad astra“, überschreibt er vielsagend ein Kapitel. Aber einstweilen ist noch alles ein tiefes Dunkel. „In der blauen Bluse, mit der Blechkanne voll Kaffee unter dem Arm, trabte ich im Winter, wenn die Sterne noch am Himmel standen, über die verschneiten Felder und durch die langen Chausseen von meinem Dorf nach meiner Arbeitsstätte in Berlin. Der Weg war fast anderthalb Stunden lang, Sommer und Winter, weil ich die 60 Pfennig, die damals eine Arbeiter-Wochenkarte auf der Vorortbahn kostete, sparen wollte, um mir Bücher dafür kaufen zu können.“ [16]

Er arbeitete in einer Luxuspapierfabrik, wo man von ihm „für 12 Mark 50 Pfennig die Woche den Farbensinn eines Michelangelo“ [17] verlangte.

Da fällt ihm eines Tages ein Heft der Reclam-Bibliothek in die Hände: „Auf der Sternwarte, oder wie der Astronom zu den Resultaten seiner Forschung gelangt“, von dem Astronomen Dr. M. Wilh. Meyer, dem Gründer der Berliner „Urania“.

Das Büchlein wurde ihm zum „Baedeker für seine Lebensreise“. Von nun an spart Bürgel jeden Pfennig, auch an Essen und Trinken, „um bei meinem geringen Verdienst die Mittel für Bücher aufbringen zu können“ [18].

„Der höfliche Geselle Zufall“ kam ihm eines Tages beim Billardspiel zu Hilfe. Er erklärte seinem Mitspieler das Parallelogramm der Kräfte, da wird ein Student aufmerksam auf den gelehrten Arbeiter und beschenkt ihn mit naturwissenschaftlichen Büchern. Mit eiserner Energie macht er sich an die Riesenaufgabe, nur mit den Vorkenntnissen der Volksschule ausgestattet und ohne fremde Hilfe, sich in die verschiedenen naturwissenschaftlichen Gebiete einzuarbeiten. „Ich griff die Sache mit größter Energie an, ich lernte tausendundeine Nacht, immer wieder vom Schlaf überrumpelt, immer wieder vom Lerneifer angespornt. Ein ewiger Kampf, der Kampf des armen Auto-

[14] S. 36—37. [15] S. 44—45. [16] S. 46. [17] S. 47. [18] S. 50.

didakten, von dem sich die jungen Herren in bunter Mütze kaum eine rechte Vorstellung machen können.“ [19]

Auch „in der Fabrik lag ich während der Mittagspause neben den Maschinen und grübelte und lernte“ [20]. Er spart sich mühselig 15 Mark zusammen, um in einem Trödlerladen ein kleines ausziehbares Marinefernrohr kaufen zu können. „Es genügte, um die Bewegungen der Monde des Planeten Jupiter zu verfolgen und Sonnenflecken zu erkennen und abzubilden. Auch die Gebirge des Mondes, die Ringe des Saturn und ähnliche auffälligere Objekte wurden mir dadurch zugänglich. — Welch eine Freude erfüllte mich, das mit eigenen Augen, wenn auch zunächst unvollkommen, zu sehen, was ich nur aus Büchern kannte! Andächtig saß ich ganze Stunden an meinem Kammerfenster und starrte ins Sterngeflimmer.“ [21]

Er macht statistische Aufzeichnungen über Sonnenflecken, Sternschnuppenfälle und veränderliche Sterne, Arbeiten, welche später die volle Anerkennung des Astronomen Dr. Meyer fanden.

Nebenher war er eifriger Anhänger der Sozialdemokratie, der den 1. Mai nach dem Fallen des Sozialistengesetzes begeistert mitfeierte.

Seine Gedanken an diesem Tage sind uns zum größten Teil von früheren Vertretern der Sozialdemokratie her bekannt. „Die Arbeit ist die Quelle alles Reichtums, alles Segens, aller Kultur. Wir, die wir den größten Teil dieser Arbeit leisten, werden dieser Früchte im allergeringsten Maße teilhaftig. Wir Menschen sind Brüder, durch Geburt einer dem andern gleich. Bestehende kulturelle Unterschiede sind vor allem auf die ungünstige soziale Stellung der großen Massen zurückzuführen. Niemand kann und soll des andern Herr sein. Gleiche Rechte, gleiche Pflichten, gleichen Anteil an den Segnungen der Arbeit, materiellen und kulturellen. Wir wollen nur das Recht, diesem Ziel auf freundlichem Wege zuzustreben, bis der überwiegende Teil des Volkes sich uns anschließt und auf friedlichem Wege sich die Umwandlung der kapitalistischen Gesellschaftsform in eine sozialistische ermöglichen läßt.“ [22]

Allerdings gibt Bürgel auch zu, wie oberflächlich meistens in seinem Lager geurteilt wird. „Ich merkte aber aus vielen Gesprächen und Äußerungen, daß die breite Masse meiner proletarischen Brüder... nicht einmal von den allerprimitivsten Grundsätzen der Wirtschaftslehre eine genügende Vorstellung hatte. Ganz besonders schief sah das Bild aus, das sie sich machten, wo Fragen des internationalen Handels, wo die Konkurrenz der Völker mit hineinspielen und Preisbildung und Lohn bedingen. Gerade die Unwissenden aber waren die Lärmenden, während die aufgeklärten und belesenen Genossen viel besser das Mögliche vom Unmöglichen zu trennen wußten.“ [23]

---

[19] S. 53. [20] S. 55. [21] S. 59. [22] S. 64. [23] S. 66.

Bürgel mußte auch durch die trostlose Periode der Arbeitslosigkeit hindurch. Von einem Arbeitsnachweis eilte er zu einem andern, aber ohne Erfolg. So dreißig Wochen lang. Ein paar Mal schlief er nachts draußen im Walde, um Geld zu sparen.

Da, in der höchsten Not, halfen ihm wieder seine Sterne. Er schreibt an den Verfasser seines ersten astronomischen Büchleins, Dr Meyer in Berlin, legt ihm seine Lage dar und bittet ihn um Anstellung für kleine Arbeiten auf seiner Sternwarte. Er bekommt eine Einladung, zu dem Gelehrten zu kommen und seine Arbeiten und Instrumente mitzubringen.

Das Glück war ihm hold. Er bekam einen kleinen Posten an der „Urania", einer Volksbildungsstätte in Berlin, und durfte unter der Anleitung von Astronomen auf der Sternwarte selbst arbeiten und Studien treiben.

Es gab auch da und dort Mißstimmungen mit den Akademikern, die den Arbeiterastronomen von oben herab ansahen. Aber immer hoben ihn wieder die herrlichen Sternennächte aus allen Sorgen.

Bald fing Bürgel an, volkstümliche Abhandlungen über Astronomie zu schreiben für Tageszeitungen und Magazine. Geheimrat Foerster, „der Nestor der deutschen Astronomen"[24], wurde auf den merkwürdigen Kollegen aufmerksam und läßt sich von ihm „kleine Handreichungen" bei der Herausgabe seines Werkes „Die Erforschung des Weltalls" leisten. Zum Danke ebnet der alte Gelehrte ihm den Weg zum Besuch der Universität. Das Studium vermittelt ihm aber nicht nur exakte Kenntnisse, sondern reizt ihn auch zum tieferen Nachdenken über Weltanschauungsfragen an. Seine bisherige oberflächliche Art, über Welt und Dinge zu urteilen, ändert sich.

„Auch ich zog lange Zeit in dieser Bahn dahin und glaubte, die Naturwissenschaft hätte den lieben Gott sozusagen in der Tasche, und sie hätte ihm all seine Rätsel abgelauscht, wie der vorwitzige Knabe, der hinter die Kulissen des Jahrmarktzauberkünstlers geblickt. Warum ein Schneesternchen sich so und so bilden muß, wie es das Samenkorn anfängt, sich so und nicht anders zur Pflanze mit all ihren komplizierten Organen zu entwickeln, wie die Weltkörper einander ‚anziehen', was das Licht ist, wie in unserem Hirn ein Gedanke zustande kommt, durch welchen unerkennbaren Kreisprozeß das ewige Werden und Vergehen der Sternenwelt garantiert wird ... all das erschien mir weiter nicht rätselhaft. — Ich glaubte, die Naturwissenschaft könne das alles, wenn nicht heut, so morgen ‚erklären'. Von diesem Glauben, der auch eine Art Aberglauben ist, abgekommen zu sein, das verdanke ich dem Universitätsstudium."[25]

Der Weltkrieg unterbricht die stillen Studien. Er wurde dem Luft-

[24] S. 103. [25] S. 106—107.

schifferbataillon zugeteilt, wo er sich bei seinen technischen Kenntnissen sehr schnell Anerkennung verschaffte.

Nach dem Kriege mittellos geworden, verlegt er sich wieder auf die populäre Schriftstellerei und erhält die Unterstützung von Ullstein. In 400 000 Exemplaren und in 6 Sprachen waren im Jahre 1930 seine Bücher verbreitet.

Auch seine Vortragsreisen durch 350 Städte waren von großem Erfolge begleitet, und dankbar erkennt er am Schluß des lesenswerten Büchleins an: „So habe ich in Schrift und Wort auf Millionen Menschen eingewirkt, vom Glück begünstigt und durch Gunst beglückt. Über dem Knaben, den in den Novembertagen des Jahres 1875 die junge Mutter am Fenster jener Mietskaserne, am Leben verzagend, im Arm wiegte, schwebte unsichtbar ein freundliches Gestirn!“ [26]

Daß Bürgels Buch zu den interessanteren gehört, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Ein solcher Aufstieg ist zu selten und zu überraschend, um nicht zu fesseln. Viele seiner Standesgenossen hatten gleiches oder ähnliches Streben und die Talente dazu, aber „der höfliche Geselle Zufall“ stellte sich bei ihnen nicht ein.

Eine Kritik seines Buches in Woldts „Die Lebenswelt des Industriearbeiters“ stellt Bürgels Schilderung der Arbeiterschaft in Frage. Dort heißt es: „Seine besondere Entwicklung hat ihm zweifellos die Objektivität des Urteils über den Arbeiter genommen. Hier wird seine Charakteristik flach und ausdruckslos. Ein Einsamer, der vom Arbeiterleben geistig hinweg wollte, spricht von einer Schicht, die er verlassen hat.“ [27] Wer das Buch aufmerksam liest, kann dem nicht beistimmen.

Die Sprache des Buches ist zwar flüssig, aber die Stellen, wo Bürgel mit außerordentlichen Sprachmitteln überraschen oder Humor zeigen will, kommen uns zu gezwungen vor oder zu schwach, um den gewollten Effekt zu bewirken.

Der Verfasser rühmt sich, mit Menschen aller Gesellschaftsklassen in Verkehr getreten zu sein. Und doch ist sein Buch arm an Menschentypen. Mit viel Liebe und Geschick hat er aber das Bild seiner armen Mutter gezeichnet. Weniger gelang es ihm bei seinen Adoptiveltern, für die er nicht die eindrucksvollen Linien gefunden hat. Vielleicht kommt dies daher, daß er mit seiner eigenen Person zu viel beschäftigt war.

---

[26] S. 133.

[27] Woldts, Die Lebenswelt des Industriearbeiters S. 61.

NIKOLAUS OSTERROTH

Der Titel: „Vom Beter zum Kämpfer", ist vielsprechend, aber der Inhalt des Buches hält nicht ganz, was der Titel ankündet[1]. Flott und mit viel „Galgenhumor" — der dort, wo Nikolaus Osterroth auf die Eltern zu sprechen kommt, peinlich empfunden wird — ist das Elend der ehemals wohlhabenden, aber verarmten Familie geschildert. Der Vater betrieb in der Pfalz ein ziemlich bedeutendes landwirtschaftliches Anwesen, mit dem eine Metzgerei verbunden war. Das Geschäft ging gut. Die Kunden waren meistens Bergarbeiter, welche viel kauften, aber wenig bezahlten bzw. bezahlen konnten. Der Vater „Hanadam", Johann Adam, leichtgläubig und prahlsüchtig, war der Nothelfer seiner ganzen Nachbarschaft. Die Frau, deren äußerliche Frömmigkeit sie nicht abhielt von groben Ungeschicklichkeiten und unnötiger Härte bei der Erziehung der zahlreichen Kinder, verstand es auch nicht, das Hauswesen in Ordnung zu halten. Bald war die letzte Kuh aus dem Stall geholt, und die Not kehrte ein bis zum Hungerleiden. Das Haus wurde gepfändet, und die Familie sah sich in äußerste Armut versetzt.

Spott und Herabsetzung der Religion und des religiösen Lebens macht einen großen Teil dieses Abschnitts aus. Wir müssen allerdings dem Verfasser zubilligen, daß die Art, wie Gottesdienst und Religionsunterricht von dem dortigen an sich gutmütigen, aber durchaus ungeschickten Geistlichen gehandhabt wurde, nicht imstande war, eine richtige Auffassung der Religion in den Pfarrangehörigen zu wecken, besonders nicht in den Kindern. Der Spott Osterroths wirkt aber sehr banal und abstoßend, deshalb, weil man fühlt, wie selbstgefällig und um jeden Preis der Spötter durch sehr billige Witze wirken will.

Wenn Osterroth im Buchtitel den Eindruck erwecken will, als habe er als Beter im ernsten Sinne des Wortes begonnen, so ist dies irreführend und vielleicht nur um des Effektes willen so gewählt. Denn von einem Beter, der in geistigem Ringen, in Not, in Zweifeln zu Gott ruft, ist keine Rede. Osterroth gehört weder jetzt noch später zu jenen Charakteren, welche in ernstem Nachdenken und Kämpfen zu einer Überzeugung gelangen. Er hatte nicht viel aufzugeben, als er mit seiner sozialdemokratischen Wandlung auch die übliche Religionsfeindschaft mit übernahm. Angenehmer wirkt sein Humor, wenn er menschliche Schwächen und Eigenheiten karikiert, wie z. B. den musikalischen Barbier.

Drei Tage nach seiner Schulentlassung ging er in eine Ziegelfabrik im benachbarten Ort, welche einem gewissen Herrn v. Tretmühl, einem

[1] Nikolaus Osterroth, Vom Beter zum Kämpfer. Berlin 1920, Buchhandlung des „Vorwärts".

Schweizer, gehörte und 400 jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigte. „Der Fabrikant war ein gerissener Spekulant, der im wahrsten Sinne des Wortes aus Dreck Gold zu machen verstand.“[2] Da für den geringen Lohn kein erwachsener Arbeiter zu bekommen war, stellte der Fabrikant jugendliche Arbeiter ein, sogar schulpflichtige Kinder, denn „die Maschinen machten Erwachsene ziemlich entbehrlich. Menschen holten den Ziegelton heran, Maschinen kneteten ihn, Maschinen näßten ihn, preßten ihn und lieferten in je zwei Sekunden dem ‚Presser‘ den Ziegel auf eine vorgehaltene Holzleiste.“ Die neun Presser lieferten täglich 18000 Ziegel ab und verdienten durchschnittlich 6 Mark. Ein Junger erhielt 85 Pfennig bei zehnstündiger Arbeitszeit. Er hatte in dieser Zeit zwischen dem Presser und dem rotierenden Aufzug einen Weg von 36 km zurückgelegt und hatte 1260 Zentner geformten Ziegelton transportiert. „Da gab's kein Warten und kein Verschnaufen; er war das Zwischenglied zweier automatischer Maschinen, die das Tempo seiner Sätze regelten; und dann war zur Aufsicht der riesig rohe Presser da, der furchtbar fluchte, wenn er die Ziegel eine viertel Sekunde länger in der Hand halten mußte. Wenn schließlich die Pause da war, hatte der Junge keinen Hunger und keinen Durst mehr, er war so müde. ‚Außer an Ruhe und Sterben dachte der Junge oft gar nicht mehr. Nur hie und da meinte er, wie schön es wäre, wenn er noch in die Schule gehen und singen und lachen könnte. Die Maschine hatte ihn um alles gebracht. In fünf Monaten hatte sie aus einem frohen, helläugigen Kinde einen sich nach Tod und Grabesruhe sehnenden Greis gemacht. Der Junge war ich.‘ Für diese Kraft eines erschöpften Kindes wurden täglich 85 Pfennige bezahlt bei zehnstündiger Arbeitszeit. Dazu froren oder schwitzten die Kinder, je nach dem Raum, in dem sie beschäftigt waren. Ein Trockenraum hatte eine Durchschnittswärme von 44 Grad Celsius.“[3]

Für den Nationalökonomen interessant ist das Kapitel, wo Osterroth aus der Geschichte des Tonbergbaus in der Pfalz berichtet. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde in den nördlichen Ausläufern des Hardtgebirges beim Graben eines Brunnens ein großes Tonlager entdeckt. Bayern hatte damals noch kein Mutungsgesetz, und so war der jeweilige Besitzer des Grundstücks auch Besitzer des darunter liegenden Tonflözes. Der Tonbergbau war deshalb ausschließlich Kleinbetrieb. Die Besitzer, meistens kleinere Bauern, suchten sich gegenseitig durch Senkung der Preise Konkurrenz zu machen — zu ihrem eigenen Schaden. Während in den siebziger Jahren noch 600 bis 800 Mark pro Wagen bezahlt wurden, erzielte man Ende der achtziger Jahre nur noch 60—70 Mark. Die Bauern, durch die Glücks-

[2] Osterroth a. a. O. S. 49. [3] Ebd. S. 50—52.

jahre zu Herren geworden, verarmten später und waren nun keines von beiden mehr.

Schlechte Bezahlung und mangelhafte Schutzvorrichtungen in den Gruben riefen große Unzufriedenheit unter der Bevölkerung hervor. Unter diesen Umständen kann es nicht wundernehmen, daß die eindringende Sozialdemokratie wohlvorbereiteten Boden vorfand. Dazu kam noch, wie Osterroth im Anfange des siebzehnten Kapitels ausführt, daß die Geistlichen der Not der Arbeiter ziemlich tatenlos gegenüberstanden. Man begreift kaum, wie der Kaplan einem leidenden Fabrikkinde den Trost geben kann, das sei eben die Folge des Sündenfluches, und der Fabrikherr müsse ja noch mehr arbeiten als seine Arbeiter[4].

Osterroth gibt uns aus seinem eigenen Leben als kleiner Fabrikarbeiter ein erschütterndes Bild: „Eines Tages trugen mich die andern Jungen bewußtlos ins Aufseherzimmer, von wo ich blutbrechend im Wagen nach Hause gefahren wurde. Acht Wochen lang legte ich in Fieberphantasien ununterbrochen den Weg von der Presse zum Aufzug zurück, bis ich langsam wieder dem Leben entgegen genas." Als der Vater dem Knaben versprach, er dürfe nun Metzger werden, fiel er ihm um den Hals und küßte ihn, „was ich, seitdem ich denken kann, nie getan hatte"[5].

Er tritt in den katholischen Jünglingsverein ein und bildet sich in den Vortragsübungen zum Redner aus. Seine Lektüre sind hauptsächlich Alban Stolz, Sebastian Brunner, Heinrich Hansjakob und historische Bücher und Aufsätze.

Man hat den Eindruck, daß es Osterroth in dieser Zeit mit seiner Religion einigermaßen ernst war. Von dieser Überzeugung kann einen auch der Spott der späteren Kapitel nicht abbringen.

So kam die Soldatenzeit. Osterroth hatte den Vorteil, bei einem Einjährig-Freiwilligen Putzer zu werden, was ihm so viel Geld einbringt, daß er nach Hause schicken kann, ein Umstand, der für einen guten Charakter spricht. Als Preußenfeind liest er mit Vorliebe Sigels „Vaterland" und wird merkwürdigerweise durch dieses Blatt auf den Sozialdemokraten v. Vollmar aufmerksam.

Als er wieder nach Hause kommt, findet er die Lage der Grubenarbeiter noch ebenso schlimm oder noch schlimmer vor als vordem: Ungerechtigkeit, Lohnverkürzung, Entzug des Abfallholzes der Stollen und ein raffiniertes Strafsystem[6]. Von den Arbeitern um Hilfe angerufen, stellt sich der Ortsgeistliche auf die Seite der Unternehmer. Osterroth geht nunmehr zu den Sozialdemokraten über. Am 1. Mai hält er seine erste Rede: „Niemand hilft uns, helfen wir uns selber!" Von Ludwigshafen wird ein Gewerkschaftsfunktionär bestellt. Aber

[4] S. 53. [5] S. 55. [6] S. 131.

trotzdem „kommt kein Zug in die Sache". Erst nach neun Jahren traten die Tonbergleute in den deutschen Bergarbeiterverband ein.

Es war noch viel konservatives Fühlen in den mißhandelten Menschen. Als der Kaplan des Ortes eine Zahlstelle des christlichen Gewerkvereins der Bergleute gründete, welche „florierte", da spottet der sozialdemokratische Osterroth, daß dem Unternehmen nur „alte Frömmler und dienstbeflissene Lakaienseelen beitraten"[7]. Der Spott war wohl etwas mit Neid gemischt. Gegen Ende des Buches setzt sich Osterroth wieder mit der Religion auseinander und macht das bemerkenswerte Geständnis: „Unter allen Umständen wollte ich meiner religiösen Überzeugung treu bleiben, wenngleich mir die Diener meiner Religion durch ihre wüste, unchristliche Kampfesweise diesen Entschluß nicht leicht machten. Ich trennte die Person der Geistlichen von der Sache der Religion."[8]

Osterroth geht nicht tief in seinen Urteilen, sei es in politischen oder religiösen Fragen, aber ein gewisser journalistischer Firnis gibt auch den seichten Stellen eine glänzende Oberfläche. Der Eifer des Agitators bricht allenthalben durch, wo es gilt, die sozialdemokratische Doktrin auch an ihren schwachen Stellen zu verteidigen.

Der Humor des Buches ist packend, wo er aus ungezwungenen Situationen herkommt. Was bei Osterroth versöhnt, ist der Umstand, daß er für seine Ausfälle gegen die Gesellschaftsordnung oder Religion wenigstens nach Gründen sucht, wenn diese auch nicht immer genügend und stichhaltig genug sind für einen nur einigermaßen tiefer gehenden Beurteiler.

HEINRICH LERSCH

Heinrich Lersch, „Hammerschläge"[1]: Wir kommen mit diesem Namen zu einem der Sprachgewaltigen, nicht nur der Arbeiterdichter im engeren Sinne. Die „Hammerschläge" können wir getrost neben Petzolds Biographie stellen, sie übertreffen letztere noch an Leidenschaftlichkeit und Gewalt der Sprache.

Das Buch beginnt symbolisch. Das Kapitel „Unter den Hämmern" stellt uns die Arbeit einer Nietabteilung vor Augen, welche einen Kessel zu nieten hat. Alles ist e i n Wille und e i n e Aufmerksamkeit. Auf den kleinen Punkt der Niete schlägt die ganze Wucht der niederfahrenden Hämmer.

In kurzem Rhythmus geht das Nieten: „Fertig!" — „Hitze!" — „Kommen lassen!" Da plötzlich bleibt eine Niete aus. In heftiger Gestikulation fliegt dem „Nieter" der Hammer aus der Hand und

[7] S. 141. [8] S. 143.

[1] Heinrich Lersch, Hammerschläge. Ein Roman von Menschen und Maschinen. Berlin 1930, Sieben-Stäbe-Verlag.

trifft den Wärmjungen schwer. Er wird weggebracht, während die Arbeiter den wütenden Nieter beschimpfen.

„Ich bin der kleine Wärmjunge", offenbart uns der folgende Abschnitt durch seine Überschrift. Während er im Bett liegt, hört er die Hämmer locken: Komm! Komm! Du! Er kann aber nicht kommen, seine Brust tut weh, und die Rippen schmerzen.

„Ich stand und wunderte mich" ist eine Art Vision von Himmel und Wiese, die mit dem Kinde spielen wollen. Große Pflanzen wollten ihn stechen, und als er weglaufen will, suchen rote und blaue Blumen ihn festzuhalten.

Plötzlich kommt die Wirklichkeit mit der Stimme der Mutter, die den Knaben mahnt, daß er vergaß, dem Vater den Kaffee zu bringen. Er macht sich auf und sucht das Tor, hinter dem der Vater arbeitet. „Zuerst kam das große, verschlossene Tor" bringt wieder ein Symbol. Aus einem offenen Tor schaut ein altes Pferd, und vor ihm steht ein Mann, der hebt den wuchtigen Hammer und schlägt ihn auf den Kopf des Pferdes, und es fällt. „Es schlug mit den Beinen, der Mann setzte sich auf den Kopf und nahm ein großes Messer. Er schnitt durch den Hals, da lief das Blut wie eine Wasserleitung; ich wußte, daß Blut wehe tat, und fing an zu schreien."[2]

Das Kapitel „Es war an einem schönen Herbsttag" bringt die Tragödie des Pflanzenreichs. Auch hier schlägt der Hammer und zerstört. Da war vor dem Hause ein Kastanienbaum, der dem Knaben die schönen, glänzend braunen Kastanien zum Spiel gab. Der Baum soll gefällt werden, um dem Verkehr Platz zu machen. „Da kam ein Mann mit einem großen Hammer und einem blanken Stück Eisen. Dieses Eisen setzte er in den Schnitt und hob den großen Hammer hoch.... Als der Mann am Baum den großen Hammer nahm und ihn aufhob, da dachte ich gleich an den Mann, der das Pferd vor den Kopf schlug, daß es umfiel; ich sprang aus der Haustür und lief auf den Mann zu... und hielt seinen Arm fest. ‚Du sollst den Baum nicht totschlagen, ...es ist mein Baum, der gibt mir seine Kastanien, das ist mein guter Baum.'... Es fing an zu krachen, die Zweige flogen am Fenster vorbei und wollten sich an dem Hause festhalten, es nützte nichts, die Männer rissen immer mehr, da lag der Baum auf der Erde."[3]

Tier und Baum zeigen in ihrem Ende das unerbittliche Schicksal: die Technik, der die Natur zum Opfer fällt.

„Die Schule" beginnt: „Auf einmal saß ich in einem großen Zimmer. Eine Frau mit einem schwarzen Kleid und einem Tuch über dem Kopf stand an einem Tische." Alle Kinder konnten sagen, was die Frau ihnen vorsagte, nur der Junge nicht. „Da habe ich geweint, aber die Hände hielt ich, wie die Frau es gesagt hatte und wie die

[2] Lersch a. a. O. S. 15. [3] Ebd. S. 17—18.

andern Kinder sie auch hielten, gefaltet auf das Brett vor mir.... Da kam die Frau zu mir, und weil ich nicht aufhörte zu schreien, gab sie mir eine rote Blume in die Hände.... Als ich noch nicht ruhig sein wollte..., nahm sie aus der Tasche, die ich umhängen hatte, ein Butterbrot, sie steckte es mir in den Mund. Ich biß aber nicht."[4] Die Kinder, darunter auch seine Schwester Maria, tanzten um ihn herum, und ein Mädchen kam plötzlich, „riß von der Rose ein Blatt ab, warf es mir ins Gesicht und lief weiter". So taten auch die andern, und als die Rose entblättert war, rissen sie von seinem Brot Stückchen ab und warfen sie ihm ins Gesicht. Er aber blieb sitzen und weinte, und es fror ihn so, daß er kaum mehr gehen konnte.

„Es war Karfreitag" ist ein wunderbares Kapitel, wo sich der Karfreitagsgedanke im Geiste der Kinder halb zum Spiele, halb zum Mitleiden für den leidenden „lieben Heiland" wandelt. Die Kinder spielen Räuber und haben sich zum Räubermahle niedergesetzt, als plötzlich die Karfreitagsklapper die Mittagsstunde ankündigt. Da sagt einer der Knaben: „Wenn es jetzt zwölf Uhr ist, dann wird der liebe Heiland an das Kreuz geschlagen. Die Soldaten graben ein Loch in die Erde und stecken das Kreuz hinein. Ich meine, ich hörte sie mit den Hämmern klopfen!" Da liefen die Kinder vom Tisch weg und legten das Ohr an die Erde. „Ja, ich höre, wie sie die dicken Nägel in das Holz hauen", sagte der Hauptmann, „das kann nicht weit sein, — das sind die Veelhecker, mit denen haben wir ja Krieg! Auf! Liebe Räuber, wir schlagen die Veelhecker Soldaten in die Flucht und befreien den lieben Heiland, — er kann dann gut mit uns tun. Auf die Pferde! Zur Schlacht, liebe Räuber!"

„Ich saß bei den Frauen und hatte das lange Schwert auf den Knien. Die Hauptmannsfrau war oben auf den Bock gestiegen und konnte die Schlacht um den Berg Golgatha sehen. ‚Jetzt haben sie den Sandberg erstürmt!' rief sie herunter, und das Steinlager erobert. Ha! jetzt können sie nicht mehr mit Steinen schießen. Die Räuber gewinnen die Schlacht. Gloria! Sie verfolgen den Feind bis nach Paris. Sie haben den Heiland hängen lassen. Jetzt erobern sie die Festung.'

„Als ich hörte, daß Jesus noch am Kreuze hing, hatte ich keine Freude mehr am Räuberspiel. Ich dachte nur immer daran, daß der Heiland am Sterben war. Nun würden die Sterne vom Himmel fallen und die Erde sich öffnen, die Toten aus den Gräbern kommen, die Sonne sich verkriechen und ein fürchterliches Gewitter blitzen und donnern. Dann würden auch die Häuser umfallen und alle Menschen tot bleiben. Und nur die Räuber, die ausgezogen waren, blieben am Leben. Ich aber, da ich nicht mitgezogen war, blieb auch tot dabei, das fühlte ich; ich war sicher der Judas, der den Heiland verraten

[4] S. 19.

hatte und sich erhängen mußte, wie der Mann, den sie am Hangbusch an dem Eichbaum gefunden hätten. An den traurigen Tag dachten alle Kinder noch lange Zeit. Aber wenn ich Judas sein sollte, so müßte ich doch erst den Beutel mit Geld haben. Nein, einen Beutel mit Geld hatte ich nicht, da konnte ich auch nicht der Judas sein.“ [5]

Waren die eben besprochenen Kapitel mehr symbolisch vordeutend, so bringt uns das nächste Kapitel: „Das war nun die neue Werkstatt“, in die volle Wirklichkeit des Arbeiterlebens. Die Werkstatt des Vaters, „wo es aus allen Fensterlöchern und Spalten qualmte“, war nicht mehr des Vaters Eigentum. „Er hatte einen großen Prozeß verloren; nicht einmal der Grund und Boden war sein Eigentum geblieben, er mußte noch Miete bezahlen und hatte auf lange Jahre Schuld auf sich genommen.“ [6]

Nun sah die Werkstatt finster und drohend aus. Unartigen Kindern zeigten die Mütter die feurige Höhle, wo sich schwarze Gesellen bewegten, und drohten ihnen, daß dort der Teufel wohne, und wenn sie nicht brav wären, hole sie der Schwarze dort hinein.

Lersch beschreibt die Arbeit an der Bohrmaschine, wo die Maschine ihn beinahe in den Tod gezogen hätte. „Einmal mußte ich müde gewesen sein, die Lampe war auch niedergebrannt, ich rückte ganz an den Bohrer heran, um ordentlich sehen zu können. Da packten die Zahnräder mein Halstuch und die Jacke, ich wurde langsam an die Maschine gepreßt, der Hals war mir zugeschnürt, das Kinn lag fest vor dem Gußeisen, der Bauch an der Spindel, immer mehr zogen die drehenden Zahnräder mich in die Maschine hinein, da merkten die Männer, daß etwas nicht stimmte: als sie mich sahen, drehten sie schnell links herum. Da bekam ich Luft und fing an zu schreien. Die Jacke war vorn von den Zahnrädern zerfetzt, von hinten die Naht schon aufgerissen, die Haut auf der Brust hatte schon in den Rädern gesessen und war zerquetscht.“ [7]

„Der Vater war böse, daß ich um das bißchen ungeschicklich Fleisch so viel Trara gemacht hätte.“ Er darf nun nicht mehr an die Maschine, sondern wird zu kleinen Arbeiten verwendet, „für die ein Mann zu schade war“.

Auch in der Schule ist Heinrich zu nichts nütze. Der Lehrer hält ihm immerzu vor: „Du bist ein Nagel an meinem Sarge, du bist schuld an meinem frühen Tod, du bist der schlimmste Junge, den es auf Gottes Erde gibt.“ [8] „Der Vater nannte mich einen Faulpelz und Daumendreher, Schlappschwanz und Feigling, ein Ungeheuer von Ungehörigkeit, einen Schmarotzer und Vielfraß, der das Salz in den Kartoffeln nicht wert, einen Lügner und Betrüger, der kein wahres Wort kenne. Zuerst hab' ich das auch geglaubt.“ [9]

---

[5] S. 21—22. [6] S. 25. [7] S. 27. [8] S. 29. [9] S. 30.

Der Vater wollte nicht begreifen, daß der Knabe auch einmal wie die andern Jungens umherlaufen wollte. „Ich war ein Teil der Verdienst-Maschine, mir tat nichts mehr weh, der Vater konnte nicht mehr auf mich schimpfen, der Lehrer hatte nichts mehr zu sagen, mit den Jungens hatte ich keine Streitereien.

„Nur, daß ich am Sonntag müde war, zur Kirche ging und noch einmal in die Andacht. Dann ging ich nach Haus und blieb bei der Mutter.“ [10]

Er wird der Schule überdrüssig und bleibt daraus, ohne daß man es zu Hause merkt. Anstatt in die Schule, geht er in den Wald. „Es war ein richtiger Wald mit mannsdicken Bäumen, Kiefern und Buchen, ein Dom von Wald. An einer alten Rodung wuchs dichtes Unterholz, die Landwehr zog sich in drei Wällen durch die Felder. Unter dem Wurzelgeflecht einer mächtigen Kiefer baute ich mir eine Höhle im trockenen Sand, machte mir ein Lager von Laub und Nadeln, lag lange Stunden in der wärmenden Sonne und wußte nicht mehr, daß ich lebte. Ich atmete den Duft von Sand und Staub, lag, wenn es kalt war, mit der Streu zugedeckt bis an den Hals und sah den Fliegen zu, die in der Luft spielten. Wenn ich Lust zu laufen bekam, suchte ich das Dickicht nach Nüssen ab, sammelte Bucheckern und Tannenzapfen. Die Angst vor der Entdeckung trieb mich jeden Mittag nach Haus, ich hatte die Stunde so im Gefühl, daß ich nicht einmal zu spät zum Essen kam.“

„Es war ein schöner, warmer Tag, ich streifte weit über den Wald hinaus, bis in eine Gegend, die ich noch nie gesehen hatte. Dichtes Schilf wuchs bis an den Waldweg, der Grund war moorig, überall quoll Wasser. Am Rand des Waldes kletterte ich auf einen Baum. Als ich an den ersten Ästen mich festklammerte, sah ich über das Schilf hinaus: eine große Wasserfläche, ein See, mitten im Wald, gelb umsäumt mit Schilf, in der Ferne eine Insel, darauf ein Haus.

„Noch nie hatte ich einen See gesehen.“ [11]

Eine zarte Idylle ist der Abschnitt, der die Überschrift trägt: „Am Ostermorgen traf ich ein Mädchen“:

„Ich war zwölfeinhalb Jahre und sie dreizehn.

Jede freie Stunde ging eins von uns an den Waldrand und wartete auf das andere. Einmal sagte ich, es wäre doch wunderlich, daß wir uns immer träfen, wenn wir wollten!“

„Warum wunderst du dich?“ lachte sie, „wir sind doch ein Herz und eine Seele!“

„Kaum drei Wochen waren vergangen, da riefen uns die andern Kinder ‚Liebespärchen‘ nach, der Pastor schickte mich beim Unterricht auf den Hausflur. Nach langer Zeit kam er aus der Mädchen-

[10] S. 32. [11] S. 33—34.

klasse und fragte mich, ob das Zufall oder Absicht sei, daß ich immer mit Rosa zusammen wär.

‚Absicht', sagte ich. ‚Wir sind ja ein Herz und eine Seele, Herr Pastor!' Er sah mir in die Augen und verzog den Mund zu einem freundlichen Lächeln, dann sagte er streng: ‚Nicht, daß ich Klagen über euch hör!' Nach Ostern kamen wir zusammen in den Kommunionunterricht, da mußten wir eine halbe Stunde zur Kirche gehen. Wir waren die einzigen von der ‚Landwehr' und gingen darum immer allein." [12]

Lersch kam als Lehrling in eine Fabrik, dreizehneinhalb Jahre alt. Er gibt uns eine meisterhafte Probe seiner Gestaltungskraft in der Schilderung einer Kesselreparatur.

„Ich ging die kleine Treppe hinunter in den Heizraum, der Heizer putzte mit stinkendem Salmiakgeist die Kupferarmatur des andern Kessels. Fritz kam hinter mir her, er wies auf das Feuerloch und sagte barsch: ‚Rin!'

Schon streckte ich die Arme vor, schoß, wie ein Dackel in den Kaninchenbau, ins Flammrohr und kroch über die Roststäbe an die gemauerte Feuerbrücke. Hinter mir her stöhnte und fluchte Fritz; ich war schon das zehn Meter lange Flammrohr hindurchgekrochen, ehe er nur über die Feuerbrücke kam. Nun leuchteten wir alle Nähte ab und machten da, wo der Kesselstein Krusten angesetzt hatte, Kreidezeichen. Dann sank der Rauchgang jäh einen Meter tief, um den Weg zurück unter den Mantel des Kessels zu machen. Zwei Meter dick lag das Ungetüm über uns, alle drei Meter kam ein gußeiserner Stuhl, darauf die Last ruhte. Die kleine, qualmende Lampe beleuchtete nur einen winzigen Kreis von Mauerwerk und Kesselrundung. Kein Ton aus der Welt drang hier herein. Wieder krochen wir die zehn Meter vorwärts, vorne, an der ersten großen Rundnaht, war die größte Undichtigkeit. Da fingen wir an zu stemmen, ich brauchte nur die Lampe zu halten; mit ausgestrecktem Arm immer in der nächsten Nähe des Meißels und der undichten Stelle. Für fünf Minuten ging das, dann aber wurde es schlimm, die Hand ermüdete, der Arm erlahmte. Ein Glück nur, daß auch der Kesselschmied ab und zu seine Stellung verändern mußte, da konnte auch ich eine kleine Weile ausruhn." [13]

Nach seines Vaters Meinung sollte er mit andern Stenographie lernen, und lernen liegt dem Jungen gar nicht. „Was waren da die kleinen Zeichen, wenn wir den ganzen Tag mit dem großen Vorhammer auf das Eisen geschlagen hatten oder uns zum Übelwerden an der Bohrmaschine und Lochstanze gemüht hatten. Nun diese winzigen Zeichen, die eine Arbeit sparten, die wir niemals zu tun brauch-

[12] S. 38. [13] S. 44—45.

ten. Das war so unsinnig und kam uns so verrückt vor, daß wir lieber eine Stunde länger in der Werkstatt hockten, lieber arbeiteten, als daß wir mit der spitzen Feder übers Papier kritzelten."

„Endlich schickten wir uns nur darum in die Schreiberei, weil wir sonst den Kursus überhaupt nicht zu Ende bekamen und auch noch die kurzen Winternachmittage bei dem elenden Geschreibsel verbringen sollten.

‚Nun sorgen Sie dafür, daß die Jungens auch fleißig üben und nichts verlernen!' sagte der Buchhalter zum Vater.

‚Die Knochen schlag ich ihnen im Leib kaputt, wenn sie beim Stenographieren nicht so fleißig sind wie in der Werkstatt!' antwortete der Vater und fragte doch nie danach. Wenn ihm einmal eins von den Heften vors Gesicht kam, dann fluchte er jämmerlich über das weggeworfene Geld für das Papier." [14]

Der erste große Schmerz kam in sein Leben, als Rosa krank wurde. Die Tuberkulose nagte an ihrem Leben. Sie mußte viel liegen. Aber an einem Sonntag konnte sie noch einmal mit ihm spazieren gehen, ein wunderbar elegisches Bild. „Rosa war nicht glücklich. Sie mußte immer an den toten Bruder denken, er sei ihr im Traum erschienen und habe ihr gewinkt. Sie habe keine Angst vor dem Tod. Es sei ja so schön zu leben, der Hermann aber hätte so glücklich ausgesehen, daß sie neugierig nach dem Leben da drüben sei. Es wär vielleicht das Beste; selbst verheiratet sein wäre noch nichts, dann müßte man immer arbeiten, einer hier, einer dort. Wenn sie aber gestorben wäre und als Geist hin könnte, wo sie wollte, dann würde sie immer um mich herum sein, immer auf der Hut um mich. Ja, würde Gott bitten, daß sie dem Schutzengel, der mir bei meiner Geburt gegeben wurde, schon einmal aushelfen dürfte. Der passe gar nicht gut auf, sie hätte es zum Beispiel nicht zugelassen, daß der Brandau mich mit dem Hammer geschmissen hätte. Sie würde es auch immer sagen, wenn eine Schraube los sei bei der Arbeit und ein Balken sich bewegte, eine Leiter nicht fest stände oder ein Hammer lose im Stiel wär. Von dem Tag an, da sie mein Schutzengel sein dürfte, würde mir nichts mehr passieren. Sie würde auch schon eine Frau für mich suchen, eine schöne, reiche, gute Frau, überhaupt, der liebe Gott wolle am Ende nichts anderes, als für mich einen neuen Schutzengel haben.

Lange redete sie davon, mir tat das Herz weh, wie sie das so glücklich machte, von ihrem Tod zu reden....

Wir waren an einen merkwürdigen Baum gekommen. Der wuchs aus einem dicken Stamm und teilte sich in Meterhöhe zu zwei glatten, schlanken Stämmen. ‚Wie diese Bäume aus einer Wurzel stammen

---

[14] S. 57—58.

und sich nebeneinander in die Höhe recken, genau so werden wir zwei nebeneinander aufwachsen. Auf dem rechten Baum schneide ich deinen Namen, auf dem linken den meinigen. Unten im Stamm schneide ich sie nochmal in ein Herz vereint!'

Ungeachtet meiner besten Kleider kletterte ich hoch, machte die Namen tief und scharf, kam herunter und schnitt das Herz mit den Buchstaben....

Im November starb sie, unerwartet. An einem Sonntagmorgen kam Mutter aus der Frühmesse, kam gleich zu mir ans Bett und sagte: ‚Weißt du, daß sie in dieser Nacht gestorben ist?'

Ich erwachte aus einem glücklichen, schönen Traum und konnte keinen Begriff vom Tode bekommen. Ich fühlte auch keinen Schmerz. Ich ging in die Messe, fühlte sie ständig um mich und sah sie lebendig die Wege gehn mit mir, in Erwartung meines Kommens, in der Einsamkeit. Am zweiten Tag, da sie aufgebahrt lag und viele Verwandte im Zimmer waren, sagte die Mutter: ‚Der Heini, das ist ihr wirklicher Freund gewesen!' Da konnte ich nicht mehr, ich lief in die Nacht hinaus und weinte." [15]

Seinen Vater zeichnet Lersch in sehr scharfen Linien. Manchmal denkt man beim Lesen an gewisse Ähnlichkeiten mit dem Vater seines Freundes Petzold. „Wenn du nicht so faul wärst, könntest du bald Techniker sein!" sagte der Vater. „Ich wollte dich studieren lassen, aber du mochtest ja nicht! Wochenlang herumflanieren, das konntest du. Aber einmal einen Anfang machen, sich hinsetzen, rechnen lernen, zeichnen — na, das wär zuviel verlangt. Hätt' ich nur gesehen, daß du guten Willens gewesen wärst, so hätte ich dich gleich auf die Schule getan."

„Das sagte er mir und Mutter ins Gesicht, und er wußte genau so gut wie ich, daß er niemals im Ernst daran gedacht hatte, mich auf die Schule zu schicken. So machte er es immer, er legte sich alles so zurecht, wie er es gern hatte, und wenn es auch mit der Wahrheit und Wirklichkeit nichts zu tun hatte. Er redete sich die Szene so lange ein, bis er es selber glaubte, und dann galt es für richtig. Geschehnisse modelte er so lange um, bis er als Held und Sieger hervorging, wo er die größte Blamage bezogen. Er kam sich immer wie ein Heiliger vor, wir waren alle die sieben Plagen Gottes, unter deren Zuchtrute er leiden mußte. Weil Vater so war, nannte die Mutter ihn krank. Daß er, solange wie wir ihn kannten, auch körperlich krank war, fiel gar nicht mehr auf: er lebte fast nur von einem Mehlbrei, den er dreimal am Tage aß, und trank dazwischen glühheiße Milch, um seine Magenschmerzen zu überwinden. Dann saß er mit bis ans Kinn hochgezogenen Knien, die Füße auf dem Stuhl, äugte

[15] S. 65—68.

mit den stechendgrauen Augen in der Küche umher und suchte einen Grund zum Schimpfen.“ [16]

In einem Kapitel „Vierzehn Häuser hatten wir gehabt“ hält Lersch ein Zwiegespräch mit einem ehemaligen Gesellen seines Vaters. Sie sprachen von der Fabrik des Vaters, in der noch alle reich wurden, nur sein Vater nicht. Lersch meint nun, ans Reichwerden habe er nie gedacht, nur sein Auskommen wolle er haben. „Und dann kommt etwas anderes.“ Da hält ihm der alte philosophische Nachtwächter einen ergreifenden Vortrag:

„Du willst Sozialist werden, das soll dann kommen. Ich kenn dich von klein auf an. Junge, das ist schwer. Es kann keiner Sozialist werden, der nicht, wie ich, viele Jahre hinter den Traillen gesessen hat. Ich sag's frei heraus, einer, der immer im Leben war, der kann gar nicht denken; der hat ja gar keine Zeit zum Denken. Dazu muß man erst, ob gerecht oder ungerecht, verurteilt worden sein. Von solchen Richtern, die es gibt, — na. Und dann im Zuchthaus zuerst rebellisch geworden sein, daß sie dich plattschlagen mit Hunger, mit allen möglichen Schikanen. So weit müssen sie dich kriegen, daß du dich gern selbst um die Ecke bringen möchtest, wenn du könntest. Wenn du dich dann ausgerast hast, dann kommt erst der Haß und die Rache. Aber das ist noch nichts. Das Rasen und Rächenwollen und Hassen, das ist niedrig. Aber dann, wenn alles eingeschlafen ist, dann fängst du an zu denken. Tag und Nacht und Nacht und Tag. In diesem Denken ist das Glück, in diesem Denken ist die neue Welt, in diesem Denken ist das, wovon Christus sprach, wenn er vom Himmelreich redete. Aber ehe du so rein denken kannst, mußt du gelitten haben, muß die alte Welt in dir gestorben sein. Wenn du dich überhaupt noch dieser Welt erinnerst, dann hast du noch nicht genug gelitten. Wenn du die alte Welt nicht ganz, aber auch ganz verfluchst, so bist du noch nicht reif für die neue Welt. Es gibt auch Menschen, die im gewöhnlichen Leben so tief denken lernen. Die sind bei den Vagabunden zu finden, bei denen, die gar nichts arbeiten und gar nichts mehr von dieser Welt wollen. Vielleicht gibt es noch einen dritten Weg, der geht über die Bücher, ich weiß es nicht, ich lese nicht. Du gehst vielleicht auch auf Wanderschaft, vielleicht wirst du es auch zu etwas bringen, vielleicht wirst du aber auch den Anschluß verpassen. Dann glaube nicht, wenn ein Richter dich verurteilt, es wäre etwas geschehen. So lange du dich nicht selber verurteilst, kann dir nichts passieren. Ich habe fünfzehn Jahre Zuchthaus hinter mir, und jetzt weiß ich Bescheid, es war eine harte Schule, ein langer Umweg. Aber nicht zu hart, ich bin wohl froh, daß die Lernzeit um ist. Jetzt bin ich Meister und Herr über alles. Wir sind alle durch

[16] S. 78.

die Erziehung verdorben, auch du, wir können nichts dafür, aber dafür müssen wir büßen und lernen. Nimm alles als Lehrgeld. Du gehst gern allein, du wohnst vielleicht in deinem eigenen Zuchthaus. Dann sparst du dir das Zuchthaus der Menschen. Vielleicht ist es schwerer noch zu tragen, dies In-sich-selber-eingesperrt-sein. Eins will ich dir sagen: Du magst werden, was du willst: wenn du dich nicht vor den letzten Verbrecher stellst, vor den Ärmsten der Armen, vor den Kranken, Hungernden, Verzweifelnden, dann bist du nichts wert. Die Welt und der Mensch sind so gut und so schlecht, wie sie sich zu denen benehmen, die am schwächsten und wehrlosesten sind. Daran kannst du sie kennen lernen. Wenn du die Wehrlosen, Besitzlosen und Glücklosen ausschließt aus deinem Leben, dann bist du kein Mensch, sondern eine Maschine. Was du tust, das tue für die von der Welt so verachteten Menschen. So, jetzt geh. Du wirst das nicht vergessen, was ich dir gesagt habe, du wirst dich, wenn es Zeit ist, immer wieder daran erinnern." [17]

Die Rede des Alten hat ihr Ziel getroffen. „Ich stand wie ein Pfahl in die Erde gehauen", gesteht Lersch. „Als ich mich wieder bewegen konnte, war ich allein.

Fünfzehn Jahre Zuchthaus, ein Einbrecher, Dieb und Räuber. So tief muß der Mensch sinken, bis er Mensch wird? Hat er das gesagt?" [18]

Etwas unheimlich wird uns, wenn wir Lersch von seinem Besuch bei den beiden Brüdern des Vaters erzählen hören.

Eines Tages hat der Vater eine seiner seltenen guten Launen und fordert ihn auf, einmal die Verwandten im Wurmkohlenrevier bei Aachen zu besuchen. Zu Fuß wandert der kaum Achtzehnjährige die 60 Kilometer bis in das Bergmannsdorf. In einem Tal allein steht eine Hütte. Mit vieldeutigem Lächeln zeigt man ihm dort, wo seine Verwandten wohnen. Unterwegs schon begegnet ihm der eine Onkel, der den Jungen für seinen Bruder hält und sich wundert, daß der noch so jung sei. Lersch merkt bald, daß da etwas nicht richtig ist. Als sie zusammen in die Hütte kommen, finden sie den andern ebenfalls geistig aus dem Gleichgewicht gekommen. Wie ihm die Mutter später erzählte, war dem einen ein Eisenträger auf den Kopf gefallen, und der andere entging mit knapper Not einem Grubenbrand. Man muß sich aber wundern, wie exakt der dieses furchtbare Unglück beschreibt und wie schauerlich er zu schildern versteht. So, wenn er „die Hände hob und in fast feierlicher Ekstase wie eine Beschwörung die Worte aus sich herausstieß: O Wunder! Das glaubt kein Mensch! Da bricht die große Flamme durch die Stollen, frißt die Stempel auf, daß sie flammen und sinken, die Stollenwände glühen, die Wände

[17] S. 82—83. [18] S. 83—84.

brennen, Kohlenwände glühen. Hinter dir die Flamme, gewaltige Flamme, und die Flamme donnert, und da steht der Mensch tief unten auf der Sohle vierhundertfünfzig und schaut hinauf durch den schwarzen Schacht in den hellen, lebendigen Tag, — und sieht da oben am Himmel die Sterne gehen, und in der Nacht der Erde die lebendige Flamme hinter dir und durch den schwarzen Schacht die Sterne, ja, die Sterne, die Sterne..." [19]

Als die Mutter ihm später die Erklärung über die geistige Störung der beiden Brüder des Vaters gibt, knüpft sie daran eine allgemeine Charakteristik der „Lersche". „Die Arbeit frißt sie alle, — alle Lersche werden von der Arbeit gefressen. Sein Bruder Anton ist schon als Junge durch übergroßes Lastenheben und Tragen am Bruch gestorben. Gerhard und Arnold sind wie der Vater, ewig hinter Erfindungen und Maschinen her, wollen alles verbessern, alles erneuern. Am Tag überm Amboß, in der Nacht über der Zeichnung. Keine Ruhe kennen sie, keine Rast, keine Familie, keinen Sonntag, immer ist ihr Kopf oder sind ihre Hände an der Arbeit. Darum bringen sie es zu nichts, verspekulieren, verspintisieren alles, was sie erarbeiten. Darum wollt ich, du wärst ein richtiger Techniker geworden! Aber, nun werdet auch ihr alle Kesselschmiede, — mag Gott euch vor den Maschinen beschützen!" [20]

Die Zustände zu Hause mit dem krankhaft-boshaften, halb irrsinnigen Vater wurden ihm mit der Zeit unerträglich. Die moralischen Mißhandlungen und Verdächtigungen der Mutter brachten die Söhne zum Äußersten, und eines Tages wollen sie den unwürdigen Vater aus der Stube schleifen. Nur die Bitten der Mutter halten sie noch ab. „Seitdem hatte der Vater beim Essen immer ein Bügeleisen, ein Stück Gasrohr oder ein Brotmesser neben sich liegen." [21]

Mitten in seinen Plänen vom Wandern in die Fremde hörte Lersch plötzlich die letzten Worte der verstorbenen Geliebten: „Wenn ich erst tot bin, dann bin ich immer um dich; du siehst mich nicht, aber ich bin in der Luft, die du atmest; ich warte auf dich, wenn du am Morgen die Augen aufschlägst und arbeiten gehst, und wenn es dir schwer wird, dann tröste ich dich; ich zeige dir die Wege, die du gehn sollst, ich bin ja nicht mehr krank und schwindsüchtig, sondern ein Engel, dein Schutzengel bin ich, der Bote Gottes auf Erden. Was soll da ein fremder Engel, der dich nicht kennt, niedersteigen? Da werde ich schon mit Gott Vater einen guten Akkord machen!"

„Diese Worte hörte ich so deutlich in die Nacht hinein, daß ich glaubte, ich könnte sie nie vergessen. Nach kurzer Zeit aber wußte ich sie nicht mehr, da beschloß ich, sie aufzuschreiben. Ich hatte ein kleines festes Anschreibbuch, in das ich Skizzen und Maße für die

[19] S. 106. [20] S. 107. [21] S. 114.

Werkstatt einzeichnete und Auslagen und die Arbeitsstunden notierte. Ich holte es mir aus dem Rock und schrieb beim wehenden Kerzenlicht mit krakligen Buchstaben. Das Fenster stand in der Zimmerecke, ich hatte es ausgehängt, weil ich immer den Kopf daran stieß. Nun setzte ich es wieder ein. Ich schrieb, aber nicht die Worte Rosas, sondern schrieb von den Waldbäumen, dem Grad, dem bunten Herbstlaub, dem ersten Grün der Maientage, von den Nestern der Vögel und den Tieren des Waldes. Erst mußte ich den Wald beieinander haben, dann erst konnte ich von dem Mädchen erzählen, wie es aussah, was es aussprach; die Worte auf dem Sterbebett, das war erst der Schluß. Die schöne Zeit kam mir wieder in die Erinnerung, und ich schrieb von dieser schönen Zeit, von den stillen Stunden, in denen wir Gras und Kräuter für die Ziegen holten, und die kleinen Schmausereien von gemeinsam gesuchten Brombeeren oder Bucheckern.“ [22]

Er war zum Dichter geworden. —

Es folgen nun in dem Buche Reihen von Werkstattbildern, die den Schilderungen in seinen Gedichten „Mensch in Eisen“ an Gestaltungskraft nicht nachstehen. Flammen, Glut und Rauch und schwarze, rohe Gesellen, aber von großer Kraft und Leistungshöhe und biederer, rauher Kameradschaft. Ein ganz besonders gelungenes Bildchen ist das von dem alten Heizer.

Ganz anderer Art, grauenvoll und erschütternd ist „Feuer in der Spinnerei“. Ein Arbeiter ist durch die Flammen abgeschnitten, und man sieht ihn in der Todesangst an den Fenstern vorbeirennen, um einen Ausgang aus dem furchtbaren Tode zu finden. Er springt in den Fahrstuhl, der sich in Bewegung setzt, aber zwischen zwei Stockwerken stehen bleibt. Die Flammen nahen. Die Feuerwehr sucht Kühlung zu bringen. Mehr und mehr nimmt die Hitze zu — da trifft ein Wasserstrahl eine im Fahrstuhl stehende Karbidkanne, und „da stieg eine weiße Qualmwolke hoch, eine Explosion schleuderte einen schreienden Menschen in die Höhe, — der griff im Fallen noch nach einer Stange, hielt sich einen Moment — dann barst der Kasten. Die Trümmer fielen in den feurigen Abgrund, hinterher der Mann, mit ausgestreckten Armen und Beinen, er schlug mit dem Kopfe noch erst auf den Schachtvorsprung, dann sausten die Füße gegen die Mauer, in einer aufschießenden Flamme verschwand er, vom brennenden Morast überschlagen.“ [23]

In einem Kapitel „Ich muß organisiert sein“ kommen die verschiedenen Gewerkschaften zu Wort. Auch wie der Versucher an ihn herantritt, ihm die Wege zeigt zum Sichausleben, zum Sinnengenuß, um ihn so von der Religion abzubringen und den sozialdemokratischen Ideen näher zu bringen [24].

[22] S. 118—119. [23] S. 157. [24] S. 165. Vgl. S. 199 f. 204 206.

Später treffen wir ihn bei der Brückenbau A.G. beschäftigt. Auf hohem Eisengerüste arbeitet er an der Brücke. Auch hier wird ihm jede Beobachtung zum Symbol. „Ich war inzwischen schwindelfrei geworden, gewöhnte mich an das Laufen über die handbreiten Flächen, an das Stehen auf Trägern ohne Geländer und Anhalt.

Es war mir recht so. ‚Ich habe kein Geländer mehr!' sang ich vor mich hin, und es war mir eine Wohltat, auf mich selber angewiesen zu sein. Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, die Werkstatt, das Geschäft, das kam mir vor wie ein schweres Geländer, das ich mit meinem Leib und meinem Geist zu stützen hatte, damit es nicht umfiel.

Hier war ich frei.

Selbst der Rauch und Qualm trieb unter mir her, er hing wie Nebel über den Werkhöfen und Schienenfeldern, hing in die Straßen hinein. Ich war einer der wenigen, die aus der Tiefe hinaufsteigen und die reinere Luft atmen konnten. Es wär mir gleich gewesen, ob ich hier hätte anstreichen müssen oder Rost abkratzen. Zur Nacht stieg ich hinunter ins Graue. Gut, dann mochte mein Geist im Traum in den ungeheuren Raum schweben, der sich zwischen Himmel und Erde unermeßlich dehnte." [25]

Oder eine andere Szene, die man überschreiben könnte: Mensch und Maschine. „Wie der Stockhalter die Winde vorgesetzt, wie der Obermonteur gekommen, das hatte ich alles nicht mehr gesehen. Als die erste Niete die glühende Spitze zeigte, war ich wie hypnotisiert, im Bann der Maschine, waren meine Sinne, mein Leib nicht mehr vorhanden; das Geratter des Hammers füllte mich an, ich war von den Schlägen voll wie von Elektrizität.

Da war kein Träger unter mir, kein Stockmann hockte zu meinen Füßen, ich sah nichts, hörte nichts, spürte nichts von der Welt; ich war verwandelt, ich war nicht mehr der kleine Arbeitsuchende, nicht der Junge mit dem schlechten Gewissen." [26]

Oder endlich der Kreislauf von Arbeit und Kapital. „1000 Kilo Eisen 120 Mark, eine Unsumme von verhämmerten Arbeitsstunden, ungegessenem Brot, ungetragenen Anzügen, eine heilige erdarbte, erschwitzte Summe Geld. Hier lagerten Tonnen auf Tonnen, hunderte, tausende Tonnen, Millionen Tonnen gingen hinaus aus den Werken. Jede Tonne brachte den Reichtum der Welt hinein in die säuberlich vom Betrieb getrennten Kontore, jede Tonne schwemmte hinaus die Unsumme von Arbeit, Schweiß, Verzweiflung und verbrauchtem Leben." [27]

Eine tiefe religiöse Stimmung erwächst ihm aus einem Gedichte Nietzsches: „Ich ging aufs Büro, einen Krankenschein zu holen, fuhr nach Köln und lief durch die Straßen. In der ‚Hohen Straße'

---

[25] S. 183—184. [26] S. 185—186. [27] S. 189.

war eine große Buchhandlung, ein Buch zog mich an: ‚Die Ernte — Aus zehn Jahrhunderten deutscher Lyrik.‘ Ich kaufte das Buch und las es in einem Kaffee, einer kleinen Holzbaracke am Rhein. Ich sah ein Gedicht: ‚Aus hohen Bergen.‘ Ja, da wollte auch ich hin. Ich verstand nicht recht, was die Verse bedeuten sollten. Bis eine Zeile kam: ‚Ein anderer ward ich? Und mir selber fremd? Mir selbst entsprungen? Ein Ringer, der zu oft sich selbst bezwungen? Zu oft sich gegen seine eigene Kraft gestemmt, durch eigenen Sieg verwundet und gehemmt?‘

Das verstand ich, so etwas mußte in mir sein. Ich blätterte eine Seite zurück, da stand — ja — da stand — da stand der Satz, den ich einmal geträumt hatte, er stand da geschrieben: ‚Erinnerung an Schöneres als ich!‘

Immer wieder las ich es: Erinnerung an Schöneres als ich —

Nun wußte ich, was schöner war als ich: mein Vorbild und Ideal, Jesus, dem ich ähnlich werden wollte. Der Vers ging weiter: ‚Ich seh's, ich seh's und sterbe so —‘

Nein! Sterben wollte ich nicht. Für Jesus wohl, aber nicht an ihm. Jesus hatte meinen Tod nicht nötig, er war — und das wußte ich erst jetzt — Gott, — ich wußte jetzt, ich kann nie Gott werden, ich war ein Mensch.“ [28]

Nicht übergehen dürfen wir die großartige Szenerie, die er von einem Brückenbau entwirft. In eine Brücke, deren beide Pfeiler an den Ufern bereits stehen, soll das Mittelstück „eingeschwommen werden“. Auf großen Kähnen wird die Stahlkonstruktion an die Lücke herangefahren und hineinbugsiert. Alles ist gut gegangen. Da erhebt sich ein starker Wind und bringt die Masse ins Schwanken. — „Ich war oben auf den Brückenbogen kommandiert, saß auf der höchsten Spitze, fünfzehn, zwanzig Meter über dem Wasser. Ich hatte nach rechts zu sehn und nach links, nach vorn und hinten, auf die Träger, auf die Leute, auf die Schiffe und die Taue. Die Augen überall — hatte ich doch die meiste Arbeit mit den Schleppern, die ungleichmäßig zogen. Ich gab die Signalpfiffe, die Schlepper tuteten Antwort, das Schwanken mußte aufhören — oder — es lag nicht an den Schleppern, es lag an dem verdammten Sturm: eine hundert Meter lange Brücke, zwanzig Meter breit, und ich schlug mich mit ein paar Zoll herum, lächerliche Kleinigkeiten.“

„Eine Viertelstunde noch, dann würde die Brücke auf gleicher Höhe stehen, dann konnten die Hilfsträger untergeschoben werden, die Schrauben ins Loch gesteckt, dann mochte kommen, was wollte, Erdbeben und Weltuntergang, — die Brücke, sie würde stehen.

Oder — sie stürzte, riß alle Mann, auf den Kähnen und Trägern,

[28] S. 215.

mit hinunter in den Strom. Da war keine Rettung und kein Halten, — was nicht erschlagen wurde, das ersoff, Mann und Meister, Techniker und Ingenieur, rettungslos war Werk und Mensch miteinander verbunden. Das Schicksal der Brücke war auch unser Schicksal....

Bums, lange hatte sich der Träger geklemmt, jetzt macht er wieder einen Hups nach oben — ich spanne wieder auf die Pumpen, auf die Kollegen, auf die Löcher, unerträglich langsam geht das. Warten, warten, warten....

Warten, warten hier oben auf dem Träger, warten Minute um Minute. Ich mußte tun, als fühle ich den Wind nicht. Ich sah diese Brücke wie ein Schlachtfeld, auf dem gesiegt oder gestorben wurde. Hier bewährte sich das Werk oder ward zum Gespött: hier entschied nicht mehr Kunst und Können derer, die hier an der Arbeit waren. Der Sieg war schon vorher entschieden, in den Ingenieurbüros, in den Direktorzimmern, in der Fabrik selbst. Wenn das Material Ia war, bei der Berechnung nicht an Mehrgewinn und Profit gedacht, in der Konstruktion nicht spekuliert, — hier an Organisation und Leuten nicht geknausert, wenn alles, alles Qualität war, dann konnte auch der Wind nichts machen; dann war die Schlacht gewonnen. Ich saß da wie ein General, jetzt der General in der Arbeitsschlacht, aber auch ich konnte nichts mehr ändern, ich konnte nur mein Leben, eingesetzt in das Werk, auch mit dem Leben der andern verbinden und mit den Hunderten siegen oder untergehn. Ich fühlte in diesem Augenblick die wunderbare Einheit der Arbeit, die Harmonie aller schaffenden Kräfte. Es war mir, als säße ich gar nicht hier oben auf dem eisernen Träger, es war mir, als schwebe ich, getragen von der Verantwortung und von dem Vertrauen. Gehoben von den Strömen der Kraft, stand ich wie auf dem Rücken eines Erzengels, und geisterleicht schwebte ich über dem Wasser. Magnetisch gehoben, mit hundert und aber hundert Augen begabt, sah ich alles, was zu sehen nötig war. Als flögen die Verbindungen, gelöst aus Stahl und Eisen, für einen Augenblick zu mir hinauf und fragten mich: ‚Meister, bin ich so gut?'

Und ich streichelte das Eisen mit Kennerblicken und sagte: ‚Ja, du gutes Stück, geh wieder an deinen Ort!'...

Da! Krachen! Brechen! Die Brücke wurde von einem Stoß erschüttert, Pfiffe von unten durch die heulenden Windwirbel, leise knirschendes Poltern, das zum donnernden Tosen anwuchs. Ein zweiter Stoß nun, dann Ruhe ... eine Sekunde, zwei, — dann noch ein fürchterlicher Schlag: nun mußte sie aufsitzen. Über mir klangen die Stahltrossen, heulten wie geschlagen auf, die Kranwinden zogen an. Sie schafften es; Zoll um Zoll zogen sie die Mitte herüber, ins Senkrechte, daß Loch auf Loch stand, da — mit ungeheurem Sausen zersprang eine Stahltrosse und klatschte in die Konstruktion; wie

ein Schuß sauste die zweite hin, wie ein zischender Granatsplitter fegte die dritte über mich her. Da krachte die Hilfskonstruktion, um die die Trossen geschlungen waren, die Trägerversteifung bog sich zu mir herunter, sie kam auf mich zu. Ein Blick nach unten — die Bahn lag gerade, ich sah nach oben in die Träger, da bogen die Gerüstträger sich nieder, Schrauben sprangen, die Verbindung riß ab. Ich wollte nach rückwärts, da fühlte ich Widerstand, ich wollte nach vorn, da sank der Querträger. Ich wollte meine Beine fortziehen, aber das Eisen saß schon festgeklemmt; ich riß verzweifelt, — es schmerzte stechend bis in den Kopf, da schwankten Trossen, Kloben, Balken. Die Brücke — wahrhaftig, sie tat einen Sprung, sie hopste hoch, fiel und saß mit einem gewaltigen Schlag auf. —

Sie stand! Da war kein Irrtum, stand! Eine Sekunde, zwei, drei, vier! Saust sie jetzt nicht noch ab? Entweder, oder! Fünf, sechs, sieben — ich hielt mit Zählen ein, zählte weiter, — zwanzig Sekunden, dreißig!

Sie steht! Sie steht! Sie stürzt nicht weiter! Sie sitzt auf! Ich sah unter mir die Kolonne hantieren, abgelaufene Rollen, Taue, Balken polterten ab, ich sah die Holzkreuzlager auf dem Wasser treiben, die Schlepper vorandampfen: Die Brücke steht!

In den paar Sekunden der höchsten Spannung hatte ich das Bein vergessen. ‚Warum schmerzt das nun nicht mehr?‘ fragte ich mich selbst, ‚warum schmerzt das nicht?‘ Ich sah doch genau: der obere Träger lag auf dem unteren, dazwischen das Bein, — es mußte durchgequetscht sein! Ich fühlte den Unterschenkel in der Luft hängen, obgleich ich ihn, hinter dem Träger, gar nicht sehen konnte. Ich hatte das Gefühl, als liefe der Schuh voll Blut. ‚Das kann doch nicht sein‘, sagte ich laut, ‚denn der Fuß ist im Schuh.‘ Aber ich fühlte es so. Jetzt hörte auch das auf. Ich tastete voll Angst nach dem Bein: glatt am Knie beginnt der Träger, — da muß es ab sein! ‚Warum schmerzt das nun nicht?‘ dachte ich. ‚Das muß doch weh tun! Das ist doch alles zerquetscht und zermalmt!‘

‚Verdammt!‘ schrie ich und schlug mit der Faust auf das Bein. ‚Warum tut das nicht weh?‘

Der Wind heulte.

Die Brücke hatte ich vergessen, hatte alles vergessen. Ganz langsam dachte es in meinem Gehirn: Wo keine Schmerzen sind, da ist auch kein Leben mehr!“ [29]

Er wandert nach Antwerpen und dann bis Charleroi. Dort hat er Gelegenheit, auf einem Kahn mitzufahren, der durch Flüsse und Kanäle gesteuert, geschleppt, geschleust wird. Er wandert weiter

[29] S. 225—230.

durch das Saargebiet und das Moseltal, Westfalen zu. Durch die Lüneburger Heide nach Hamburg und von da nach Pommern.

In der Herberge zu Stargard trifft er einen ungewöhnlichen „Pennbruder, der zehn Jahre älter war als ich, und emsig schrieb. Ich guckte ihm über die Schulter und sah, daß er Verse machte. Ich nahm ihn mit in die Wirtschaft, gab ein Abendessen aus, und indes er aß, las ich seine Gedichte. Sie hatten das Leben Jesu zum Inhalt. Er war ein überaus frommer Mensch, ich verstand nicht, daß er sich auf der Landstraße herumtreiben mußte. ‚Wer ernst mit der Nachfolge Christi macht, der geht zu den Letzten, denn sie werden die Ersten sein!‘ sagte er, als er gegessen hatte. Spät in der Nacht bekannten wir uns einander und versprachen, zusammen zu reisen. Ehe wir uns schlafen legten, erzählte er, wie er am Tage vor der Priesterweihe aus dem Konvikt weggelaufen sei.“ [30] Nicht gewöhnlich ist auch ihr Gespräch über Sozialdemokratie und Christentum.

Ein Brief der Mutter mit eingelegten 50 Mark bittet ihn, doch nach Hause zu kommen, da er ja ohnehin nächstes Jahr zum Militär müsse. „Morgens um sieben Uhr kam ich zu Hause an. Die Mutter war glücklich. Ich blieb eine Stunde in der Stube, dann bekam ich mein Arbeitszeug und ging mit den Brüdern in die Werkstatt.“ [31]

Er wird bei der Musterung zur Marine gezogen, nimmt aber das Soldatwerden nicht so ernst und fährt noch am selben Tage nach Antwerpen, wo er gut bezahlte Arbeit findet.

Aber es zieht ihn wieder heim. Der Schluß des Buches nimmt das Motiv des Anfangs wieder auf. Wir stehen wieder vor einer Nietkolonne und hören ihr Kommando:

„Kommen lassen!“ brüllte der Vater. „Fertig!“ schrie Karl. „Hitze!“ rief Leo.... „Drauf!“

Eins in eins griff die Arbeit von den fünf Brüdern. Wir waren nicht fünf Brüder, wir waren eine Nietkolonne, ein Körper mit fünf Leibern, einem Willen, einem Wissen. Wie das Blut durch die Adern eines Leibes, kreiste die Arbeit durch unsere Leiber und belebte uns miteinander, durcheinander, ineinander. Wir wuchsen durch den tempoverbundenen Hammerschlag zusammen. Voran, voran, voran! trieb ein Hammerschlag den andern, der Stockhalter den Wärmejungen, der Wärmejunge wieder den Nieter: ein werklustdurchbraustes, fünffachgekuppeltes, tatlustdurchbraustes Mensch-Maschinen-Werk [32].

In Lersch steht ein Gewaltiger des Wortes vor uns, der unter den Arbeitern einzig ist. Bei allem Schönen und Dichterischen, das wir auch bei Petzold und Winnig finden, prägen sich doch Lerschs Bilder und Worte wie mit dem Prägestempel in unsern Geist. Die Wucht

---

[30] S. 243. [31] S. 250. [32] S. 261.

leidenschaftlicher Lebens- und Leidenserfahrungen hat diese Gedanken und Worte geschmiedet.

Für weiche Gefühle und Bilder hat Lersch weniger Wendungen, auch sein Humor lächelt bitter. Aber wo es sich um Äußerungen der Kraft und des starken Wollens handelt, da stehen ihm alle Register bis zum Grollen des Gewitters zur Verfügung. Viele Szenen aus den Hammerschlägen sind illustriert durch die Poesie des Buches in „Mensch in Eisen", so z. B. der prahlende, wüst schimpfende Vater, seine Brüder, und Rosa, seine frühverstorbene Geliebte. Aber auch hier blieb Lersch der gleiche. Es sind keine leichthüpfenden Verse, sondern hart dem Geiste abgerungene. In dem Versmaß hört man den Schritt der Arbeitermassen, den Takt der Niethämmer. Walt Whitman ist diesen Rhythmen Vorbild gewesen. Man weiß nicht, wo mehr Poesie steckt, in der Prosa oder im Gedichte.

Seine Kraft kommt Lersch aus seinem vereinsamten Wesen. Es war immer distanziert von Menschen und Verhältnissen, darum konnte er die rechten Bilder aufnehmen, weil er alles scharf sah, nicht beeinflußt durch störende Nebensächlichkeiten. Lersch ist viel zu eigenwillig, als daß bei ihm etwas nur zur Schau Getragenes, Unechtes oder gar Geziertes gefunden werden könnte. Ihm ist alles Ernst, und er ist sich seiner Verantwortung als Schriftsteller, der zum Arbeiter spricht, stets bewußt.

Und doch hat dieser spröde Geist einen Platz in seinem Wesen, wo seine Härte sich auflöst und wo der scharfe Denker sich in unwirkliche Räume verliert. Das ist seine Traumwelt. Lersch kann ein Träumer sein. Nicht bloß in dem von ihm so geliebten Walde, er träumt auch, wenn er in schwindelnder Höhe auf dem Eisengerüst hinausschaut in die fernen Gebirgszüge, hinter denen er das Land seiner Sehnsucht ahnt.

Das sind aber nur Ausruhepunkte. Bald kommt er wieder in die klare und harte Wirklichkeit zurück.

Alles in diesem Buch, sei es seine Sprachform, seine wunderbare Schilderung der Arbeit in Eisen und Stahl, mit seinen Ecken und Kanten, seine Symbolik, seine Zweifel und Kämpfe, sein Hassen und Lieben, machen das Buch zu einem Lebens- und Kunstgenuß. Heinrich Lersch, „der Dichter mit dem Hammer", wie ihn Walter Teich richtig bezeichnet, wird einer der größten unter den Arbeiterbiographen bleiben.

LUDWIG TURECK

Man konnte im Zweifel sein, ob das Buch Turecks: „Ein Prolet erzählt“ [1], in unsere Sammlung aufzunehmen sei. Wenn dies geschehen ist, so war der Grund dafür der, daß Tureck in einem gewissen Sinne zu den Industriearbeitern zu zählen ist, und daß es schließlich auch von Interesse ist, die Geistesverfassung eines Kommunisten und Spartakisten von der Art eines Tureck kennen zu lernen. Wir glauben gerne, daß Tureck „nicht für Literaten und Schwärmer“ geschrieben hat, hoffen auch, daß die Klasse, die er „meine Klasse“ [2] nennt und für die das Buch bestimmt ist, eine recht kleine an Zahl sein möge.

Tureck ist am 28. August 1898 in Stendal geboren. Sein Vater war vor der Geburt des Kindes gestorben, und die Mutter hatte wieder geheiratet. Die Erziehungsversuche des Stiefvaters zeigten wenig oder keinen Erfolg.

Die Familie siedelte bald nach Hamburg über, und da verwahrloste der Knabe bald völlig. Die Eltern mußten dem Verdienste nachgehen, und so war er ohne Aufsicht und konnte tun, was er wollte. Später fand der Stiefvater Arbeit in Bremerhaven.

Von Schule und Lernen hören wir nichts.

Nach seiner Schulentlassung kam der junge Tureck auf einen Bauernhof als Hütejunge. In Wirklichkeit wurde er zu allen, auch den schwersten landwirtschaftlichen Arbeiten herangezogen. Das Essen und die Behandlung war, auch wenn wir manches als übertrieben abziehen, noch schändlich genug. Am 11. November, Martini, zog er wieder ab und erhielt für sieben Monate schweren Dienst zehn Zentner Kartoffeln und zwanzig Taler.

Nun versucht er es bei einem Konditor. Vom Handwerk erfahren wir nichts, aber das Klassenbewußtsein Turecks feiert Orgien. Die Bourgeois „fraßen Baumkuchen, in den der Schweiß des Arbeiters (buchstäblich) hineingeronnen“. „Für die ‚Gesellschaft der Feinfresser‘ muß der Kuchen mit besonderem Holze gebacken werden.“ Um die unverschämte „Freßlust der Vollgefressenen zu befriedigen, wurden in der Backstube 2 Gehilfen, 1 Lehrling, in der Küche 1 Köchin und 2 Mädchen beschäftigt“ [3]. Die Klassenlogik Turecks ist sehr schwach.

Eingestreut ist eine Reihe von derart obszönen Einzelheiten, daß man sich wundern muß, daß das Buch einen Verleger gefunden hat. Um es recht pikant zu machen, wird die Erdichtung zu Hilfe genommen, wo die Wahrheit nicht ausreicht.

Der Konditor geht bald zur schwarzen Kunst über als Schriftsetzerlehrling, und zur gleichen Zeit tritt er dem Verein der sozialistischen

---

[1] Ludwig Tureck, Ein Prolet erzählt. Lebensschilderung eines deutschen Arbeiters. 1.—7. Tausend. Berlin 1930, Malik.

[2] Tureck a. a. O., Vorwort S. 10. [3] Ebd. S. 47.

Arbeiterjugend bei. Von den Vereinsausflügen berichtet er, der Achtzehnjährige, den ungezügelten Verkehr der Jungens mit den Mädchen, stellt aber in einem Atem fest, „daß absolut keinerlei Verstoß gegen die Sittlichkeit bei diesen Ausflügen vorkam“[4].

Sein Begriff von der Arbeit ist auch eigenartig. „Mit ungeheurem Interesse ging ich an die Arbeit, die anfänglich nur im Beobachten der einzelnen Schriften und Maschinen bestand... Diese Arbeitswut dauerte aber nur so lange, als ich noch keine direkte Arbeit zu leisten hatte. Als mir dann schon diese und jene Arbeit aufgetragen wurde, fand ich oftmals, daß ich keine rechte Lust hatte.“[5]

Bei Kriegsausbruch fragten sich die Jungen: „Was sollten wir gegen den Krieg tun? Diese Frage beschäftigte uns dauernd.“[6] Fürs erste traten sie zur Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei über und gaben überall die Phrasen aus ihren Parteiflugblättern zum besten. Als die Zeit der Not kam, verlegten sie sich aufs Stehlen von Nahrungsmitteln auf den Bauernhöfen. Der Prolet Tureck lebte nicht schlecht.

Er wurde nun selbst für die Waffe ausgehoben und kam zur Artillerie. Seine Kriegserinnerungen sind nichts weiter als eine Kette von Schimpferei und Drückebergerei. Er wurde verwundet und kam nach seiner Behandlung in den Feldlazaretten nach Mainz ins Spital. Obwohl die Betten „blütenweiß“ und „die Kost sehr gut“ ist, weiß Tureck nichts, als die gemeinsten Anwürfe gegen die Schwestern vorzubringen. Die Höhe seiner niedrigen Denkungsweise offenbart er in der abstoßenden Schilderung des Weihnachtsfestes[7].

Wiederhergestellt, fürchtet er die Rückkehr zur Front und desertiert. Er wird aber eingefangen und ins Gefängnis gebracht. Er simuliert, als verstünde er kein Deutsch. Da er zu Arbeiten außerhalb des Gefängnisses verwendet wird, bricht er eines Tages aus. Er will nach Holland fliehen, ausgerüstet mit einem gestohlenen Paß. Das gelingt ihm nicht, aber er kommt mit dem Paß durch nach Bremen. Er hat sodann die Keckheit, nach Stendal zu gehen, wo ihn doch jedermann kennt, und in der Tat ereilt ihn hier sein Geschick. Er wird zu Festungsstrafe verurteilt, wo es ihm nicht gut geht, vorausgesetzt, daß sein Bericht über die unglaubliche Behandlung wahr ist. Die Revolution befreit ihn. Er wird Spartakist. Die grobe Disziplinlosigkeit und das wüste Treiben des Spartakus offenbaren deutlich, welches die tiefsten Triebfedern dieser „Politik“ waren. Genuß in vulgärster Form. Die Befehle der sogenannten Oberen wurden mit den unflätigsten Ausdrücken beantwortet.

Er ließ sich bei der Gruppe Maercker anmelden, um Sabotage treiben zu können. Mit einigen Gesinnungsgenossen, die sich ebenfalls ein-

[4] S. 58. [5] S. 55—56. [6] S. 59. [7] S. 131—134.

geschlichen hatten, standen sie, mit Handgranaten bewaffnet, auf der Tribüne der Nationalversammlung in Weimar, um auf ein verabredetes Zeichen — die Unabhängigen Abgeordneten sollten den Saal verlassen — ihre Geschosse in die Versammlung zu werfen. Aber das Signal blieb aus[8].

Seine Kämpfe bei der Roten Armee übergehen wir, da er nichts von Belang zu berichten weiß und wir seinen Ton schon genugsam kennen. Er wird bei Unna gefangen, lügt sich aber durch und kehrt nach Stendal zurück. Dort wird er Kutscher bei verschiedenen Firmen.

Als der Krieg Polens mit Sowjet-Rußland ausbricht, bekommt er wieder etwas von Heldenmut zu spüren. „Sowjet-Rußland in Gefahr! Wir (er und noch zwei Genossen) kündigen die Arbeit, packen und fahren ab, ‚um zur Roten Armee zu gehen, um im Kampfe gegen Polen zu helfen'."[9]

Von Goldap wandern sie zu Fuß nach der Grenze, die nur noch „eine kräftige Fußtour" entfernt ist. Aber anstatt zur Roten Armee, kommen sie in litauische Gefangenschaft, wo eines Tages schon die Gewehrläufe der Soldaten gegen sie gerichtet werden. Die Erklärung ihrer wunderbaren Rettung will einem nicht so ganz überzeugend vorkommen[10]. Aber sie sind gerettet und kommen nach mehreren merkwürdigen Glücksfällen wieder heim.

Tureck macht einen Hausierhandel mit Zigarren auf, der sich aber nicht rentiert.

Mit seiner Einstellung als Grubenarbeiter in Hadmersleben enden die „Erinnerungen" Turecks.

Der Wert von Turecks Buch liegt darin, daß an einem gedruckten Berichte gezeigt werden kann, wie tief ein Teil des deutschen Volkes, durch Verhetzung verleitet, sinken konnte. Der anständige Teil der sozialistischen Kreise wird zweifellos aus Reinlichkeitsgefühl sich von Tureck abwenden. Aber was hier an moralischer Verkommenheit laut wird, haben wir doch schon bei manchen andern Schriftstellern der Arbeiterkreise in weniger lauten Tönen hören müssen. Es bleibt als Verantwortung an den Führern haften, daß ihnen aus demagogischen Gründen jede Verrohung in Sprache und Benehmen recht war, die den Arbeiter von seinen Mitbürgern isolierte. Tureck zeigt uns das Ende dieser Bahn. Außer diesen negativen Werten können wir keine finden. Wirklich komisch wirkt die Erhabenheit, mit der Tureck die Gemeinschaft mit den „Schmierfinken der Schundliteratur" von sich weisen möchte.

---

[8] S. 209—210. [9] S. 266—267. [10] S. 287.

AUGUST WINNIG

Winnig hat sein Buch „Frührot“ [1] dem großen Heimatgenossen Oswald Spengler zugeeignet. Schon diese Widmung gibt dem Werk besondere Bedeutung. Ein Arbeiter, der Spengler zu würdigen weiß, der seine Lebensgeschichte ihm widmen darf, hat einen weiten Bildungsweg durchlaufen.

Strenggenommen gehört „Frührot“ nicht in unsern Bereich, da Winnig nicht als Industriearbeiter, sondern als Maurer aufwächst. Aber seine Gedanken sind so sehr Gedanken des Arbeiters und des Arbeitertums, wie wir sie ebenso tief gedacht und ebenso tief gefühlt nur bei den Besten unserer Autobiographen finden. Winnig ist tiefer durchdrungen von dem heißen Verlangen, dem Arbeiter im umfassenden Sinne des Wortes aufzuhelfen, vor allem auch im geistigen Leben, wie wenige der bekannten Führer es gefühlt haben. In diesem Sinne gehört Winnig in unsere Sammlung.

Eine längere Einführung macht uns bekannt mit dem Schauplatze von Winnigs Erinnerungen. Geologisch und historisch ersteht die Landschaft und das Städtchen. Aber es sind nicht etwa trockene, wissenschaftliche Abhandlungen, die uns geboten werden, sondern die Berge sind personifiziert als Kämpen der Urzeit, welche ihre Gesteinsmassen aussendet, um die Ebene dem Bergreich zu erobern. Im Laufe der Zeiten ist die erste Stoßkraft erlahmt, welche die hohen Riesen emporhob, nur noch Hügel folgen nach, bis es auch dazu nicht mehr reichte und der Kampf aus war.

Mit feinem Humor durchsetzt ist die Geschichte der kleinen Stadt, der man „auf den ersten Blick ansehen kann, daß sie wohl zum Dulden und Träumen, aber nimmermehr zum Herrschen und Glänzen geschaffen ist.... Es geschah, daß ihr Löwenherzog dem waiblingischen Kaiser trotzte, und sich von diesem bedrängt, von seinen Freunden aber verlassen sah. Da hielt sie zu ihrem Löwen, und öffnete seinem weichenden Kriegsvolke die Tore, schloß sie vor den Waiblingischen und streckte dem Sturm alle ihre Spieße entgegen.... Aber es nahm ein böses Ende. Darnach hat sie ihren Beruf erkannt. Sooft der Sturm wieder zu ihr kam, hat sie sich geduckt, und alles Ungemach erduldet....

Vor den Toren dieser Stadt liegt der Begräbnisplatz, den früher jedermann den Gottesacker nannte. Vor Zeiten stand an seinem Eingang ein kleines Haus, das war von einigen Weinstöcken überwuchert, die Bäume des Gottesackers neigten ihre Zweige darüber, und eine Felswand im Rücken schützte es vor den Stürmen, wenn sie gerade aus dem Osten kamen.“

---

[1] Aug. Winnig, Frührot. Ein Buch von Heimat und Jugend. Berlin u. Stuttgart 1933, J. G. Cotta.

So zeichnet uns Winnig sein Geburtshaus. Seine Vorfahren hatten schon seit 400 Jahren das Totengräberamt der Stadt inne, und so hatte es auch sein Vater übernommen.

Der Vater war bei seiner Geburt schon ein alter Mann. „Seine Gestalt und sein breiter Rücken waren vom Alter leicht gekrümmt.... Die Mutter war eine zierliche, kleine Frau mit dunklem Haar und schönen braunen Augen, immer wach und regsam, und die stille Regentin des kleinen, unruhevollen Reiches.“[2] Denn mit den Kindern aus erster Ehe waren zwölf Kinder da, einige davon allerdings schon in Diensten auswärts.

In seiner Jugendzeit nimmt die Schule den breitesten Raum ein. Er überschreibt die Erinnerungen an die Schule: „Lernen und Leiden“. Das Städtchen hatte damals zwei Bürgerschulen und ein humanistisches Gymnasium. Der kleine August kam in die sogenannte zweite Bürgerschule — die Schule der armen Leute. Was er erzählt, ist so ziemlich das Schulerlebnis aller Kinder, nur gibt sein Erzählertalent dem Altbekannten köstlichen Humor.

Eine große Rolle spielten in seinem Phantasieleben die Gespenstergeschichten, die das Gesprächsthema der Erwachsenen an den Winterabenden bildeten. Mit brennender Neugier hörte der Kleine zu, mußte es aber bitter büßen, wenn er dann im finstern Schlafzimmer war. Alle die verschiedenen Geister vermutete er unter dem Bette und war in furchtbarer Angst, einer derselben könne erscheinen. Den Eltern sagte er nichts von seiner Furcht. Aber die Angst wurde so übermächtig, daß er mehrmals in der Nacht im Hemdchen auf die Straße floh und eines Nachts vom Nachtwächter nach Hause gebracht wurde. Da erfuhren es die Eltern und nahmen den Kleinen in ihr Schlafzimmer.

Eines Abends machte das Kind einen geradezu heroischen Versuch, sich zu festigen gegen die Gespensterfurcht. Es offenbart eine in seinem Alter ungewöhnliche Willensstärke. Er wählte sich nämlich eines Abends die stille, „schwarzgähnende Gasse“, wo die Geister am liebsten hausten, und ging im Dunkeln durch dieses Gäßchen. Wohl wollte ihn die Furcht zurückweichen machen, aber er überwand sich und ging hindurch — und die Furcht war besiegt....

Das Kind besaß eine außerordentliche Phantasie, besonders die biblische Geschichte nahm seinen Sinn gefangen. Er war so bei der Sache, daß er sich die Personen leibhaftig vorstellte und die Ereignisse sich wirklich abspielen sah.

Diese träumerische Anlage hinderte aber nicht, daß er ein gefürchteter Kämpfer in den Kriegen der Städtchenjugend war. Bald war er in den besseren Kreisen verschrieen als ein „verderbter Junge“,

[2] Winnig a. a. O. S. 19.

als Vagabund, das Zuchthaus wurde ihm als sicher in Aussicht gestellt. Dieses Urteil machte ihn ganz mutlos, dann klagte er: „Ich tat so vieles Gute, ich grüßte alle Leute, benutzte immer ein Taschentuch, putzte meine Schuhe, rannte niemals ein Kind um, fing nie von selber Streit an, ging jeden Weg, den man mir auftrug, und war jedem zu Diensten.“ [3]

Sein Vater lag schon lange krank ohne Aussicht auf Besserung. Daher fühlte sich die Gemeindebehörde veranlaßt, die Stelle des Totengräbers auszuschreiben. Der Vater hatte sich in den Gedanken, daß das Amt in der Familie bleibe, eingelebt. Aber sein Sohn Hermann war verdächtig, mit der damaligen sozialen Bewegung zu sympathisieren, und so wurde die alte Tradition gebrochen, ein Fremder kam auf die Stelle. Das regte den alten Mann so auf, daß er bald darauf starb.

Die Mutter mußte die Dienstwohnung räumen und zog in ein kleines Häuschen vor der Stadt. Die meiste Freude an dem Wechsel hatte der kleine August. Jetzt konnte er nach Herzenslust sich in Feld und Wiesen tummeln und seine Ausflüge ausdehnen bis zum Felsengewirr, auf dessen Gipfel die uralte Burg Regenstein stand. Er hatte einen Lieblingsbruder Fritz, der von der Tuberkulose erfaßt, langsam dahinsiechte. Der war, solange es ging, sein Gespiele und Begleiter. Sonst war das Kind auf sich angewiesen, auf das Reich seiner oft sonderbaren Gedanken und Träume.

Da die Not der Mutter drückend wurde, erbot sich ihre in der Stadt verheiratete Tochter, den Kleinen zu sich zu nehmen. In der Stadt kam August auch in die Schule. Hier spielte er einige Streiche, und das Resultat war, er durfte nicht mehr zurück. Der Kleine hatte so Heimweh, daß er bald wieder bei seiner Mutter war.

Einmal kam August in das kleine Theater des Städtchens, als Gegendienst dafür, daß er den Schauspielern ihre Koffer ins Theater schleppte.

Eines Tages fiel ihm bei dem Lied „Zu Mantua in Banden“ ein, er könne ein Schauspiel schreiben: „Andreas Hofer, ein deutsches Schauspiel der Treue.“ Die Skizzierung der vier Akte läßt vermuten, daß das Spektakelstück für einen Schüler von kaum zehn Jahren immerhin etwas Außergewöhnliches war.

Bei der Wahlzeit kommt er auch durch einen Wahlzettel und dessen Erklärung durch seine Mutter „in leise Berührung“ mit „dem großen ernsthaften Weltgeschehen“ [4].

Ein gewisses Schicksalsmoment ist für die Familie, besonders für August, die Rückkehr Hermanns vom Militär. Es war nicht zu vermeiden, daß der Knabe Zeuge wurde, und ein aufmerksamer Zeuge,

[3] Ebd. S. 45. [4] S. 160.

von den sozialpolitischen Gesprächen des Bruders. Auch nimmt ihn dieser mit zur Feier des Falles des Sozialistengesetzes. Der Kleine sitzt in einer geschützten Ecke des Saales, und noch lange fühlt er die Begeisterung nach, welche er empfand, als um Mitternacht die neue Zeit der Freiheit mit ungeheurem Jubel begrüßt wurde.

Auch in Winnigs Leben trat eines Tages ein Mädchen, eine Waise, die unter fremden Leuten im verachtetsten Gäßchen der Stadt wohnte. An den grauen Mauern dieses Armenviertels rankten üppige Rosengewinde, und so erhielt der Ort des Schmutzes und der Armut den poetischen Namen „Rosenwinkel". Das Mädchen kannte man nur unter dem Namen Maria Rosenwinkel.

Eines Tages wurde August, der sonst herb gegen die Mädchen seines Alters war, gebeten, den Schülerinnen zu helfen, das Schulhaus zu schmücken zum Jubiläum des Lehrers. Er läßt sich überreden, fühlt sich aber unter den vier Mädchen sehr unbehaglich. Als er gerade die Türe mit Girlanden verziert, sieht er plötzlich das blasse, schüchterne Mädchen „so seitab stehen". Sie hielt „ein Strünzchen in der Hand". Er rief ihr zu, sie möchte es ihm geben, da er es gerade gut anbringen könne. Mehr noch. Er zog sie vor die Mitte der Türe und fragte sie, ob nun nicht alles gut sei? Sie sah ihn an und sagte Ja. Die andern Mädchen fühlten instinktiv, daß hier etwas Geheimnisvolles vorgehe, und eine davon rief keck: „Wäre doch ein Photograph da, der die beiden photographierte" [5].

Er nähert sich ihr von da an und nimmt sie mit auf seine Lieblingsplätze. Er malt sich aus, was die andern Mädchen sagen würden, wenn sie es erführen. Sie würden ihn verspotten und mit Gebärden des Abscheus von Maria Rosenwinkel sprechen. Manchmal wollte ihn das abschrecken, aber das Ritterliche in ihm siegt. Er will zeigen, daß man keinen seiner Armut wegen verachten darf.

„Arme Maria, du ahntest nicht, mit wie viel Liebe ich dich umfing. Es waren vielleicht die einzigen frohen Stunden, die du in deinem kurzen Leben hattest. Wie viel Glück war dir zugedacht, und du wußtest es nicht." ...

„Dann war ein stiller, kalter Tag. Nicht ein Atemzug ging durch die Welt. Mir war, als wären selbst die Gedanken gefroren. Da holten sie die kleine Leiche aus dem Spital — in einem schmächtigen, stumpfschwarzen Sarge. Und ich stand an der Straße und hatte nicht einmal eine Blume für sie.

„Unruhe und Leid dieser Liebe blieben mein Geheimnis. Oft zwar war mir das Herz bis zum Überfließen voll, und es trieb mich, mit jemand über Maria zu sprechen. Aber ich konnte es nicht. Ich fürchtete den Hohn und hörte schon die spöttischen Worte; alle hätten mich

[5] S. 220.

verspottet — nur meine Mutter nicht. Aber gerade vor der verschloß ich mich am sorgsamsten.“ [6]

Das Ende der Schulzeit kam heran, und die Schüler hatten nach eigener Wahl ein Aufsatzthema zu wählen und auszuarbeiten. Aus der Gedankenfolge seiner Privatlektüre wählt Winnig das Thema: „Die Pariser Kommune“. Das war ein schreckliches Ereignis. Der Superintendent wurde zu Hilfe gerufen, wieder muß er die Predigt hören, daß er das böse Prinzip sei; den andern Schülern wird verboten, mit ihm zu verkehren.

Wenige Tage vor der Konfirmation kommt er auf Einladung seiner früheren Sonntagsschullehrerin zu ihr in die Wohnung. Er fühlt sich anfänglich nicht so ganz behaglich, weil er fürchtet, sie möchte ihn nach dem Verhältnis zu Lehrer und Pastor fragen. Sie kommt aber seiner Befangenheit entgegen und sagt ihm, wie bedauerlich es sei, daß er keinen Lehrer gehabt habe, der auf seine besondere Art eingegangen sei. Er sei nämlich ein Junge, bei dem das Gute darinnen sitze wie das Feuer im Stein, und es komme nur darauf an, es herauszulocken. Überdies sei er ein behendes Bürschchen und verstehe es wohl, unbequemen Fragen auszuweichen, und den Fingern, die ihn fassen wollen, zu entwischen.

Dieses und ihre Ermahnung, immer wahr zu sein, gefallen ihm sehr. Er gibt gleich einen Beweis, daß es gewirkt hat. Sie sagt ihm unter anderm auch, man sei von dem Gedanken abgekommen, ihn Lehrer werden zu lassen, weil er zu sehr zu den Ideen seines Bruders neige. Ob das wahr sei? Er wollte zunächst ausweichen, aber da fallen ihm ihre Lehren ein, die er soeben gehört, „und ich dachte wieder an die Schwachheit Petri“, und da sagte er Ja. Die Dame tadelt ihn nicht darob, ermahnt ihn aber, er solle jetzt erst recht zeigen, daß er nicht schlecht sei, sondern auch ohne Gunst den rechten Weg finden könne; damit würde er auch jenen Ideen den besten Dienst erweisen, wenn er Wahrheit und Redlichkeit vor alles andere setze. Mit einem Buch und einem Geldstück beschenkt, geht er von ihr.

Nach der Konfirmation geht er auf Anraten seines Bruders Hermann zu den Maurern. Arbeit und die Arbeitertypen schaut er mit klaren Augen an und weiß sich zu schicken. Die Originale unter ihnen läßt er seiner Feder nicht entgehen. Die soziale Frage wird unter den Werkleuten lebhaft diskutiert.

Unter den beim Bau beschäftigten Malern ist einer „mit einem blassen, aufgedunsenen Gesicht, welcher der widerwärtigste und lumpigste der ganzen Gesellschaft war“. Da kam es eines Tages bei der Vespermahlzeit, daß Fleckeles wiederum gar aufgeregt auf seinen Meister schimpfte und, nachdem er den abgetan, sich die Behörden

[6] S. 225—226.

vornahm, an denen er kein gutes Haar ließ. Vielleicht erging es auch den übrigen Zuhörern wie mir: daß sie den ausgesprochenen Ansichten im Grunde zustimmten, sie aber nicht gern von diesem Menschen aussprechen hörten. So kam es, daß Fleckeles kein Echo fand, sondern alle seinen Ausbruch schweigend anhörten. Das mochte ihn ärgern, denn er sah sich nun veranlaßt, über die Arbeiter unserer Stadt ganz greulich herzuziehen und sie Schlafmützen und Schafsköpfe zu schimpfen. Da hatten wohl die meisten einige Lust, ihm zu erwidern, und auch mir fiel es gar schwer, die Zunge zu zähmen. Aber es sagte erst niemand etwas, bis plötzlich jener alte Tischler, nachdem er sich vorerst vernehmlich geräuspert hatte, den jungen Maler fragte: ‚Haben Sie einmal Weitlings «Garantien» gelesen?' Der Maler stutzte und tat, als ob er die Frage nicht verstanden habe, und der Tischler wiederholte sie: ob er Weitlings ‚Garantien der Harmonie und Freiheit' gelesen habe. Der Maler machte ein törichtes Gesicht und sagte, er habe viel gelesen, Weitlingen aber kenne er nicht. ‚Weitling also nicht', sagte der Tischler. ‚So kennen Sie doch aber sicher Lassalles Arbeiterprogramm?' — Was das heißen solle? erwiderte der Maler. — ‚Oh', sagte der Tischler, und sein gelbliches Gesicht färbte sich rot bis in das Haar an den Schläfen, ‚das soll bloß heißen, daß man etwas gelernt haben muß, wenn man so reden will wie Sie.'[7] Dieser alte Tischler gibt den jungen Kollegen ein gutes Wort mit, wenn er ihnen darlegt, daß nicht das Geld der bewegende Punkt der sozialen Frage sei. Nicht mehr Geld sei die Hauptsache, sondern mehr Verstand, mehr Bildung."[8]

Einen Winter war er arbeitslos und mußte sich durch Verkauf von Christbäumchen mühsam mit seiner Mutter durchbringen.

In dieser Zeit arbeitet Winnig eifrig an seiner Weiterbildung. Eine Geschichte der Erde bestellt er sich in Lieferungen. Mit dem Lesen der Hefte nimmt er's ernst, „ich ließ mir keine Unklarheit hingehen"[9]. Auch Mathematik, und zwar arithmetische und geometrische Progressionen, lernte er durch Selbststudium.

Es schmerzt ihn, daß man ihn nicht aufnehmen will in die Literarische Gesellschaft seines Heimatstädtchens. Standesvorurteile waren die Gründe. Aber er kommt mit der Zeit darüber hinweg.

Bei der Lektüre der Geschichte der Bauernkriege reizt es ihn wieder, ein Drama daraus zu gestalten. Er denkt ernstlich über das Problem jener Erhebung nach. Thomas Münzer, die schwarze Hofmännin, ein Schicksalsweib, beschäftigen sein Denken und seine Phantasie. „Thomas Münzer" ist der Titel des Schauspiels, das er dichtet. Bis zum dritten Akt ist es gediehen, da versiegen die Quellen.

Er beginnt Artikel für den „Landboten" zu schreiben. Er lieferte

---

[7] S. 257—258. [8] S. 259. [9] S. 272.

sehr sarkastische Berichte über einzelne Vorkommnisse im Städtchen. Sie erregen Aufsehen und Ärger bei den Betroffenen.

Sein Gesellenstück machte er mit Lob und Auszeichnung. Die nun kommenden Seiten, die seine Beschäftigungen als Maurer da und dort erzählen, sind gut zu lesen, würden aber unsere Arbeit zu weit ausdehnen.

„Im Schnee" und „Der Meinewirt" können beinahe als eine Erzählung für sich in den „Erinnerungen" angesehen werden. Das Wirtshaus im Grund, die merkwürdigen, fast geheimnisvollen Wirtsleute, die Flucht der Wirtin und die überraschende Lösung, Knust, sein Freund, als künftiger Wirt und Mann der geschiedenen Frau, sind zum Teil mit feiner Kombinationsgabe und effektvollen Entwicklungen geschrieben. Sie zu skizzieren, würde sie aber verblassen machen.

Seine Erkrankung im Wirtshaus und seine Pflege durch Jungfer Porzellan, die Ankunft seiner Mutter und seine Heimkehr sind nur Beibilder zur Wirtshausgeschichte.

Er begibt sich nun auf die Wanderschaft, die er in Briefen an eine ihm nicht näher bekannte, aber von ihm in rührender Weise verehrte Erzieherin schildert. Er hat dieses Fräulein bei einer Maurerarbeit im Garten ihrer Herrschaft gesehen, und seitdem ist sie sein heimlich verehrtes Ideal.

Als er wieder heimkommt, will er seinen leidenden Standesgenossen helfen und ruft sie, als keine andern Mittel mehr anschlagen, zum Streik auf. Der Streik ging wochenlang, die Aufregung der verbitterten Parteien war groß, aber schließlich kam ein Friede zuwege, den die Müdigkeit auf beiden Seiten diktierte.

Winnig wird verurteilt, weil er einen Streikbrecher geschlagen hat, und muß ins Gefängnis. Das Gespräch über den Streik mit dem humanen Amtsrichter, der ihn bei der Inspektion des Gefängnisses besucht, ist von hohem Interesse. Dickens, Raabe und Gottfried Keller verschönen ihm den Aufenthalt an dem traurigen Orte.

„Es kamen die Weihnachstage, zu denen die Kameraden uns die Tanne brachten, die wir schmückten und um deren Lichter die trüben Gäste des Gefängnisses standen, von denen der Amtsrichter jedem eine Gabe reichte.

„Es kam der schöne Tag, wo der Amtsrichter mir meine Heimatsgeschichten zurückgab und wir als zwei Menschen beisammensaßen.

„Und es kam zuletzt der Tag der Freiheit, dieser längste Tag, an dem eine Stunde vor dem Ablauf unserer Zeit der Platz vor dem Gefängnis dunkel von Menschen war, die auf den Augenblick warteten, der uns losließ: dieser Augenblick, als die Glocke des Tores schrill aufklang und die Menschen auf dem Platze sangen:

Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart —

und wo ich durch die vielen Freundesgesichter hindurch nach dem einen drängte — schmal und blaß — meiner Mutter.“ [10]

Wir haben schon früher in dieser Arbeit auf Winnig hingewiesen und ihn unter die drei größten Autobiographen gestellt. Er ist ebenfalls einer für sich. Er hat von keinem entliehen. Alles ist in ihm selbst entstanden und hat sich in seinem Denken entwickelt und gemodelt.

Er läßt sich nicht vergleichen mit Petzold, dafür ist er zu klar, oft nüchtern, auch zu stark in seinem Empfinden. Er ist der norddeutsche Typus mit seinen Vorzügen.

Seine Sprache ist nicht so biegsam wie die Petzolds, aber auch nicht so wuchtig wie die Lerschs. Seiner innern Kraft ist noch viel Gefühl beigemischt. Er hat Biegungen und Wendungen, die sich dem Gegenstande anschmiegen und ihn nicht brechen.

Wir haben ein zweites Buch von Winnig, „Der weite Weg“ [11], welches sich direkt an „Frührot“ anschließt, die Weiterführung desselben.

Winnig kommt aus dem Gefängnis, und die Freunde bereiten ihm einen „so schönen Empfang“. Aber er ist arbeitslos und, was schlimmer, er ist im Verruf. Nirgends nimmt man ihn auf. Ein Freund will ihn einstellen in eine Gruppe, die einen ganzen Bau im Werkvertrage übernommen hatte. Der Meister könne da nichts gegen ihn tun. Er tritt ein. Plötzlich hieß es, es sind keine Steine mehr da, und Steine seien knapp. Winnig versteht, wie alle verstehen, was das heißt, und er muß die Arbeit niederlegen. In einem Privatbau darf er eingestellt werden, weil der Bauherr und seine Frau mitarbeiten und keine Organisation einreden kann. — Dann wieder Träume von einem Rittergut, von Auswanderung und derartigem, das man in Verzweiflung und Langweile ersinnt. Auch an einem Schulbau darf er mitarbeiten. Die Freude war groß. Die Musterung kommt, und er wird zum Infanterieregiment 46 in Posen ausgehoben. Auf Fort Winiary kommt er in die Kaserne.

Bis in die militärische Ausbildung verfolgt ihn seine Vergangenheit. Der Hauptmann läßt ihn rufen. Es ist ihm unangenehm, einen wegen politischer Vergehen vorbestraften Mann in seiner Kompagnie zu haben.

Dieses Ereignis brachte ihm viele schwere Tage und Nächte. Wochen vergingen. Die Ausbildung ging gut vorwärts. Es gab eigentlich nichts, was Winnig schwer gefallen wäre.

---

[10] S. 480.

[11] August Winnig, Der weite Weg. Hamburg 1932, Hanseat. Verlagsanstalt.

Er beklagt, daß unter den Unteroffizieren der Kompagnie so wenig fähige Leute waren. Gelegentlich macht er sich Gedanken über das Schicksal der Provinz Posen und über die dortige polnische Wirtschaft, die ihm überall entgegentritt. Auch die Zustände im Heere verschont er nicht mit seiner Kritik. Er ist aber der Überzeugung, daß der Drill, die Gleichmachung des einzelnen, nötig ist, damit er in die soldatische Form kommt.

Auch Mißhandlungen kamen in seiner Kompagnie oft vor und regen ihn im Anfang mächtig auf. Er wagte es sogar, einen Brief darüber zu schreiben, aber er merkte keine Besserung.

Die Täuschungen der Vorgesetzten bei den Besichtigungen erregen sein Erstaunen. Militärisch ist viel gutes Material in diesem Kapitel, geschrieben von einem ernst und ruhig urteilenden Menschen.

Bei einem Streit, den ein Kamerad in einer Wirtschaft hatte und wobei ihm das Seitengewehr entrissen wird, hilft Winnig, dasselbe wieder zu holen. Aber er verwundet dabei einen der Zivilisten und meldet den Vorgang andern Tages dem Feldwebel. Beim Verhör fragte ihn der Vorsitzende nach seiner früheren Bestrafung. Dieser Umstand gab dem anfangs günstigen Verlauf der Verhandlung eine böse Wendung, und Winnig erhält 43 Tage Gefängnis. Eine Berufung ließ es beim ersten Urteil. Wir erleben aber in der Verhandlung in zweiter Instanz ein ehrenvolles Verhalten Winnigs. Sein Freund ist bereit, zu schwören, daß Winnig das Seitengewehr nicht gezogen habe. Aber Winnig selbst ist sich darüber nicht mehr klar. Und so bittet er, den Freund nicht zu vereidigen, denn vielleicht wisse es sein Freund auch nicht mehr genau und sein Eid solle nur ein Freundschaftsdienst sein.

Auf der Fahrt nach Hause trifft er im Zuge den Meinewirt, der ihm Gutes von Knust berichtet. Das Geschäft geht auch gut voran. Er überzeugt sich selbst durch einen Besuch beim neuen Meinewirt Knust. — Als er zurückkommt, erhält er seine Entlassung aus der Armee.

Das Kapitel „Weisung“ führt uns in die Zeit, wo Winnig an Stelle seines Bruders Hermann die Leitung des Verbandes übernehmen muß. Es sind für die Geschichte der Arbeiterbewegung interessante Daten, die hier gesammelt sind, aber für unser Thema nicht von Bedeutung. Nur eine Auseinandersetzung mit einem katholischen Geistlichen, welche er anläßlich einer Arbeiterversammlung hatte, ist von Interesse für uns, da sie uns Winnig wieder in seinem Mute und seiner Ruhe in einer ihm feindlichen Situation zeigt.

Nach seiner Rede spricht der Geistliche. „Er war ein guter Redner..., und wäre ich einer der vierhundert Zuhörer im Saale gewesen, so hätte es mir Freude gemacht, ihn zu hören und über seine Worte nachzudenken. So aber saß ich auf der Bühne und war allen Blicken

preisgegeben, und was der Geistliche sagte, war gegen mich gesagt, und was er bei den Zuhörern wirkte, mußte gegen mich wirken.“ [12] Als der Geistliche aus den sozialdemokratischen Zeitungen religionsfeindliche Artikel vorliest, war es ihm im höchsten Grade unangenehm, und er dachte bei sich: „Wie kann uns unsere Zeitung die Arbeit so erschweren — ich werde dafür sorgen, daß dies aufhört.“ Aber es kam noch schlimmer. Ein an einem Fenster stehender Genosse rief etwas von den Pfaffen in den Saal und schwang sich dann aus dem Fenster. Alles war in heller Empörung, und Winnig selbst wurde beim Verlassen des Saales tätlich angegriffen.

Hier legt er auch seine Gedanken über Religion in einer sehr charakteristischen Ausführung nieder. „Christentum: War ich denn ein Christ? Ich wußte es selber nicht und bezweifelte es zumeist. Daß ich der Kirche angehörte, hatte nichts zu bedeuten; ich erwog zuweilen, aus ihr auszutreten, und mochte es nur meiner Mutter nicht antun. Nur der Gedanke an die gläubige Frömmigkeit meiner Eltern hielt mich davon ab. Ihnen zu Ehren mochte diese wesenlose Zugehörigkeit zur Kirche fortbestehen. Es kam auf den Glauben an, auf den Glauben, wie man ihn im Apostolischen Bekenntnis ablegt. Diesen Glauben hatte ich nicht. Welchen Glauben konnte ich bekennen? Das fragte ich mich oft und kam zumeist zu der Antwort, daß ich überhaupt keinen Glauben habe.

Ich lästerte nicht, sondern ließ den Glauben der andern gelten. Aber wer glaubte denn überhaupt noch? Ich hatte einmal den Beamten des christlichen Verbandes gefragt, ob er wirklich glaube. Er hatte Ja gesagt, aber ich hatte überlegt, ob das die Wahrheit sei. Ich sah ein, daß das Leben viel leichter wäre, wenn man glauben könne. Dann hätte das Gemüt eine Zuflucht. Wenn man im Unglück saß oder von Schuldgefühlen gequält wurde, dann mußte es eine Wohltat sein, diese Zuflucht zu haben und Entsühnung zu finden. Wer glaubte, hatte diese Wohltat. Ich hatte sie nicht....

Wir konnten vom Glauben sprechen, von der göttlichen Welt und dem göttlichen Gesetz, wir konnten über Dogmen streiten, so, wie uns der Generalsuperintendent den Streit um die Transsubstantiationslehre erklärt hatte.... Der Glaube war an sich ein Wunder. Das galt gewiß nicht für die einfältigen Leute, die noch nicht wach geworden waren und nichts von der Entwicklung des Lebens, nichts von den Naturgesetzen wußten. Die konnten glauben, denn sie waren ohne Wissen und ohne Gedanken. Deren Glaube bedeutete nichts. Auf die Wachen und Wissenden kam es an.“ [13]

Im vierten Abschnitt, „Aufwärts“, erfahren wir, daß er in die Redaktion des Verbandsblattes eingetreten ist. „Ich wollte mitwirken

[12] Winnig a. a. O. S. 165. [13] Ebd. S. 168—169.

im geistigen Kampfe der Zeit.“ Aber bald merkte er, was ihm nottat. Er brachte ein Gefühl für guten sprachlichen Ausdruck mit, ein Gefühl für Ordnung und Wohlklang im Satzbau, aber mit seinem Wissen um die Sprachregeln, gesteht er selbst, war es recht schwach bestellt, und außerdem fehlte ihm die logische Zucht. Er begann, diese Lücken auszufüllen. Nach etwa einem Jahre war er so weit, daß er seine Arbeit ungeprüft zum Druck befördern durfte.

In der Partei wurde viel vom „Politischen Massenstreik“ verhandelt. Der Gedanke stammte aus den Kreisen der russischen Flüchtlinge. Jetzt griffen ihn die deutschen Theoretiker auf. Aufsätze und Schriften erschienen, und in den Versammlungen wurde die Streikfrage erörtert. Die Gewerkschaften wandten sich gegen die Streikhetze, aber Kautsky und Rosa Luxemburg wirkten gegen die Milderung.

Er selbst überdachte das Problem und kam zu folgenden Richtsätzen. „Es sei ein Irrtum, aus den Anzeichen eines wirtschaftlichen Aufstiegs auf eine Milderung des Klassengegensatzes zu schließen. Das war der ‚neue Irrtum‘, gegen den ich mich wandte. Das Wachstum der Gewerkschaften bedeutete zusammen mit der Ausbreitung der Arbeitgeberverbände die allgemeine Mobilisierung für den Klassenkampf. Nicht Friede, sondern Kampf zwischen wachsenden Fronten sei die Zukunft. Das war die ‚alte Wahrheit‘.“ [14] Auch die Kriegsfrage mit Frankreich beschäftigte ihn lebhaft. Ebenso die Strömungen und Gegenströmungen in der eigenen Partei.

„Um etwa diese Zeit, ich war nun fünf Jahre fort, schrieb mir meine Schwester, die schon vor einigen Monaten meine Mutter zu sich geholt hatte, es gehe wohl dem Ende zu, da die Bewußtseinstrübungen sich fast täglich einstellten. ‚Die Mutter hat Dir durchaus selber schreiben wollen. Ich lege Dir ihren Brief ein. Wenn Du ihn auch nicht lesen kannst, so wirst Du Dir doch denken können, was sie Dir schreiben wollte. Du sollst noch einmal zu ihr kommen.‘

Das war nun ihr letzter Brief, die Anrede ‚Mein lieber Junge‘, dann mühsam gemalte Zeichen, die in einigen Zügen an Buchstaben erinnerten, zuletzt noch einmal die Worte: ‚Du bist mein Junge‘, und ihre Unterschrift: ‚Deine Mutter.‘

Tags darauf, bald nach Mittag, trat ich in die kleine, freundliche Stube, die sie nicht mehr verließ. Ich reichte ihr die Hand und setzte mich zu ihr auf ein Sofa.“ [15]

Seine Mutter sagt unter anderem, daß sie den Jungen aus Hamburg erwartet. Später, in einem andern Zimmer, erklärte ihm seine Schwester, daß die Mutter ihn überhaupt noch nicht erkannt hatte.

„Meine Schwester ging in die Stube, machte Licht und begann den

[14] S. 188. [15] S. 242.

Tisch zu decken. Ich hörte meine Mutter fragen: ‚Hast du auch Bier im Hause, wenn der Junge kommt? Tee trinkt er nicht gerne zum Abendbrot.‘

Nach einer Weile öffnete ich die Tür, trat ins Licht und rief: Mutter!

Sie sah auf, blickte mich an und fuhr mit einem freudigen Aufschrei in die Höhe. Mit ausgebreiteten Armen kam sie mir entgegen.

Jetzt erst hatte sie mich erkannt, und nun lebte sie in der Freude auf, und es gab ein frohes Erzählen den ganzen Abend.

Das war Ende Januar. In den ersten Märztagen fuhr ich wieder in die Heimat, nun zu ihrem Begräbnis.

Es hatte noch einmal geschneit. Wie bei meinem Vater und bei meinem Bruder gingen wir durch den Schnee zum letzten schweren Abschied.“ [16]

Es kam das Jahr 1914. Winnig war abgereist, um einen Besuch der Franzosen zu erwidern und an ihrem Kongreß teilzunehmen, der Ostern in Paris begann. In Paris war man sehr liebenswürdig, und er erhielt viele Einladungen. Als er aber in einer Wirtschaft Deutsch spricht, sagte ihm ein Dolmetscher: „Um's Himmels willen! Sprechen Sie leiser!“ [17]

In seiner Rede sagte er unter anderem, daß das, was man deutschen Imperialismus nenne, nichts anderes sei als das überquellende Leben, das Raum suche, während es sich bei Frankreich und England um aufgestautes Geld handle. Auf seine Rede gab es einiges Verwundern und Fragen. Der Italiener, der sich über die schlechte Behandlung der Italiener in Frankreich beschwerte, kam noch schlechter weg.

Die Lebenshaltung des französischen Arbeiters fand er im allgemeinen befriedigend. Er findet ihn aber auch genügsamer.

Da kam der Mord in Sarajewo und der Krieg.

Das letzte Kapitel trägt das verheißungsvolle Wort: „Zum Reich.“ Es kam das große Rätselraten, was werden die einzelnen Mächte machen. Wie soll sich die Sozialdemokratie dazu stellen? Sehr interessant ist es, wie der Gedanke an die Internationale Schiffbruch leidet. Die Auseinandersetzungen in der Partei gingen um die Frage, welche Politik einzuschlagen sei. Winnig sah die Lage Deutschlands in überzeugender Klarheit vor sich und meinte, es könne sich ihr keiner entziehen, wenn man sie ihm in den rechten Worten darstelle. Er schreibt in diesem Sinne an den Vorsitzenden des italienischen Bauarbeiterverbandes einen Brief. Die Antwort war „kühl und ablehnend und enthielt nicht einmal ein menschlich freundliches Wort“ [18].

Winnig gewinnt mehr und mehr Bedeutung. Der Staatssekretär Solf fordert ihn auf, demnächst in der „Deutschen Gesellschaft“ einen Vortrag zu halten über die Gewerkschaften im Weltkriege.

---

[16] S. 244. [17] S. 316. [18] S. 337—338.

Der Vortrag, der mit dem Gedichte Gottfried Kellers schließt:

„Was brav und mannhaft ist, vereint
Zieht es, den alten Streit zu schlagen,
Es klirrt zu Fuß, zu Roß und Wagen,
Zum Freunde wird der alte Feind,
Und neben Siegfried reitet Hagen“ [19],

findet Beifall, und er wird an jedem Tisch ausgefragt. Sogar an den Tisch der Generalstäbler wird er geholt. Er findet dort eine Sachkenntnis, die er gerade dort nicht erwartet hatte.

Nun aber kamen da und dort Nachrichten von Arbeitseinstellungen. „Bei der ersten Meldung fuhr ich in die Höhe. Wer wagte es zu streiken?“ [20]Anfangs gehorchten die Arbeiter noch dem Befehle, die Arbeit wieder aufzunehmen. Aber bald wurde es hartnäckiger. Und schließlich kam der Zusammenbruch. Revolution in Deutschland. Der Kaiser hat die Armee verlassen und ist nach Holland gefahren. „Es wollte sich mir eine bittere Antwort aufdrängen. Aber ... ich unterdrückte sie.“

Winnig ging nach Litauen und half die Dinge dort ordnen. Als er wieder weiter wollte, wünschten ihn die Matrosen als Zivilkommissar zu haben. Er willigte ein und reiste nach Riga, dem Sitz des Oberkommandos. Herr von Goßler bittet ihn, die oberste Leitung als Generalbevollmächtigter über Litauen zu übernehmen, und Winnig willigt auch hier ein unter der Bedingung, daß ihm alle helfen.

Mit der Betrachtung: „All meine Arbeit der letzten Jahre hatte sich auf das Reich gerichtet. Ich blickte auf sie zurück und suchte nach ihren Anfängen. Mir war, als hätten alle Gedanken, so falsch und töricht sie zuweilen gewesen waren, das Reich gemeint. Dem Dienst einer Klasse hatte ich mich ergeben. All mein Tun hatte der Klasse gehört. Aber hatten meine Gedanken nicht auch bei diesem Dienst immer dem Reich gegolten? War es nicht immer meine letzte Sehnsucht gewesen, die Klasse ins Reich hineinzuführen? Aber das Reich hatte stolz in ferner Höhe gestanden und nicht des Wanderers geachtet, der den Weg für Tausende und aber Tausende suchte. Oft hatte der Weg durch Gestein und Gestrüpp geführt, und der Wanderer war abgeirrt, aber er hatte doch immer zum Reich gewollt.

Jetzt war ich am Ziel des weiten Weges. Jetzt rief das Reich. Es war nicht mehr das Reich in seiner Kraft und Herrlichkeit, es war das arme Reich. Es war nicht die königliche Germania — es war die arme Mutter Deutschland. Ihr durfte ich dienen“ [21], schließt das Buch.

„Der weite Weg“ läßt sich nicht vergleichen mit dem Buche „Frührot“. Es ist zu tief in Dunkel getaucht. Persönliches geht über in das

[19] S. 370. [20] S. 400. [21] S. 446—447.

große Geschehen. Es ist auch schwer zu analysieren, weil oft die Gedankengänge unterbrochen werden und gekreuzt von andern Gewalten. Auch ist es zu viel angefüllt mit theoretischen staatlichen und parteipolitischen längeren Abhandlungen. Aber in allen Teilen lesen wir die Gedanken eines Geistes, der in strenger Selbstkontrolle über das Enge hinausstrebt zu dem, was dem Ganzen dient. Er reißt Parteivorurteile nieder, um den Arbeitern den Weg zu bahnen zu ihrem Volke und Reiche. Man liest es mit innerster Anteilnahme an den Leiden und Hoffnungen eines starken deutschen Mannes.

ZWEITES KAPITEL

SCHLUSSFOLGEN

Zum Schlusse unserer Arbeit über die Autobiographien von Industriearbeitern bleibt uns noch die Aufgabe, in einer zusammenfassenden Übersicht die literarische Darstellung der vornehmsten Interessen des Arbeiters aufzuzeigen, wie wir ihnen in ihren Lebensbeschreibungen begegnen. Wir glauben diesen Interessenbereich mit fünf Punkten in der Hauptsache erschöpfen zu können. Es sind: Familienleben, Arbeit, Bildungsfragen, Religion, wozu wir die Ethik nehmen, und schließlich die Politik des deutschen Arbeiters.

Wir haben schon eingangs unserer Arbeit die Beobachtung gemacht, wie sehr einzelne Teile desselben Buches in ihrem literarischen Werte differieren. Diese Abstufung hat ihren Grund in der subjektiven Stellung des Autors zu den Gegenständen seiner Darstellung. Je nach dem Grade seiner innern Ergriffenheit wechselt auch der Rhythmus der Sprache und die Flüssigkeit seiner Redewendungen.

Von diesem Gesichtspunkte aus gesehen, steht allen andern behandelten Gegenständen voran das Familienleben und in ganz besonders hohem Maße die Eltern. Bei vielen Autoren erfahren wir sehr wenig von ihrer eigenen Ehe, währenddem der gleiche Autor lang und mit warmem Gefühle vor den Bildern von Vater und Mutter steht. Geschwister werden kaum mit Namen genannt, wenn sie nicht etwa eng mit einem Ereignisse der Jugend des Autobiographen verbunden sind. Ihm späteren Leben bleibt ihr Schicksal ohne Erwähnung. Eine auffallende Erscheinung ist ferner, daß mit wenig Ausnahmen, z. B. bei Petzold, das spätere Leben, Krankheit und Tod der Eltern entweder gar nicht oder nur flüchtig aufgezeichnet werden. Die Interessen des Lebens, Parteileidenschaft, Armut und Sorge nehmen einen zu großen Raum im Denken und Planen des Arbeiters ein, als daß andere Interessen und Personen noch in Frage kämen.

Unter den Eltern tritt die Mutter am meisten hervor und ihr werden die schönsten Blumen zum Gedächtnisse geweiht, angefangen von Fischer bis hinauf zum Hohen Liede der Kindesliebe bei Petzold, der in dieser Beziehung von keinem andern übertroffen wird.

Fischer rührt uns gerade durch seine Ungelenkigkeit im Ausdruck,

wenn er die Leidensgestalt seiner hoch über ihrem rohen Manne stehenden Mutter schildert, wie sie unter dessen Mißhandlungen weinend zusammensinkt. Noch stärker wird der Zartsinn des im rauhen Leben rauh Gewordenen ins Licht gestellt, wenn man sein kindliches Bemühen fühlt, auch dem Bilde des brutalen Vaters einige weiche Züge einzuzeichnen.

Bei dem älteren Holek ist aller Anteil dem Vater zugewandt. Die Mutter steht dem aufstrebenden jungen Menschen oft im Wege, wenn er seine Schulaufgaben machen will, und ist so die Ursache von Angst vor der Schule und von Strafen in der Schule. Er setzt aber gleich entschuldigend und erklärend hinzu, daß eben die Mutter, da sie selbst ohne Elementarbildung blieb, kein Verständnis haben konnte für die nach ihrer Überzeugung unnütze Zeitvergeudung.

Früh zum Mitverdienen gezwungen, arbeitet er mit dem Vater und teilt das entbehrungsvolle Leben desselben, seine Wanderungen, seinen armen Tisch und die traurigen Erfahrungen seines mühseligen Lebens. Das schildert er mit ganzer Hingabe und oft mit künstlerischem Geschick, so die Szene auf der Bergeshöhe, wo sie den letzten Blick auf die Heimat werfen und der Vater heimwehkrank weint und mit ihm der Knabe.

Bromme zeigt sich schon kälter in der Erinnerung an seine Eltern. Wir erfahren sehr wenig von ihnen und keine besonders kennzeichnenden Charakterzüge.

Das gleiche gilt von Adelheid Popp. Hier wieder das leider so häufige Bild: der rohe Vater und die mißhandelte Mutter. Wir vermissen aber eine eingehendere Würdigung der Eltern.

Die Meisterhand Petzolds hat uns in seinem Buche einen herrlichen Ausdruck seiner verehrenden Kindesliebe gegeben, die sich über das ganze Buch hinzieht und nicht seinen geringsten Reiz ausmacht. Die opferfreudige Hingabe des Kindes und des Jünglings an die Eltern, besonders die Mutter, sind Perlen der Darstellung und ergreifen den Leser tief. Auch die Art, wie schonend bei aller Wahrheit er den abenteuerlich veranlagten Vater darstellt, zeigt den vornehmen Sinn des Arbeiters Petzold. Zu einer der packendsten Stellen rechnen wir die, wo der Sohn entdeckt, daß sich die Mutter, um Vergessen ihrer tieftraurigen Lage zu finden, im geheimen dem Trunk ergibt.

Wunderbar schön führt uns der Arbeiterastronom Bürgel vor die Stätte seiner Geburt. An einem Abend, wo er vor einem glänzenden Auditorium gesprochen hatte, geht er hinaus in die nächtlichen Straßen der Stadt. Er richtet seine Schritte nach dem armen Winkel, „das graue Elend“ genannt. Vor einem Mietshaus bleibt der berühmte Mann stehen und schaut hinauf zu einem Fenster. Dort hat ihn die in Armut und Elend sterbenskranke Mutter geboren.

Andersartige, eindringliche Bilder bringt Lersch von Mutter und

Vater. Die Mutter bedeutet — wie oft — der Familie die Heimat. Die Roheit des Vaters ist offenbar krankhaft: Ein hämischer Mensch, eifersüchtig auf seine tüchtigen Söhne, plagt Kinder und Frau mit quälenden Spöttereien und sinkt eines Tages so tief, Mutter und Kind des Gemeinsten zu verdächtigen, das auszudenken ist. Eine schreckliche Szene, wo die Mutter den Vater vor den aufs höchste empörten Kindern schützen muß.

Herber als bei Petzold, aber im verhaltenen Gefühle stärker sind bei Winnig die Gestalten der Eltern gezeichnet. Eine Szene charakterisiert Winnigs Verehrung für die Mutter. Es ist der Tag, wo er aus dem Gefängnis entlassen wird. Tausende von freudigen Gesichtern verlangen nach ihm. Aber er sucht nur ein Gesicht — schmal und blaß — das seiner Mutter. Auch in diesem Augenblick stolzer Genugtuung ist ihm die Mutter das höchste.

Weitaus weniger Anteil als den Eltern ist der eigenen Familie der Schriftsteller gewidmet. Das ist uns kein Wunder, wenn wir bedenken, daß deren Ehen fast durchgängig kein wahres häusliches Glück zeigen. Bei keinem der Verheirateten spüren wir etwas von Heim und Wärme. Nehmen wir zuerst Bromme. Er war an sich kein schlimmer Mann, aber wie er selbst eingesteht, fehlte ihm jeder Sinn für Häuslichkeit. Gehen wir den Gründen nach, so lag an ihm die Schuld. Er brauchte Gesellschaft, wo er beim Bier sich mit Kollegen unterhalten konnte. Er kaufte Romane und vergeudete so den geringen Lohn. Wenn dann die Frau dem entgegentrat, gab's Unfrieden.

Holek tritt auch in diesem Kapitel stark hervor. Gewandt und manchenorts mit starkem Gefühle schildert er das Mädchen, die Anfänge seiner Liebe, die Pläne von künftigem Glück. Aber als sie zusammenziehen, geht er nicht einmal eine Zivilehe ein. Erst später läßt er sich trauen. Die Frau muß mitverdienen und hart arbeiten. Und trotz alledem hängt Holek sehr an Frau und Kindern. Halbe Nächte wandert er von Dresden nach Böhmen hinein, um über Sonntag bei der Familie zu sein. Sonntag abend macht er den weiten Weg wieder zurück. Er spart sich das Brot vom Munde ab, um die Mittel aufzubringen, die Familie nachkommen zu lassen.

Schweren Kummer empfindet er, als Einflüsterungen ihn an der Treue der Frau irremachen. Wirkungsvoll ist die Szene, wo ihn die sterbende Frau ihrer Treue versichern will, aber mitten im Satze stirbt.

Die zweite Ehe ist besser, aber wir hören keine Einzelheiten.

Adelheid Popp heiratet einen Parteigenossen, der bald in dauerndes Siechtum verfällt und stirbt.

Auch Eugen May berichtet nur die Tatsache, daß er heiratet, ohne weitere Zufügungen.

Georg Werner zeigt sich sehr vorsichtig, bevor er den bindenden Schritt tut, und philosophiert des längeren, wie das Mädchen sein müsse, das er zur Frau erwählt. Er entscheidet sich in der Tat hauptsächlich nach häuslichen Eigenschaften. Wir erfahren die Verlobung, weiter aber nichts. Die Schilderung seines Berufes nimmt auch ihn ganz in Anspruch.

Lersch hat eine Jugendliebe, die er wunderbar schildert und nach ihrem Tode wie eine zweite Beatrice verklärt.

Winnigs Maria Rosenwinkel ist, wie der Name schon sagt, die Romanze einer jungen Liebe zu einem armen schönen Mädchen.

Auch die Schule verdient eine kurze Erwähnung. Bei den Arbeiterkindern kehrt immer die Klage wieder, daß die Notwendigkeit, mitverdienen zu müssen, sie abhält, ihren Schulpflichten gehörig nachzukommen. Schulversäumnisse lassen Lücken in der Ausbildung des Kindes entstehen, die oft nicht mehr gutgemacht werden können. Mancher talentierte Knabe kommt so vom rechten Wege ab. Der Gerechtigkeitssinn des Lehrers macht auch den strengen Meister beliebt und geachtet, während Parteilichkeit gegenüber ärmeren Kindern nicht verziehen wird. Fischer und Holek bieten auch auf diesem Gebiete eine reiche Fundgrube, aber auch Bromme, Werner, Lersch und Winnig bringen Wertvolles und Interessantes.

Auffallend ist, wie schlecht der Geistliche wegkommt. Er spielt eine sehr unbedeutende Rolle, aber wenn er erwähnt wird, geschieht es meistens nur, um seine Schwächen oder seine finstere Härte bloßzustellen. Nur Bromme hat einen Geistlichen gefunden, zu dem er noch als Sozialdemokrat oft und gerne geht.

Fischer hat dagegen so genug von Geistlichen, daß er ihnen sein ganzes Leben lang aus dem Wege geht.

Diese Erscheinung ist natürlich zu einem großen Teil aus der Verhetzung zu erklären, die zum wichtigsten Rüstzeug der sozialdemokratischen Agitation gehörte. Aber es lag auch geistliche Schuld zu Grunde, Nichtverstehen und Parteilichkeit gegen den Arbeiter.

Arbeit macht den Hauptinhalt unserer Autobiographien aus, und zwar die harte Arbeit der Hände. Jedermann empfindet die Arbeit, besonders der Hände Arbeit, als eine Last, die auf den Menschenkindern ruht. Beim Industriearbeiter kommt dazu eine neue Note. Er empfindet in seiner Arbeit noch etwas Erniedrigendes, etwas, das ihn bei andern heruntersetzt und entwürdigt. Zu diesem Gefühl trug viel bei der Umstand, daß vom Fabrikarbeiter keine Vorkenntnisse verlangt wurden, und daß er sich meistens der Gnade des Brotherrn oder dessen Vertreter preisgegeben sah. Diese Fälle kehren sehr oft in unsern Autobiographien wieder. Fischer, die Holeks, Bromme, Petzold sind Beispiele einer oft grausamen Willkür.

Ausnahmen von diesem niederdrückenden Gefühle sind schon May,

Werner und Lersch. In May lebt die Freude am Werke und das Bewußtsein, daß er etwas bedeute. Er stellt sich neben jeden und fühlt sich nirgends als Geringeren. Bei ihm ist allerdings auch eine starke Dosis von Keckheit im Spiele.

Höher steht Werner. Es ist ein direkt imposantes Bild, ihn in der Tiefe der Erde mit den Tod und Verderben drohenden Gasen kämpfen und siegen zu sehen und dadurch Hunderte von Menschen zu retten.

Lersch hat mit der ganzen Gewalt seiner Poesie sich selbst porträtiert, wie er hoch auf dem Stahlgerüste über dem Flusse die Einsenkung vom Mittelstück einer Brücke dirigiert. Wie die schwere Stahlmasse von Schlepperbooten herangeführt wird — ganz langsam — der Augenblick, der entscheidet, ist da. Plötzlich erhebt sich ein Wind und bringt die tonnenschwere Stahlmasse auf den Kähnen zum Schwanken. Alles kann verloren sein. Da auf der Höhe wieder der starke Mann intensiv berechnend, entscheidend, kommandierend bis ein ersehnter, scharfer Schlag ihm sagt, daß der Koloß sich eingesenkt hat. Eine ausnehmend anschauliche und spannende Schilderung eines Arbeiters.

Auch Adelheid Popp trägt zu diesem Kapitel bei. Sie berührt einen Punkt, den die andern nur zu zahlreich bestätigen. Es ist das Geschick des armen Fabrikmädchens, dem Schönheit zum Verderben wird. Die Szenen, die uns da entgegentreten, zeigen ein Ausmaß der weißen Sklaverei, die eine Schande bleibt für die Fabrikherren, welche sie duldeten oder vielleicht sich selbst zunutze machten.

Die Kinderarbeit ist wohl erwähnt in den Autobiographien, jedoch nur beiläufig, wenn z. B. beim Besuch eines Inspektors die Kinder auf Geheimwegen aus der Fabrik entfernt werden. Es ist unverständlich, daß die Autoren dieser Kapitel nicht lauter Lärm schlagen.

Mit Winnig tritt in der Auffassung der Arbeit eine entschiedene Wendung ein. Sein Streben, die Arbeit und den Arbeiter geehrt und geachtet zu machen, gleichviel welche Arbeit er leistet, ist der Aufstieg einer neuen Periode in der Geschichte des Fabrikarbeiters.

Wir haben oben bemerkt, daß die überwiegende Zahl der Autobiographen in ihrer Arbeit eine Art Sklaverei oder Frondienst erblicken. Sie sehen sich verachtet und auf der untersten Stufe der Gesellschaft stehend. Dieses Gefühl der Inferiorität wird noch verstärkt durch den Mangel an formeller Bildung. Daher bei allen der immer wieder leidenschaftlich erhobene Ruf nach Bildung des Arbeiters. Nur daß bei manchem der Rufer nach Bildung niedere Ausdrücke, schmutzige Schilderungen verraten, daß es mit der wahren Bildung nicht weit her sein kann, daß Firnis und Phrasentum innere Roheit verdecken.

Bei manchen, wie Bromme und dem jüngeren Holek, sehen wir

keinen Bildungsdrang, sondern eine Lesewut, die entweder Unterhaltung sucht oder Waffen für ihre Propagandareden.

Furchtbar hat die sogenannte populäre Wissenschaft dem Arbeiter geschadet. Da wurde über Darwinismus, populäre Philosophie, Literatur, Geschichte usw. diskutiert und ein Dünkel großgezogen, der komisch wirken würde, wenn das Resultat nicht ein so trauriges wäre. Holek gibt uns ein paar Beispiele, die uns ein Bild dieser lächerlichen „Wissenschaftlichkeit" vermitteln.

Der Arbeiter hat die gesunde Eigenart seiner Ahnen im Bauernstande verloren. Der tüchtige Handwerker und Bauer lehnt bewußt den Schein einer höheren Bildung ab und will nur das wissen, was ihm als Bürger und für seinen Beruf nützlich ist. Ein gutes Beispiel der Art gibt uns Schirmer. Winnig ist auch hier Wegbereiter. Ihm sollte das gediegene, geistig verarbeitete Wissen nicht den Weg bahnen aus seinem Stande heraus, sondern in das starke Wesen des deutschen Arbeiters hinein, der keinen falschen Schmuck braucht.

Aus annähernd den gleichen Quellen entspringt die Stellung des Arbeiters zur Kirche. Wir sind gewohnt, den Arbeiter als Freidenker zu sehen, unsere Selbstschilderungen haben diese Tatsache bestätigt. Traurige häusliche und wirtschaftliche Verhältnisse haben den Sinn für Geistiges bei manchem verschüttet, vielfach auch haben die Vertreter der Religion sich ihres Amtes und Namens nicht würdig gezeigt und haben den Suchenden abgestoßen. Aber für die meisten wird Geltung haben, was Winnig in seinem Buch „Vom Proletariat zum Arbeitertum" sagt: „Die proletarische Freidenkerei ist nur der Widerschein der bürgerlichen Aufklärung und kämpferischer Trotz gegen die Zweckmäßigkeitsreligion der Zivilisationsgesellschaft." Der Gebildete, die obere Schicht der Gesellschaft, spielte sich der Mode entsprechend als Freigeist auf, und der Arbeiter meinte sich zu heben, wenn er jene darin nachahmte.

Zu diesen Ursachen kam die Agitation der Führer. Ein glaubensloser Arbeiter wird eher für ihre Reihen gewonnen, nimmt vorbehaltloser ihre Ideen auf.

Die populäre Wissenschaft lieferte die Nahrung, und die Unmoral, die mit dem Evangelium vom ungebundenen Lebensgenusse einriß, beseitigte die letzten Hemmungen. So wurde dem Arbeiter ein geistiges Gut geraubt, ohne etwas Gleichwertiges dafür zu bieten. Ohne innern Halt, schwankte er bald in seinen Grundfesten und wurde zum bloßen Werkzeug der Partei. Interessant ist, wie sie trotzdem von der Religion nicht loskommen. Fast jedes Buch beschäftigt sich mit Religion. Haß oder Achtung — beides ist immer stark betont. Ein besonderes Beispiel findet sich bei Wenzel Holek. Das gläubige Gebet seiner Frau drängt ihn zu denken: es müsse da eine höhere Kraft wirksam sein.

Auch über die Ethik des Arbeiters erhalten wir aus unsern Büchern vielfach ein wenig erfreuliches Bild. Ungerechtes und falsches Urteil gegenüber dem Mitbürger können seinem bösen Willen zur Last gelegt werden, dem eingehämmerten Parteiprogramm von der verachteten Klasse. Es kommt ihm kaum zum Bewußtsein, welches Maß von Unrecht in seinem Haß gegen Volksgenossen liegt, die in Arbeit und Sparsamkeit sich etwas erworben und erspart haben.

Wir hätten nunmehr noch die Behandlung der Politik bei unsern Biographen zu behandeln. Man sollte denken, daß sich hier wenigstens bei den ausgesprochenen Sozialdemokraten eine gerade Linie finden lasse. Aber außer den Glaubensartikeln, daß der Arbeiter unter allen Umständen der Unterdrückte, der Proletarier sei, daß er seinen Mitbürger als seinen Feind anzusehen habe, den zu stürzen sein Ziel sein müsse, finden wir nichts von zielbewußter Politik. Die Ungeduld, bald in das Paradies der neuen Gesellschaftsordnung zu kommen, hat bei Wirrköpfen wie Tureck alles klare Denken überwuchert.

Petzold krankte, in Not versunken, an diesem Irrtum, kam aber bald davon ab. Auch Holek kam vom glühenden Agitator weg zu ruhigerer Auffassung. Die Wege zum Ziele sind verschwommen. Keiner außer Winnig weiß sich darüber Klarheit zu verschaffen. Die Phrase tritt auch hier an die Stelle ernsten Nachdenkens und innerer Verarbeitung der Erfahrungen. Man hat vielfach das Gefühl, als fürchte sich der Arbeiter nachzudenken, weil das ihm seine Fata Morgana verflüchtigen würde.

Der Parteisekretär Bromme scheut sich nicht zu sagen, daß er in einer Rede, die ihn zum Sozialdemokraten wandelte, in erster Linie sich den Gedanken des Redners zu eigen gemacht habe, daß der Arbeiter sein volles Maß an den Genüssen des Lebens verlangen müsse.

Holek muß zugeben, daß die ganze Politik des Arbeiters in dem Verlangen nach Verkürzung der Arbeitszeit und in Lohnerhöhung bestehe, alles andere kümmere ihn nicht.

Wie es im Denken der Agitatorin Adelheid Popp aussah, tut sie uns kund in einer Auslassung über ihren „Brotgeber". Dieser ist gut und meint es gut mit den Arbeitern. Er gibt ihnen mehr als die meisten Unternehmer. Wenn ein Arbeiter krank ist, zahlt er ihm durch viele Wochen den Lohn fort, gibt bei Todesfällen ansehnliche Beiträge an die Hinterbliebenen, schlägt nicht eine Bitte ab, wenn sich jemand in Not an ihn wendet, aber — er war dennoch reich geworden durch die produktive Arbeit der in seiner Fabrik arbeitenden Männer und Frauen.

Diesen Plattheiten steht Lersch ablehnend gegenüber. Aber auch er weiß noch keinen Weg zu schlagen, denn er ist zu sehr Dichter.

Winnig wird das Bindeglied zu einer neuen Epoche in der Ge-

schichte des deutschen Arbeiters durch eigenes Denken. Er denkt nur als Arbeiter. Er kommt durch Nachdenken und Grübeln zur Erkenntnis, daß der deutsche Arbeiter, durch wesensfremde Elemente verführt, sich selbst und die Fühlung mit seinem Volke verloren habe, und diese erst wieder finden müsse, um Wurzel zu fassen auf gesundem Boden. So ist er der Wegbereiter des neuen Reiches, und zwar ein wortgewaltiger, der seine Wirkung nie verfehlen wird. Wir können nach dem Eindrucke, den die Lektüre der Biographien auf uns hinterläßt, ihm zustimmen, wenn er sagt: „Der Arbeiter sucht sich selber. Er sucht Antwort auf die unausgesprochene Frage: Wer bin ich? Was bedeute ich in dieser Welt? Warum bin ich da? Was ist der Sinn meines Lebens? Habe ich eine Aufgabe? Wie heißt sie? Was soll ich?“

In der Tat kann jeder, der aufmerksam die Leben der verschiedenen Autoren liest, diese Fragen bald lauter, bald verworrener hören; ganz laut in Petzold und besonders in Lersch. Wieder ist es Winnig, der glaubt, die Antwort gefunden zu haben. Er fordert eine starke Staatsführung.

Der Staat muß dem vom rechten Wege abgeirrten und verelendeten Sohne des Volkes die Hand reichen und muß ihn auf den rechten Weg mit guten Zielen setzen. Ein Grundsatz, den Hitler ausspricht, scheint uns den Kern der Sache zu treffen, wenn er das Denken über die Arbeit reformieren will. Er sagt in „Mein Kampf“ Seite 482: „Er (der völkische Staat) wird mit dem Unfug, körperliche Tätigkeit zu mißachten, brechen müssen. Er wird grundsätzlich den einzelnen Menschen nicht nach der Art seiner Arbeit, sondern nach Form und Güte der Leistung zu bewerten haben.“

Damit wäre das Erniedrigende der Fabrikarbeit weggenommen, der Arbeiter wird sich der Ebenbürtigkeit seiner Arbeit mit der jedes andern Volksgenossen bewußt und wird in seinen und der andern Augen gehoben und gleichberechtigt. Er wird vollberechtigter Volksgenosse. Der alte Arbeiter, wie wir ihn hier kennen lernten, entschwindet und ein neuer Typ wird an seine Stelle treten. Er wird nicht mehr den Schmerz erleben müssen, sich als Enterbten, als Paria einer Oberschicht gegenüber betrachten zu müssen, denn die neue Bewegung kennt nicht mehr Oberschicht und Arbeitertum, sie ist alles in Einem, denn sie ist das deutsche Volk.

Natürlicherweise wird sich der Geist der neuen Arbeit in Freiheit und in Achtung auch in einer ganz anders gearteten Literatur äußern, als die ist, die wir gehört haben. Das Lied der Arbeit und Mühe wird bleiben, aber es wird ihnen das Entwürdigende genommen sein und damit sein bitterer Stachel. Dann werden andere, bessere Lieder von der Arbeit „singen und sagen“.

BIBLIOGRAPHIE

Allgemeine Literatur

Arkadij, Gurland, Der proletarische Klassenkampf in der Gegenwart. Leipzig 1925, Leipziger Buchdr. A.G.

Beyer, Georg, Katholizismus und Sozialismus. Berlin 1927, Dietz Nachf. In „Schriften zur Zeit", hrsg. von August Rathmann und Franz Osterroth.

Brauer, Theodor, Der moderne deutsche Sozialismus. 4.—6. Tausend. Freiburg i. Br. 1929, Herder & Co.

Bücher, Dr. Karl, Die Entstehung der Volkswirtschaft. 2 Bde. Tübingen 1925 u. 1926, Laupp.

Getzeny, Heinrich, Kapitalismus und Sozialismus. Regensburg 1932, F. Pustet.

Herkner, Heinrich, Die Arbeiterfrage. 2 Bde. 8., umgearbeitete Aufl. Berlin u. Leipzig 1922, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co.

Hermes, Gertrud, Die geistige Gestalt des marxistischen Arbeiters und die Arbeiterbildungsfrage. Tübingen 1926, Mohr.

Hitler, Adolf, Mein Kampf. 2 Bände in einem Band. 33. Aufl. München 1933, Franz Eher Nachf.

Jünger, Ernst, Der Arbeiter. 3. Aufl. Hamburg 1933, Hanseatische Verlagsanstalt.

Kautz, Heinrich, Industrie formt Menschen. Einsiedeln 1929, Benziger & Co.

— Die Welt des armen Mannes. Einsiedeln 1932, Benziger & Co.

— Im Schatten der Schlote. Einsiedeln 1926, Benziger & Co.

Klühs, Franz, Der Aufstieg. Führer durch die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Berlin 1930, J. H. W. Dietz Nachf.

Lang, R., und W. Hellpach, Gruppenfabrikation. Berlin 1922, Springer. (Sozialpsychologische Forschungen des Instituts für Sozialpsychologie an der Techn. Hochschule Karlsruhe, hrsg. von Prof. Dr. phil. et med. Willy Hellpach. I. Bd.)

Leder, Zenon, Die Offensive des Kapitals und die Einheitsfront des Proletariats. Hamburg 1922, C. Haym Nachf.

Marx, Karl, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Kröners Taschenausgaben Bd. 65. Leipzig 1929, Alfred Kröner Verlag.

Moeller van den Bruck, Das dritte Reich. 3. Aufl. (21.—25. Tausend.) Hamburg 1931, Hanseatische Verlagsanstalt.

Nassen, Paul, Kapital und Arbeit im dritten Reich. Hitlers Mai-Programm und seine Durchführung. Berlin 1933, Mittler & Sohn.

Oechelhauser, W. v., Technische Arbeit Einst und Jetzt. Berlin 1903 u. 1906.

Roche, Karl, Der proletarische Ideenmensch. Berlin 1924, Verlag „Der Syndikalist", Fritz Kater.

Schilling, Otto, Die Soziale Frage. München 1931, M. Hueber.

Sombart, Werner, Der proletarische Sozialismus. 10. Aufl. Jena 1924.

— Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen. 7.—9. Tausend. München u. Leipzig 1923, Duncker & Humblot.

Sombart, Werner, Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert und im Anfang des 20. Jahrhunderts. Eine Einführung in die Nationalökonomie. 7. Aufl. (34.—36. Tausend.) Berlin 1927, Gg. Bonde.
Steinhausen, Georg, Deutsche Geistes- und Kulturgeschichte von 1870 bis zur Gegenwart. Halle a. S. 1931, Niemeyer.
Wendt, Hans, Der Tag der Nationalen Arbeit. Die Feier des 1. Mai 1933. Berlin 1933, Mittler & Sohn.

Allgemeine Literaturgeschichte

Arnim, Bettina v., Dies Buch gehört dem König. (Sämtliche Werke. hrsg. von Waldemar Oehlke, 6. Bd.) Berlin 1921, Propyläen-Verlag.
Bab, Julius, Arbeiterdichtung. Neue, erweiterte Aufl. Berlin 1930, Volksbühnen-Verlags- u. Vertriebs-G.m.b.H.
Falk, Friedrich, Die religiöse Symbolik der deutschen Arbeiterdichtung der Gegenwart. Stuttgart 1930, Kohlhammer.
Goethe, Sämtliche Werke, in 10 Bdn., hrsg. von Karl Goedeke. Stuttgart 1885.
Herrmann, Max, Die Bürgerliche Literaturgeschichte und das Proletariat. Berlin-Wilmersdorf 1922, Verlag „Die Aktion".
Klaiber, Theodor, Die deutsche Selbstbiographie. Beschreibungen des eigenen Lebens, Memoiren, Tagebücher. Stuttgart 1921, Metzler.
Kleinberg, Alfred, Die deutsche Dichtung in ihren sozialen, zeit- und geistesgeschichtlichen Bedingungen. Eine Skizze. Berlin 1927, J. H. W. Dietz Nachf.
Mahrholz, Werner, Deutsche Selbstbekenntnisse. Ein Beitrag zur Geschichte der Selbstbiographie von der Mystik bis zum Pietismus. Berlin 1919, Furche-Verlag.
— Deutsche Literatur der Gegenwart. Berlin 1930, Sieben-Stäbe-Verlag.
Mehring, Franz, Zur Literaturgeschichte von Hebbel bis Gorki. Mit Einleitung von August Thalheimer. 1.—7. Tausend. Berlin 1929, Soziologische Verlagsanstalt.
Mühle, Hans, Das proletarische Schicksal. Ein Querschnitt durch die Arbeiterdichtung der Gegenwart. Gotha 1930, Klotz.
Mühlner, Waldemar, Mitteldeutsche Lebensbilder. Hrsg. von der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt. III. Bd.: Lebensbilder des 18. und 19. Jahrhunderts. Magdeburg 1928.
Soergel, Albert, Dichtung und Dichter der Zeit, Bd. 1 u. 2. Leipzig 1928, Voigtländer.
Straßer, Dr. Charlot, Arbeiterdichtung. 7 Vorlesungen, gehalten in der Volkshochschule Zürich. Zürich 1930, Verlag VPOD Volkshaus.
Witkop, Philipp, Deutsche Dichtung der Gegenwart. Leipzig 1924, Haessel.
— Volk und Erde. Alemannische Dichterbildnisse. Karlsruhe 1929, C. F. Müller.

Arbeiter-Autobiographien

Bergg, Franz, Ein Proletarierleben. Bearbeitet und hrsg. von Nikolaus Welter. Frankfurt a. M. 1913, Neuer Frankfurter Verlag.
Bräker, Ulrich, Der arme Mann im Tockenburg. Reclams Univ.-Bibl. Nr. 2601—2602 a.
Bromme, William, Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters. Hrsg. und eingeleitet von Paul Göhre. Jena u. Leipzig 1905, Diederichs.
Buchloh, Adolf, Auf der Walz bis zum Montblanc und Vesuv. Erlebnisse eines wandernden Handwerksburschen, von ihm selbst geschrieben. 3. Aufl. (9.—11. Tausend.) Elberfeld-Sonnborn, Burchard.

Bürgel, Bruno H., Vom Arbeiter zum Astronomen. Neue, erweiterte Ausg. (102.—110. Tausend.) Berlin 1930, Ullstein.

Ernst, Karl, Aus dem Leben eines Handwerksburschen. Mit einem Geleitwort von Heinrich Hansjakob. Kirnach-Villingen (Baden) 1921, Verlag der Waisenanstalt der Schulbrüder.

Fischer, Karl, Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters. Hrsg. von Paul Göhre. 7. Tausend. Jena u. Leipzig 1905, Diederichs.

Göhre, Paul, Drei Monate Fabrikarbeiter. 21. Aufl. Leipzig 1913, Grunow.

Holek, Heinrich, Unterwegs. Eine Selbstbiographie. Wien 1927, Bugra G.m.b.H.

Holek, Wenzel, Lebensgang eines Handarbeiters. 4. Tausend. Jena 1930, Diederichs.

— Vom Handwerker zum Jugenderzieher. Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters. II. Teil. Mit einer Einführung hrsg. von Dr. Th. Greyerz. 1. u. 2. Tausend. Jena 1921, Diederichs.

Krille, Otto, Unter dem Joch. Geschichte einer Jugend. Berlin 1914, Fleischel & Co.

Lersch, Heinrich, Hammerschläge. Ein Roman von Menschen und Maschinen. Berlin 1930, Sieben-Stäbe-Verlag.

May, Eugen, Mein Lebenslauf. Erschienen in: Sozialpsychologische Forschungen, hrsg. von W. Hellpach, Bd. II.

Osterroth, Nikolaus, Vom Beter zum Kämpfer. Berlin 1920, Buchhandlung „Vorwärts".

Petzold, Alfons, Das rauhe Leben. Roman eines Menschen. Eingeleitet von Dr. Franz Krotsch. Graz 1932, Verlag „Das Benzland-Buch", Deutsche Vereins-Druckerei.

Platter, Felix, Tagebuchblätter aus dem Jugendleben eines deutschen Arztes des 16. Jahrhunderts. Hrsg. von Horst Kohl. Voigtländers Quellenbücher Bd. 59. Leipzig.

Platter, Thomas, Thomas Platter, Geißhirt, Seiler, Professor, Buchdrucker, Rektor. Ein Lebensbild aus dem Jahrhundert der Reformation. Hrsg. von Horst Kohl. 2. Aufl. Voigtländers Quellenführer Bd. 21. Leipzig.

Popp, Adelheid, Jugendgeschichte einer Arbeiterin. Mit einführenden Worten von August Bebel. 4. Aufl. (16.—18. Tausend.) München 1930, Reinhardt.

Sastrow, Bartholomäus, Ein deutscher Bürger des 16. Jahrhunderts. Selbstschilderung des Stralsunder Bürgermeisters Bartholomäus Sastrow. Hrsg. von Horst Kohl. Voigtländers Quellenbücher Bd. 38. Leipzig.

Schirmer, Karl, 50 Jahre Arbeiter. Bücher der Arbeit Bd. 13. Duisburg 1924, Echo-Verlag.

Scholl, Carl, Lebenserinnerungen eines alten Handwerkers aus Memel. Hrsg. und mit Handzeichnungen begleitet von M. u. J. Rehsener. Stuttgart-Gotha 1932, Perthes.

Stötzner, Albert, Auf der Walze. Aufzeichnungen eines Handwerksburschen. 2. Aufl. (9.—12. Tausend.) Wandsbeck, Albert Stötzner.

Tureck, Ludwig, Ein Prolet erzählt. Lebensschilderung eines deutschen Arbeiters. 1.—7. Tausend. Berlin 1930, Malik.

Werner, Georg, Ein Kumpel. Erzählung aus dem Bergmannsleben. 6. u. 7. Tausend. Berlin 1930, Verlag „Die Knappschaft".

Winnig, August, Frührot. Ein Buch von Heimat und Jugend. Stuttgart u. Berlin 1933, J. G. Cotta.

— Der weite Weg. Hamburg 1932, Hanseatische Verlagsanstalt.

Zink, Burkhard, Das Leben des Burkhard Zink nebst Auszügen aus seiner Chronik. Hrsg. von Werner Mahrholz. Leipzig, Insel-Verlag.